THEODOR HERZL'S
ZIONISTISCHE SCHRIFTEN



JÜDISCHER VERLAG BERLIN

BRITTLE BOOK FORM

University of Illinois at Urbana/Champaign
University Library
Binding and Preservation Division
12 Library

CONSERVATION UNIT TO: Stacks

This volume cannot be bound or repaired because of brittle paper. Reshelving in the following manner is considered a temporary measure.

1. Tying and/or wrapping and tying.
2. Storage in acid free envelope, document box, etc.

CONSIDER THE FOLLOWING ALTERNATIVES:

1. Replacement
2. Reprint
3. Withdrawal
4. Photocopying, Microfilm, Microfiche, etc.
5. Storage for future preservation if bibliographic research determines it is valuable to our collection. (If transferred to Storage in Stacks, it must be last copy in system.)

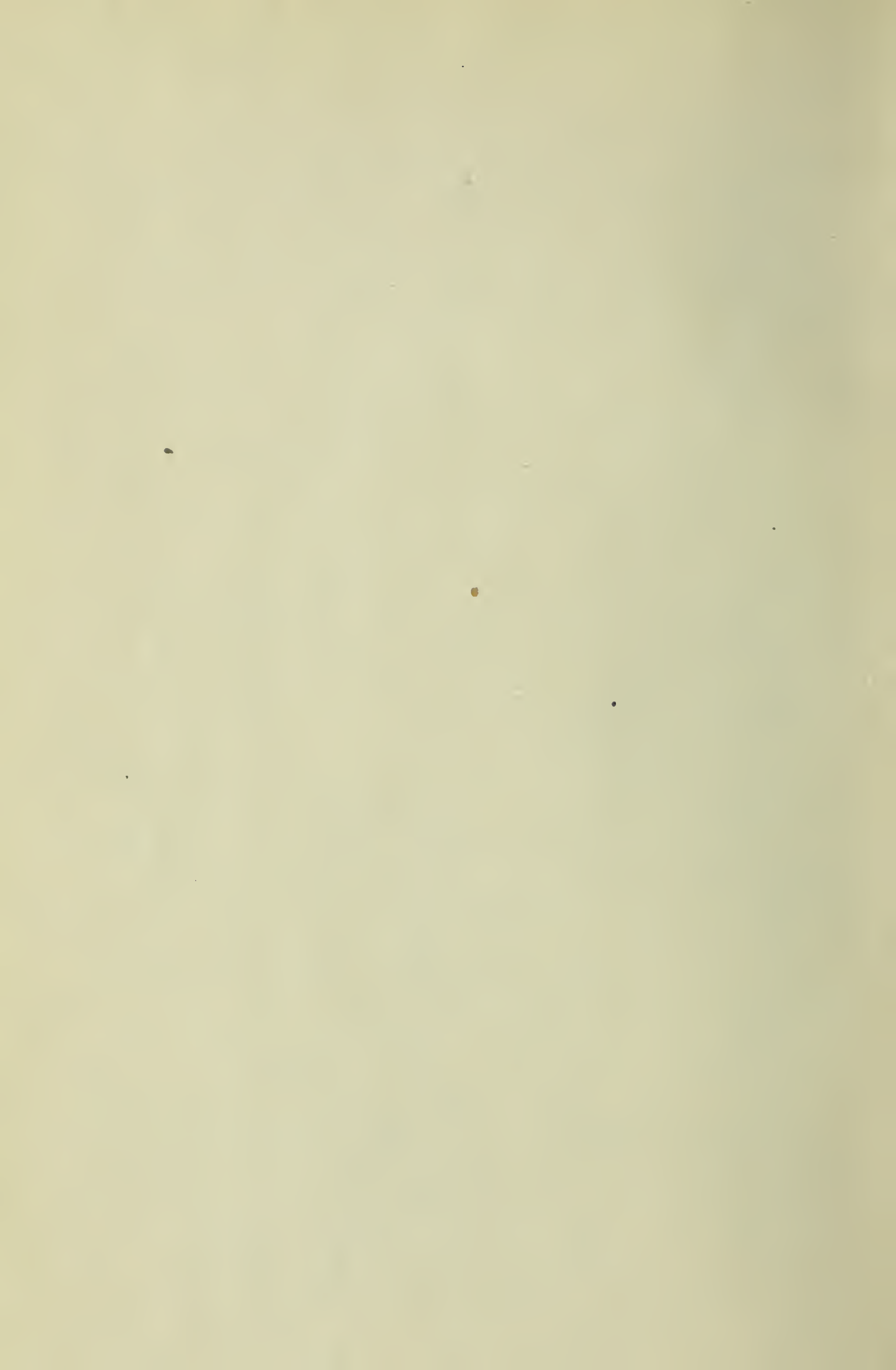
Date OCT 12 1984 by Jane Gammon

GAMMON 10/10/84

PLEASE HANDLE WITH CARE

PLEASE HANDLE WITH CARE











THEODOR HERZL'S ZIONISTISCHE SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. LEON KELLNER

ERSTER TEIL



JÜDISCHER VERLAG, BERLIN-CHARLOTTENBURG

VON DIESEM WERKE WURDEN 200 NUMMERIERTE EXEMPLARE AUF BUETTENPAPIER HERGESTELLT



VORREDE



VORREDE

Am 3. Juli 1904 starb Dr. Theodor Herzl, nachdem er im letzten Jahrzehnt seines kurzen Lebens dem zionistischen Gedanken seine politische Begründung, eine die ganze Welt umfassende Verbreitung, endlich eine Verkörperung und Organisation gegeben hatte, die dem Keime eines Judenstaates eine sichere Entwicklung verbürgen. Wie er, der erfolgreiche Schriftsteller, der bezaubernde und vielumworbene Weltmann, dazu kam, den stillen Hafen seines Berufes zu verlassen und auf dem sturmgepeitschten Schiff des Judenvolkes das Steuer zu ergreifen; wie er seine schier übermenschliche Arbeitskraft zum Aeussersten anspannte, bis er mitten im Werke zusammenbrach; wie er die Ärmsten seiner Stammesgenossen zur Höhe seines Ideals emporhob

und es andrerseits über sich brachte, sich werbend der hochmütigen Beschränktheit der Reichsten zu nähern; wie er durch seine stille Grösse die Mächtigen dieser Erde gewann und mit seiner durchsichtigen Ehrlichkeit im Begriffe war, den Argwohn der Misstrauischesten zu entwaffnen — das wird in nicht zu ferner Zeit von berufener Freundeshand dargestellt werden. Die Quellen für eine Lebensgeschichte Theodor Herzls, namentlich des Zionisten Theodor Herzl, sind reichlich vorhanden. Herzl hat alle an ihn gerichteten Schriftstücke, sowie die Konzepte aller wichtigen von ihm ausgegangenen Briefe sorgfältig geordnet und aufbewahrt, ferner vom Jahr 1895 an über alle seine Erlebnisse, Begegnungen, Eindrücke, Unterredungen ein Tagebuch geführt. —

Die „Zionistischen Schriften" sollen allen Juden, die an sich und ihre Zukunft glauben, zeigen, wie Theodor Herzl sich diese Zukunft gedacht hat, auf welchen Wegen er sie für sein Volk erreichen wollte; den Nichtjuden, die guten Willens sind, wird es erwünscht sein, das zionistische Programm aus erster Hand kennen zu lernen; der Seelenforscher wird

die Aeusserungen eines geborenen Führers, einer — mit Carlyle zu reden — königlichen Persönlichkeit mit Teilnahme und seltenem Gewinne studieren.

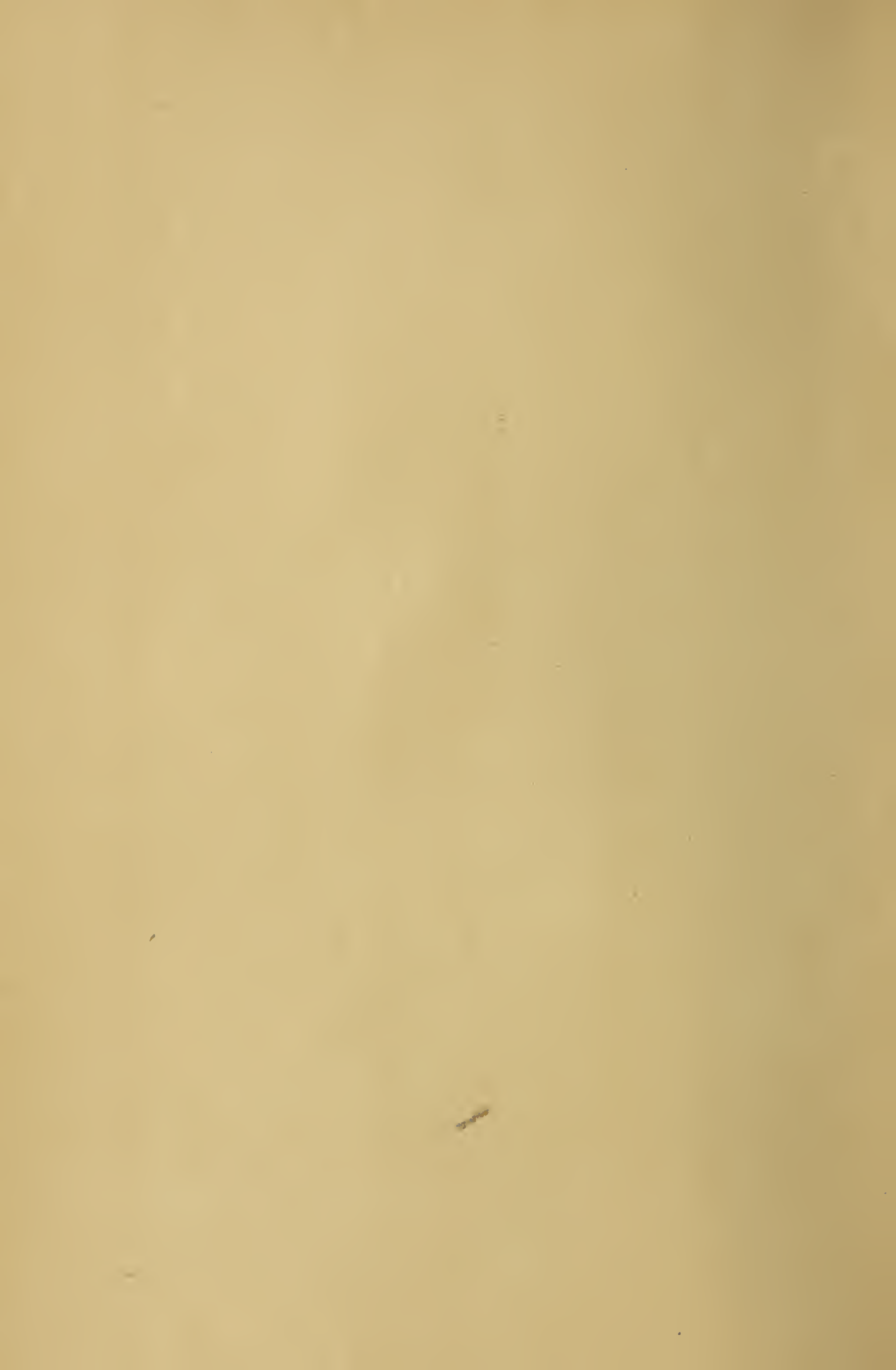
Leider sind die „Zionistischen Schriften" nicht so vollständig, wie es der Herausgeber gewünscht hätte. Es fehlen aus der zionistischen Frühlingszeit Herzls die „Einfälle zum Judenstaat" und ein überaus wichtiges Dokument, eine Denkschrift an die Familie Rothschild, die sich im handschriftlichen Nachlass befinden. Die Testamentsvollstrecker Herzls halten die Zeit noch nicht für gekommen, diese Schriften der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Mit Ausnahme der „Selbstbiographie", die gleichsam anstatt eines Vorwortes an die Spitze gestellt wurde, sind sämmtliche Stücke der „Zionistischen Schriften" nach der Zeit ihrer Entstehung eingereiht. Diese chronologische Anordnung spiegelt den Werdegang des Zionisten Herzl wieder und gibt gleichzeitig die Meilensteine in der Geschichte der zionistischen Bewegung, wie sie seit dem Eingreifen Herzls sich gestaltet hat.

DER HERAUSGEBER



SELBSTBIOGRAPHIE



SELBSTBIOGRAPHIE

Ich bin 1860 in Budapest geboren, nahe der Synagoge, in der mich der Rabbi jüngst mit den strengsten Worten anklagte, weil ich — wirklich und wahrhaftig — weil ich für die Juden mehr Ehre und Freiheit, als sie gegenwärtig geniessen, zu erlangen versuche. Aber an der Vordertür des Hauses in der Tabakgasse, wo ich das Licht der Welt erblickte, wird nach 20 Jahren ein Zettel mit der Anzeige „Zu vermieten" zu lesen sein.

Ich kann nicht leugnen, dass ich in die Schule ging. Erst wurde ich in eine jüdische Vorschule geschickt, wo ich ein gewisses Ansehen genoss, weil mein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Meine früheste Erinnerung an diese Schule besteht in Prügeln, welche ich erhielt, weil ich die Einzelheiten des Auszugs der Juden aus Aegypten nicht wusste. Gegenwärtig möchten mich viele Schulmeister prügeln, weil ich mich zuviel an jenen Auszug aus Aegypten erinnere. Im Alter von zehn Jahren kam ich auf die Realschule, wo man im Gegensatz zu dem Gymnasium, welches das Schwergewicht auf die alten klassischen Sprachen legt, mehr das moderne Wissen betont. Lesseps war damals der Held des Tages, und ich fasste den Plan, den anderen Isthmus, den von Panama, zu durchstechen. Bald aber verlor ich meine bisherige Vorliebe für Logarithmen und Trigonometrie, weil damals eine ausgesprochene antisemitische Richtung auf der Realschule herrschte. Einer unserer Lehrer erklärte die Bedeutung des Wortes „Heiden", indem er sagte: „Zu diesen gehören die

Götzendiener, Muhammedaner und Juden." Nach dieser merkwürdigen Erklärung hatte ich von der Realschule genug und wollte eine klassische Anstalt besuchen. Mein guter Vater zwängte mich für meine Studien nie in eine enge Bahn hinein, und so wurde ich Schüler eines Gymnasiums. Trotzdem war der Panamaplan für mich noch nicht ganz beseitigt. Viele Jahre später hatte ich als Pariser Korrespondent der „Neuen Freien Presse" (in Wien) die Pflicht, über die berüchtigten Vorkommnisse bei dieser skandalösen Episode der Geschichte Frankreichs zu schreiben.

Im „Evangelischen Gymnasium" bildeten die Juden die Mehrzahl, und deshalb hatten wir uns nicht über irgend welche Judenhetze zu beklagen. In der siebenten Klasse schrieb ich meinen ersten Zeitungsartikel, natürlich ohne Namen, sonst hätte ich Karzer bekommen. Während meines Aufenthalts in der obersten Klasse des Gymnasiums starb meine einzige Schwester, ein Mädchen von 18 Jahren; meine gute Mutter wurde vor Kummer so schwermütig, dass wir 1878 nach Wien verzogen.

Während der Trauerwoche besuchte uns Rabbi Kohn und fragte mich, was meine Pläne für die Zukunft wären. Ich sagte ihm, dass ich ein Schriftsteller werden wollte, worauf der Rabbi seinen Kopf ebenso unzufrieden schüttelte, wie er später den Zionismus missbilligte. Eine Schriftstellerlaufbahn ist kein eigentlicher Beruf, schloss der unzufriedene Rabbi.

In Wien studierte ich die Rechte, nahm an allen Studententorheiten teil und trug die bunte Mütze einer Verbindung, bis diese eines Tages den Beschluss fasste, dass fortan keine Juden mehr als Mitglieder aufgenommen werden sollten. Die es schon waren, erhielten die freundliche Erlaubnis, in der Verbindung zu bleiben. Ich sagte den edlen jungen Leuten Lebewohl und fing nun an, mich ernstlich an die Arbeit zu setzen. 1884 wurde ich Dr. juris und trat als unbesoldeter Beamter unter Leitung eines Richters in die Gerichtspraxis ein. Ich fand Verwendung beim Gerichte in



THEODOR HERZL
(LETZTE AUFNAHME)



Wien und in Salzburg. In Salzburg erschien mir die Arbeit anziehender; die Szenerie um die Stadt ist bekanntlich eine besonders schöne. Mein Amtszimmer war in einem alten Festungsturme gerade unter dem Glockenstuhle und täglich dreimal tönte mir das Geläute recht hübsch in die Ohren.

Natürlich schrieb ich mehr für das Theater als für das Gericht. In Salzburg brachte ich einige der glücklichsten Stunden meines Lebens zu. Ich wäre auch gerne in der schönen Stadt geblieben; aber als Jude wäre ich nie zur Stellung eines Richters befördert worden. Deshalb nahm ich damals von Salzburg und der Rechtsgelehrsamkeit Abschied.

Wieder bereitete ich dem Rabbi von Budapest grossen Aerger; denn, anstatt mich um einen wirklichen Beruf oder ein Amt umzusehen, fing ich an zu reisen und für das Theater und für Zeitungen zu schreiben. Viele meiner Stücke wurden auf verschiedenen Theatern aufgeführt: einige mit vielem Beifall, andere mit geringem Erfolg. Bis zu diesem Augenblicke kann ich nicht verstehen, warum einige meiner Stücke Beifall fanden, andere ausgepfiffen wurden. Diese Verschiedenheit der Aufnahme meiner Stücke lehrte mich jedoch, es nicht zu beachten, ob das Publikum mein Werk beklatschte oder auspfiff. Man muss es sich selbst recht machen; alles andere ist gleichgültig. Ich verwerfe gegenwärtig alle meine Stücke, selbst die, welche noch am Kaiserlichen Burgtheater in Wien Beifall finden und kümmere mich nicht länger um sie.

Im Jahre 1889 heiratete ich und habe drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen. Nach meiner Meinung sind meine Kinder weder hässlich noch dumm. Aber natürlich kann ich mich täuschen.

Während meiner Reise in Spanien, 1891, machte mir das Wiener Blatt „Neue Freie Presse“ das Anerbieten, sein Korrespondent in

Paris zu werden. Ich nahm diese Stellung an, obgleich ich bis zu der Zeit die Politik verachtet und verabscheut hatte. In Paris hatte ich Gelegenheit zu erfahren, was die Welt unter Politik versteht, und ich sprach meine Ansichten in meinem kleinen Buch „Das Palais Bourbon" aus. 1895 hatte ich genug an Paris und kehrte nach Wien zurück.

Während der letzten zwei Monate meines Aufenthaltes in Paris schrieb ich das Buch „Der Judenstaat", das mir die Ehre verschafft hat, von Ihrem Blatte um einige biographische Angaben über meine geringe Person ersucht worden zu sein. Ich erinnere mich nicht, je etwas in so erhabener Gemütsstimmung wie dieses Buch geschrieben zu haben. Heine sagt, dass er die Schwingen eines Adlers über seinem Haupte rauschen hörte, als er gewisse Verse niederschrieb. Ich glaubte auch an so etwas wie ein Rauschen über meinem Haupte, als ich dieses Buch schrieb. Ich arbeitete an ihm täglich, bis ich ganz erschöpft war; meine einzige Erholung am Abend bestand darin, dass ich Wagnerscher Musik zuhörte, besonders dem Tannhäuser, eine Oper, welche ich so oft hörte, als sie gegeben wurde. Nur an den Abenden, wo keine Oper aufgeführt wurde, fühlte ich Zweifel an der Richtigkeit meiner Gedanken.

Zuerst hatte ich den Gedanken gehabt, diese meine kleine Schrift über die Lösung der Judenfrage nur privatim unter meinen Freunden umlaufen zu lassen. Die Veröffentlichung dieser Ansichten habe ich erst später ins Auge gefasst; ich hatte nicht die Absicht, eine persönliche Agitation für die jüdische Sache zu beginnen. Die meisten Leser werden erstaunt sein, wenn sie von diesem früheren Widerstreben hören. Ich betrachtete die ganze Sache nur als solche, in der man handeln, nicht aber disputieren müsse. Oeffentliche Agitation sollte nur mein letztes Auskunftsmittel werden, wenn man meinen privat gegebenen Rat nicht anhörte oder nicht befolgte.

Als ich mein Buch beendigt hatte, bat ich einen meiner ältesten und besten Freunde, das Manuskript zu lesen. Während er es las, fing er plötzlich an zu weinen. Ich fand diese Erregung ganz natürlich, da er ein Jude war; ich hatte ja auch manchmal beim Schreiben geweint. Aber zu meiner Bestürzung gab er einen ganz anderen Grund für seine Tränen an. Er dachte, ich wäre irrsinnig geworden, und da er mein Freund war, machte ihn mein Unglück sehr traurig. Er lief weg, ohne ein anderes Wort zu sagen. Nach einer schlaflosen Nacht kam er zurück und drang in mich, die Sache zu lassen, da mich jeder für irre halten würde. Er war so erregt, dass ich ihm alles versprach, um ihn zu beruhigen. Dann riet er mir, Max Nordau um Rat zu fragen, ob mein Plan der Gedanke eines zurechnungsfähigen Menschen sei. „Ich werde niemand fragen," war meine Antwort; „wenn meine Gedanken einen solchen Eindruck auf einen gebildeten und treuen Freund machen, werde ich den Plan aufgeben."

Ich hatte dann eine sehr ernste Krisis durchzumachen; ich kann sie nur damit vergleichen, wenn man einen rotglühenden Körper in kaltes Wasser wirft. Freilich, wenn dieser Körper zufällig Eisen ist, wird er Stahl.

Mein Freund, von dem ich oben gesprochen habe, hatte meine Ausgaben für Telegramme zusammenzuzählen. Als er mir die Rechnung gab, die aus einer sehr grossen Reihe von Posten bestand, sah ich auf den ersten Blick, dass er ungenau zusammengezählt hatte. Ich richtete seine Aufmerksamkeit darauf, und er zählte noch einmal zusammen; aber erst beim dritten oder vierten Male stimmten seine Summen mit den meinigen. Dieser kleine Vorfall gab mir mein Selbstvertrauen zurück. Ich war doch imstande, genauer zusammenzuzählen als er: meine Vernunft musste mich also nicht gänzlich verlassen haben.

An jenem Tage begannen meine Beunruhigungen betreffs des Judenstaates. Während der zwei und mehr folgenden Jahre habe

ich viele, viele traurige Tage erlebt, und ich fürchte, dass noch mehr traurige Tage folgen werden. 1895 begann ich ein Tagebuch zu führen; jetzt sind schon vier starke Bände angefüllt. Sollte ich sie je veröffentlichen, so würde die Welt erstaunt sein, zu erfahren, was ich einzustecken gehabt habe, wer die Feinde meines Planes waren und andererseits, wer mir beistand.

Aber eines betrachtete ich als gewiss und über allem Zweifel erhaben: die Bewegung wird anhalten. Ich weiss nicht, wann ich sterben werde, aber der Zionismus wird nie sterben. Seit den Tagen von Basel hat das Jüdische Volk wieder eine Volksvertretung; folglich wird der „Judenstaat" in seinem eigenen Lande erstehen. Ich bin jetzt am Werke, die Bank ins Leben zu rufen und ich erwarte, dass sie sich als ein ebenso grosser Erfolg wie der Kongress erweisen wird.

THEODOR HERZL
UND BARON HIRSCH



THEODOR HERZL UND BARON HIRSCH

ERSTER BRIEF AN BARON HIRSCH

[Datum fehlt.]

Sehr geehrter Herr!

Wann kann ich die Ehre haben, Sie zu besuchen? Ich möchte mich mit Ihnen über die Judenfrage unterhalten. Es handelt sich um kein Interview und ebensowenig um eine verkappte oder unverhüllte Geldsache. Es scheint, Sie werden so viel in Anspruch genommen, dass man sich nicht früh genug gegen unsaubere Vermutungen verwahren kann. Ich wünsche nur mit Ihnen ein judenpolitisches Gespräch zu führen, das vielleicht in eine Zeit hinauswirken wird, wo weder Sie noch ich da sein werden.

Darum möchte ich auch, dass Sie mir einen Tag für unsere Zusammenkunft bestimmen, wo Sie ein bis zwei Stunden ungestört der Sache widmen können. Wegen meiner gewöhnlichen Beschäftigung wäre mir ein Sonntag der liebste Tag. Es muss nicht der nächste Sonntag sein. Wann Sie wollen.

Was ich vorhabe, wird Sie interessieren. So wenig ich Ihnen aber auch mit andeute, wünsche ich doch nicht, dass Sie diesen Brief Ihrer Umgebung — Sekretären u. a. — zeigen. Behandeln Sie ihn gefälligst vertraulich.

Hochachtungsvoll ergeben

Dr. Herzl.

ANTWORT DES BARON HIRSCH

Londres, le 20 Mai 1895.

Monsieur le Dr. Théodore Herzl,
Paris.

Je viens de recevoir votre lettre ici, où je vais passer deux mois. Je regrette donc, avec la meilleure volonté du monde de ne pouvoir vous fixer le rendez-vous que vous me demandez. Peut-être pourriez vous me dire par lettre ce que vous voulliez m'expliquer de vive voix, en mettant „Personnel" sur l'enveloppe que vous m'adresserez.

Je vous demande pardon de vous répondre par la main de mon secretaire et en français, mais les suites d'une ancienne blessure de chasse à la main droite ne me permettent plus de tenir la plume longtemps.

Recevez, monsieur, l'expression de mes sentiments distingés

M. de Hirsch.

ZWEITER BRIEF AN BARON HIRSCH

37 rue Cambon, 24. V. 1895.

Hochgeehrter Herr!

Ich bedauere sehr lebhaft, dass wir nicht hier zusammenkommen konnten.

Zu schreiben, was ich Ihnen sagen wollte, ist nicht leicht. Ich will von den äusseren Schicksalen, die ein Brief haben kann, absehen. Meine Absichten, die einem bedeutenden Zweck dienen, könnten durch müssige Neugier defloriert oder durch den Unverstand zufälliger Mitwisser verdorben werden. Ferner kann mein Brief in einem Augenblick in Ihre Hände kommen, wo Sie, durch anderes zerstreut, ihn nicht mit der ganzen konzentrierten Aufmerksamkeit lesen würden.

Wenn Sie mir aber durch Ihren Sekretär irgend eine höfliche Formel der prise en considération antworten liessen, wären Sie für mich dauernd erledigt. Und das wäre vielleicht im allgemeinen Interesse zu bedauern.

Dennoch werde ich Ihnen schreiben. Nur bin ich im Augenblick zu beschäftigt — wie der alte Witz sagt — um mich kurz zu fassen. Tatsächlich möchte ich Sie nicht mit grossmächtigen Auseinandersetzungen langweilen. Ich werde Ihnen, sobald ich Zeit finde, den Plan einer neuen Judenpolitik vorlegen.

Was Sie bisher unternommen haben, war ebenso grossmütig als verfehlt, ebenso kostspielig als zwecklos. Sie waren bisher nur ein Philanthrop, ein Peabody. Ich will Ihnen den Weg zeigen, wie Sie mehr werden können.

Glauben Sie aber nicht, dass ich ein Projektenmacher oder Narr von einer neuen Spielart bin, wenn auch die Weise, wie ich Ihnen schreibe, ein bisschen vom Gewöhnlichen abweicht. Ich gebe die Möglichkeit von vornherein zu, dass ich mich irre, und lasse mir Einwendungen gefallen.

Ich erwarte durchaus nicht, dass ich Sie gleich überzeugen werde, denn Sie müssen eine Anzahl Ihrer bisherigen Gedanken umdenken.

Ich wünsche nur, obwohl ich Ihnen vermutlich ein unbekannter Mann bin, Ihre vollste Aufmerksamkeit. Im Gespräch hätte ich mir sie wahrscheinlich erzwungen, im brieflichen Verkehr ist das schwerer. Mein Schreiben liegt unter anderen auf Ihrem Tisch, und ich denke mir, dass Sie von Bettlern, Schmarotzern, Simulanten und Industriellen der Wohltätigkeit täglich genug Briefe bekommen. Darum wird mein Brief in einem zweiten Umschlag liegen, der die Aufschrift hat: Brief des Dr. Herzl. Diesen

bitte ich Sie beiseite zu legen und erst zu öffnen, wenn Sie einen vollkommen ruhigen und freien Kopf haben. So wie ich's für unser unterbliebenes Gespräch gewünscht hätte.

Hochachtungsvoll ergeben

Dr. Herzl.

ANTWORT DES BARON HIRSCH

Londres 26 Mai.

Monsieur Herzl, 37 rue Cambon, Paris.

J'ai reçu votre lettre d'avant-hier. Vous pouvez, s'il n'est fait déjà, vous épargner un long exposé. Je me rendrai dans quelques jours à Paris pour 48 heures et vous me trouverez dimanche prochain (2 Juin) à votre disposition à 10. 30 du matin 2 rue de l'Elysée.

Recevez, monsieur, l'expression de mes sentiments distingués

M. de Hirsch.

UNTERREDUNG THEODOR HERZL'S MIT BARON HIRSCH

(PFINGSTSONNTAG 1895)

Herzl: Sie werden in dem, was ich Ihnen sagen will, einiges zu einfach, anderes zu phantastisch finden. Aber mit Einfachem und Phantastischem führt man die Menschen. Es ist erstaunlich — und bekannt — mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird.

Nun war ich keineswegs von vornherein darauf aus, mich mit der Judenfrage zu beschäftigen.

Sie dachten ja ursprünglich auch nicht daran, Patron der Juden zu werden. Sie waren ein Bankier, machten grosse Geschäfte;

endlich verwendeten Sie Ihre Zeit und Ihr Geld auf die Judensache. — So war ich von Haus aus Schriftsteller, Journalist, dachte nicht an die Juden. Aber meine Erfahrungen, Beobachtungen, der wachsende Druck des Antisemitismus zwangen mich zur Sache.

Gut. Legitimiert bin ich also.

Auf die Geschichte der Juden, mit der ich anfangen sollte, gehe ich nicht ein. Sie ist bekannt. Nur eins muss ich hervorheben. Durch unsere zweitausendjährige Verstreuung sind wir ohne einheitliche Leitung unserer Politik gewesen. Das aber halte ich für unser Hauptunglück. Das hat uns mehr geschadet als alle Verfolgungen. Denn es war niemand da, der uns — wäre es auch nur aus monarchischem Eigennutz — zu rechten Männern erzogen hätte. Im Gegenteil. Zu allen schlechten Gewerben wurden wir hingedrängt, im Ghetto festgehalten, wo wir aneinander verkamen, und als man uns herausliess, wollte man plötzlich, dass wir gleich die Gewohnheiten der Freiheit hätten.

Wenn wir nun eine einheitliche politische Leitung hätten, deren Notwendigkeit nicht weiter zu beweisen ist und die durchaus keinen Geheimbund vertreten soll — wenn wir diese Leitung hätten, könnten wir an die Lösung der Judenfrage herangehen. Und zwar von oben und von unten und von allen Seiten.

Nach dem Zweck aber, den wir dann, wenn wir ein Zentrum, einen Kopf haben, verfolgen wollen, werden die Mittel sein.

Zwei Zwecke können es sein. Entweder Bleiben oder Auswandern.

Für beide sind gewisse Massregeln der Volkserziehung die gleichen. Denn selbst wenn wir auswandern, dauert es lange, bis wir im Gelobten Land ankommen. Moses brauchte vierzig Jahre. Wir werden vielleicht zwanzig oder dreissig brauchen.

Jedenfalls steigen inzwischen neue Geschlechter herauf, die wir uns erziehen müssen.

Für die Erziehung will ich nun gleich von vornherein ganz andere Methoden vorschlagen, als Sie sie haben.

Zunächst ist da das Prinzip der Wohltätigkeit, das ich für durchaus falsch halte. Sie züchten Schnorrer. Charakteristisch ist, dass bei keinem Volk so viel Wohltätigkeit und so viel Bettel vorkommt wie bei den Juden. Es drängt sich einem auf, dass zwischen beiden Erscheinungen ein Zusammenhang sein müsse. So dass durch die Wohltätigkeit der Volkscharakter verlumpt.

Hirsch: Sie haben ganz Recht.

Herzl: Vor Jahren hörte ich, dass Ihre Versuche mit den Juden in Argentinien keine oder schlechte Resultate ergeben.

Hirsch: Wollen Sie, dass ich Ihnen zwischendurch antworte, wenn ich eine Einwendung habe?

Herzl: Nein, mir ist lieber, wenn Sie mich den ganzen Körper meiner Auseinandersetzung geben lassen. Ich weiss, dass einzelnes den Tatsachen nicht entsprechen wird, weil ich bisher keine Ziffern und Daten sammelte. Lassen Sie mich nur meine Prinzipien formulieren.

Ihre argentinischen Juden führen sich liederlich auf, hat man mir erzählt.

Jedenfalls war die Sache nicht so anzufangen, wie Sie es taten. Sie schleppen diese Ackerjuden hinüber. Die müssen glauben, dass sie fernerhin ein Recht auf Ihre Unterstützung haben, und gerade die Arbeitslust wird dadurch nicht gefördert. Was ein solcher Exportjude Sie kostet, ist er nicht wert. Und wie viel

Exemplare können Sie überhaupt hinübersetzen? Fünfzehn — zwanzigtausend! . . . In einer Gasse der Leopoldstadt in Wien wohnen mehr.

Nein, direkte Mittel sind zur Bewegung von Menschenmassen überhaupt nicht verwendbar. Wirken können Sie nur mit indirekten.

Um die Juden aufs Land zu ziehen, mussten Sie ihnen ein Märchen der Goldgewinnung erzählen. Phantastisch konnte es so lauten: Wer ackert, sät und erntet, findet in der Garbe Gold. Ist ja auch beinahe wahr. Nur wissen die Juden, dass es ein kleines Klümpchen sein wird. So konnten Sie ihnen vernunftmässiger sagen: wer am besten wirthschaftet, bekommt eine Prämie, die sehr hoch sein kann.

Nur glaube ich nicht, dass man die Juden in ihren jetzigen Wohnorten aufs Land setzen kann. Die Bauern würden sie mit Dreschflegeln erschlagen. Ein Hauptnest des deutschen Antisemitismus ist Hessen, wo Juden Klein-Ackerbau treiben.

Mit zwanzigtausend Ihrer argentinischen Juden haben Sie noch nichts bewiesen, selbst wenn die Leute gut tun.

Misslingt es aber, so liefern Sie einen furchtbaren Beweis gegen die Juden.

Genug der Kritik. Was ist zu tun?

Zum Bleiben wie zum Wandern muss die Rasse zunächst an Ort und Stelle verbessert werden. Man muss sie kriegsstark, arbeitsfroh und tugendhaft machen. Nachher auswandern — wenn es noch nötig ist.

Für diese Verbesserung können Sie Ihre Mittel besser verwenden, als Sie es bisher getan haben.

Statt sich die Juden einzeln zu kaufen, setzen Sie in den Hauptländern des Antisemitismus Riesenprämien aus: für actions d'éclat, für Handlungen von grosser moralischer Schönheit, für Mut, Selbstaufopferung, sittliches Verhalten, grosse Leistungen in Kunst und Wissenschaft, für den Arzt in Epidemiezeiten, den Krieger, den Erfinder eines Heilmittels, eines Wohlfahrtsmittels, gleichviel was — kurz, für alles Grosse.

Durch die Prämie wird Doppeltes erreicht: erstens die Verbesserung aller, zweitens die Bekanntmachung. Weil nämlich die Sache ungewöhnlich und glänzend ist, wird man allerwärts davon reden. So erfährt man, dass es auch und wie viele gute Juden es gibt.

Das Erste aber ist wichtiger: die Verbesserung. Auf den einzelnen jährlich Prämiierten kommt es ja gar nicht an. Mir sind die anderen wichtiger, die sich alle höher recken, um den Preis zu bekommen. So wird das moralische Niveau gehoben .....

Hirsch: Nein, nein, nein! Ich will das Niveau gar nicht heben. Alles Unglück kommt daher, dass die Juden zu hoch hinaus wollen. Wir haben zu viel Intelligenzen. Meine Absicht ist, die Juden von der Streberei abzuhalten. Sie sollen nicht so grosse Fortschritte machen. Aller Hass kommt daher. — Was nun meine Pläne in Argentinien betrifft, sind Sie auch schlecht unterrichtet. Es ist wahr, dass ich anfangs liederliche Bursche hinüberbekam, die ich am liebsten ins Wasser geworfen hätte. Aber jetzt habe ich schon viele ordentliche Leute drüben. Und meine Absicht ist, wenn die Kolonie gedeiht, ein schönes englisches Schiff zu mieten, hundert Zeitungskorrespondenten einzuladen — Sie lade ich schon heute ein — und mit ihnen hinüber zu fahren nach Argentinien. Es hängt freilich von den Ernten ab. Nach einigen guten Jahren könnte ich der Welt zeigen, dass die Juden also doch zu Ackerbauern taugen. Das wird dann vielleicht zur Folge haben, dass man sie auch in Russland auf den Feldern arbeiten lässt.

Herzl: Ich habe Sie nicht mehr unterbrochen, obwohl ich nicht fertig war. Es war mir interessant, zu hören, was Sie eigentlich vorhaben. Aber ich sehe ein, dass es unnütz wäre, Ihnen meine weiteren Gedanken zu sagen.

Hirsch: Ich bemerke ja, dass Sie ein intelligenter Mensch sind. Aber Sie haben so phantastische Einfälle.

Herzl (aufstehend): Ja, habe ich Ihnen denn nicht vorher gesagt, dass Ihnen das zu einfach oder zu phantastisch vorkommen wird? Sie wissen nicht, was das Phantastische ist, und dass man nur von einer Höhe aus die grossen Züge der Menschen betrachten kann.

Hirsch: Auswandern wäre das Einzige. Es gibt Länder genug zu kaufen.

Herzl: Ja, wer sagt Ihnen denn, dass ich nicht auswandern will? Da steht es, in diesen Notizen. Ich werde zum deutschen Kaiser gehen, und der wird mich verstehen, denn er ist dazu erzogen, grosse Dinge zu beurteilen . . .

Dem deutschen Kaiser werde ich sagen: Lassen Sie uns ziehen! Wir sind Fremde, man lässt uns nicht im Volk aufgehen, wir können es auch nicht. Lassen Sie uns ziehen! Ich will Ihnen die Mittel und Wege angeben, deren ich mich für den Auszug bedienen will, damit keine wirtschaftliche Störung, keine Leere hinter uns eintrete.

Hirsch: Woher nehmen Sie das Geld? Rothschild wird fünfhundert Francs unterschreiben.

Herzl: Das Geld? Ich werde eine jüdische Nationalanleihe von zehn Milliarden Mark aufbringen.

Hirsch: Phantasie! Die reichen Juden geben nichts her. Die Reichen sind schlecht, interessieren sich für die Leiden der Armen nicht.

Herzl: Sie reden wie ein Sozialist, Baron Hirsch!

Hirsch: Ich bin auch einer. Ich bin gleich bereit, alles herzugeben, wenn es die anderen auch tun müssen . . .

Das war nicht unser letztes Gespräch. Sobald ich wieder von London herüberkomme, gebe ich Ihnen ein Lebenszeichen.

Herzl: Wann Sie wollen.

DRITTER BRIEF AN BARON HIRSCH, PARIS

Pfingstmontag, 3. Juni 1895.

Hochgeehrter Herr!

Um dem esprit de l'escalier vorzubeugen, machte ich mir Notizen, bevor ich zu Ihnen ging.

Heimgekehrt sah ich, dass ich auf Seite 6 stehen geblieben bin, und ich hatte 32 Seiten. Durch Ihre Ungeduld haben Sie nur Absätze kennen gelernt, wo und wie die Idee zu blühen anfängt, das haben Sie nicht erfahren.

Schadet nichts. Erstens erwartete ich keine sofortige Bekehrung. Zweitens steht mein Plan durchaus nicht auf Ihren zwei Augen.

Wohl hätte ich Sie als eine vorhandene und bekannte Kraft der Kürze wegen gern benützt. Aber Sie wären eben nur die Kraft gewesen, mit der ich begonnen hätte. Es gibt andere. Es gibt endlich und vor allem die Masse der Juden, zu der ich den Weg zu finden wissen werde.

Diese Feder ist meine Macht. Sie werden sich davon überzeugen, wenn ich bei Leben und Gesundheit bleibe — eine Einschränkung, die ja Sie selbst auch bei Ihrem Werk machen müssen.

Sie sind der grosse Geldjude, ich bin der Geistesjude. Daher kommen die Verschiedenheiten unserer Mittel und Wege. Bemerken Sie, dass Sie von meinen Versuchen noch nichts hören konnten, weil der erste eben bei Ihnen, an Ihnen stattfand.

Natürlich sind Sie mir mit leiser Ironie gegenübergestanden. So habe ich's erwartet. Ich sagte es Ihnen in der Einleitung. Neue Ideen werden so aufgenommen. Dabei hatten Sie nicht einmal die Geduld, sie bis zu Ende anzuhören. Ich werde mich dennoch aussprechen. Ich hoffe, Sie werden das herrliche Wachstum meiner Ideen erleben. Sie werden sich des Pfingstsonntag-Vormittags erinnern, denn Sie sind, glaube ich, mit aller Ihrer Ironie ein unbefangener und grossen Entwürfen zugänglicher Mann, auch versuchten Sie ja viel für die Juden zu tun — in Ihrer Art. Aber werden Sie mich verstehen, wenn ich sage, dass Ihre Methode durch den ganzen Entwicklungsgang der Menschheit Lügen gestraft wird? Wie, Sie wollen eine grosse Gruppe von Menschen auf einem bestimmten Niveau erhalten, ja sogar herabdrücken? Allons donc! Wir wissen doch, welche Phasen unser menschliches Geschlecht durchlaufen hat, von den Urzuständen herauf bis zur Kultur. Es geht immer aufwärts, justament, trotz alledem und ewig, immer höher, immer höher, immer höher! Es gibt Rückschläge, jawohl. Das ist keine Phrase. Unsere Grossväter wären verblüfft, wenn sie wiederkämen, aber wer wird künstlich einen Rückschlag herbeiführen wollen, ganz abgesehen davon, dass es nicht geht. Wenn es ginge, glauben Sie, dass es die Monarchien, die Kirche nicht durchführten? Und was haben diese Mächte für Mittel über Leib und Seele der Menschen! Was sind Ihre Mittel dagegen? Nein, wenn es hoch kommt, halten sie die Entwicklung ein Weilchen auf und dann werden sie vom grossen Sturmwind hinweggefegt.

Wissen Sie, dass Sie eine furchtbar reaktionäre Politik haben — ärger als die absolutesten Autokratien — zum Glück reichen Ihre Kräfte dazu nicht aus. Sie meinen es gut, parbleu, je le sais bien.

Darum möchte ich ja Ihrem Willen die Richtung geben. Lassen Sie sich dadurch nicht gegen mich einnehmen, dass ich ein jüngerer Mann bin. Mit meinen 35 Jahren ist man in Frankreich Minister, Napoleon war Kaiser.

Sie haben mir mit Ihrem höflichen Hohn das Wort abgeschnitten. Ich bin noch im Gespräche zu dekonzertieren. Ich habe noch nicht den Aplomb, der mir wachsen wird, weil er nötig ist, wenn man Widerstände brechen, Gleichgültige erschüttern, Leidende aufrichten und mit den Herren der Welt verkehren will.

Ich sprach von einem Heer und Sie unterbrachen mich schon, als ich von der (moralischen) Trainierung zum Marsch zu reden anfing. Ich liess mich unterbrechen. Und doch habe ich auch das Weitere schon entworfen: den ganzen Plan. Ich weiss, was alles dazu gehört: Geld, Geld, Geld. Fortschaffungsmittel, Verpflegung grosser Massen (worunter nicht Essen und Trinken, wie in Moses einfachen Zeiten zu verstehen), Erhaltung der Manneszucht, Organisierung der Abteilungen, Entlassungsverträge mit Staatshäuptern, Durchzugsverträge mit anderen, Garantieverträge mit allen und Anlage neuer herrlicher Wohnorte; vorher die gewaltige Propaganda, die Popularisierung der Idee durch Zeitungen, Bücher, Traktätchen, Wandervorträge, Bilder, Lieder, alles von einem Zentrum aus zielbewusst und weitblickend geleitet. Aber ich hätte Ihnen schliesslich sagen müssen, welche Fahnen, und wie ich sie aufrollen will. Und, hätten Sie mich spöttisch gefragt: eine Fahne, was ist das? Eine Stange mit einem Fetzen Tuch. Nein, mein Herr, eine Fahne ist mehr als das. Mit einer Fahne führt man die Menschen, wohin man will, selbst ins Gelobte Land.

Für eine Fahne leben und sterben sie, es ist sogar das Einzige, wofür sie in Massen zu sterben bereit sind, wenn man sie dazu erzieht.

Glauben Sie mir, die Politik eines ganzen Volkes — besonders wenn es so in aller Welt zerstreut ist — macht man nur mit Imponderabilien, die hoch in der Luft schweben. Wissen Sie, woraus das deutsche Reich entstanden ist? Aus Träumereien, Liedern, Phantasien und schwarzrotgoldenen Bändern. Und in kurzer Zeit. Bismarck hat nur den Baum geschüttelt, den die Phantasten pflanzten.

Wie? Sie verstehen das Imponderabile nicht? Und was ist die Religion? Ja, nur das Phantastische ergreift die Menschen. Und wer damit nichts anzufangen weiss, der mag ein vortrefflicher, braver und nüchterner Mann sein und selbst ein Wohltäter in grossem Stil. Führen wird er die Menschen nicht, und es wird keine Spur von ihm bleiben.

Dennoch müssen die Volksphantasten einen festen Grund haben. Wer sagt Ihnen, dass ich nicht durchaus praktische Ideen für das Detail habe? Detail, das freilich noch immer riesenhaft ist.

Der Auszug ins Gelobte Land stellt sich praktisch als eine ungeheuere, in der modernen Welt beispiellose — Transportunternehmung dar. Was, Transport? Ein Komplex aller menschlichen Unternehmungen, die wie Zahnräder ineinandergreifen werden. Und bei dieser Unternehmung wird schon in den ersten Stadien die nachstrebende Menge unserer jungen Leute Beschäftigung finden: alle die Ingenieure, Architekten, Technologen, Chemiker, Advokaten, die in den letzten dreissig Jahren aus dem Ghetto herausgekommen sind und glaubten, dass sie ihr Brot und ein bisschen Ehre ausserhalb des jüdischen Schachers finden würden, die jetzt verzweifeln müssen und ein furchtbares Bildungsproletariat zu bilden beginnen. Denen aber meine ganze Liebe gehört und die ich so vermehren will, wie Sie sie vermindern möchten. In denen ich die künftige noch ruhende Kraft der Juden sehe. Meinesgleichen, mit einem Wort.

Und aus diesen Bildungsproletariern bilde ich die Generalstäbe und Cadres des Landsuchungs-, Landfindungs- und Landeroberungsheeres.

Schon ihr Abzug wird in den Mittelständen der antisemitischen Länder ein wenig Luft machen und den Druck erleichtern.

Sehen Sie nicht, dass ich mit einem Schlag das Kapital und die Arbeit der Juden für den Zweck bekomme? Und ihre Begeisterung dazu, wenn sie erst verstehen, um was es sich handelt.

Das sind freilich nur grosse Umrisse. Aber woher wissen Sie, dass ich die Details dafür nicht schon entworfen habe? Liessen Sie mich ausreden?

Allerdings, die Stunde war vorgerückt, Sie wurden vielleicht erwartet, hatten zu tun, was weiss ich? Nur kann von derartigen Zufällchen die Bewegung einer solchen Frage nicht abhängen. Beruhigen Sie sich, sie hängt wirklich nicht davon ab.

Sie werden den Wunsch haben, unser Gespräch fortzuführen, und ich werde, — ohne auf Sie zu warten — immer bereit sein, Ihnen die Fortsetzung zu liefern.

Arbeiten die Anregungen, die ich Ihnen gab, in Ihnen weiter, und wollen Sie mit mir reden, so schreiben Sie mir, „venez me voir". Das genügt, und ich werde auf einen Tag nach London kommen. Und wenn ich Sie an dem Tage ebensowenig überzeuge, wie gestern, so werde ich ebenso unverdrossen und heiter weggehen, wie ich gestern weggegangen bin.

Wollen Sie mit mir eine Wette eingehen? Ich werde eine Nationalanleihe der Juden schaffen. Wollen Sie sich verpflichten, 50 Millionen Mark beizutragen, wenn ich die ersten hundert Millionen aufgebracht habe? Dafür mache ich Sie zum Oberhaupt.

Was sind zehn Milliarden für die Juden? Sie sind doch reicher als die Franzosen von 1871 und wie viel Juden waren darunter. Uebrigens könnten wir zur Not schon mit einer Milliarde marschieren. Denn das wird arbeitendes Kapital sein, der Grundstock unserer späteren Bahnen, unserer Auswandererschiffe und unserer Kriegsflotte. Damit werden wir Häuser, Paläste, Arbeiterwohnungen, Schulen, Theater, Museen, Regierungsgebäude, Gefängnisse, Spitäler, Irrenhäuser — kurz, Städte bauen und das neue Land so fruchtbar machen, dass es dadurch das Gelobte wird.

Diese Anleihe wird selbst zur Hauptform der Vermögenswanderung werden. Da ist der staatsfinanzielle Kern der Sache. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier zu bemerken, dass ich das alles als Politiker ausführe. Ich bin *kein Geschäftsmann und will nie einer werden*.

Man findet jüdisches Geld in schweren Massen für eine chinesische Anleihe, für Neger-Bahnen in Afrika, für die abenteuerlichsten Unternehmungen — und für das tiefste, unmittelbarste, quälendste Bedürfnis der Juden selbst fände man keines?

Bis Mitte Juli bleibe ich in Paris. Dann verreise ich auf längere Zeit. Es gilt der Sache. Ich bitte Sie aber, über diesen Punkt wie über alle anderen von mir berührten volles Stillschweigen zu beobachten. Meine Handlungen mögen Ihnen derzeit noch nicht richtig vorkommen; eben darum mache ich Sie darauf aufmerksam, dass mir an absoluter Geheimhaltung viel gelegen ist.

Im übrigen versichere ich Sie aufrichtig, dass mir unsere Unterredung, selbst in der Unvollständigkeit, interessant war und dass Sie mich nicht enttäuscht haben.

Ich begrüsse Sie hochachtungsvoll. Ihr ergebener

Dr. Herzl.





DER JUDENSTAAT



DER JUDENSTAAT

VORREDE

Der Gedanke, den ich in dieser Schrift ausführe, ist ein uralter. Es ist die Herstellung des Judenstaates.

Die Welt widerhallt vom Geschrei gegen die Juden, und das weckt den eingeschlummerten Gedanken auf.

Ich erfinde nichts, das wolle man sich vor allem und auf jedem Punkte meiner Ausführungen deutlich vor Augen halten. Ich erfinde weder die geschichtlich gewordenen Zustände der Juden, noch die Mittel zur Abhilfe. Die materiellen Bestandteile des Baues, den ich entwerfe, sind in der Wirklichkeit vorhanden, sind mit Händen zu greifen; jeder kann sich davon überzeugen. Will man also diesen Versuch einer Lösung der Judenfrage mit einem Worte kennzeichnen, so darf man ihn nicht „Phantasie", sondern höchstens „Kombination" nennen.

Gegen die Behandlung als Utopie muss ich meinen Entwurf zuerst verteidigen. Eigentlich bewahre ich damit nur die oberflächlichen Beurteiler vor einer Albernheit, die sie begehen könnten. Es wäre ja keine Schande, eine menschenfreundliche Utopie geschrieben zu haben. Ich könnte mir auch einen leichteren literarischen Erfolg bereiten, wenn ich für Leser, die sich unterhalten wollen, diesen Plan in den gleichsam unverantwortlichen

Vortrag eines Romans brächte. Aber das ist keine solche liebenswürdige Utopie, wie man sie vor und nach Thomas Morus so häufig produziert hat. Und ich glaube, die Lage der Juden in verschiedenen Ländern ist arg genug, um einleitende Tändeleien überflüssig zu machen.

Um den Unterschied zwischen meiner Konstruktion und einer Utopie erkennbar zu machen, wähle ich ein interessantes Buch der letzten Jahre: „Freiland" von Dr. Theodor Hertzka. Das ist eine sinnreiche Phantasterei, von einem durchaus modernen, national-ökonomisch gebildeten Geist erdacht, und so lebensfern, wie der Aequatorberg, auf dem dieser Traumstaat liegt. „Freiland" ist eine komplizierte Maschinerie mit vielen Zähnen und Rädern, die sogar ineinander greifen; aber nichts beweist mir, dass sie in Betrieb gesetzt werden könne. Und selbst, wenn ich Freilands-Vereine entstehen sehe, werde ich es für einen Scherz halten.

Hingegen enthält der vorliegende Entwurf die Verwendung einer in der Wirklichkeit vorkommenden Treibkraft. Die Zähne und Räder der zu bauenden Maschine deute ich nur an, in aller Bescheidenheit, unter Hinweis auf meine Unzulänglichkeit und im Vertrauen darauf, dass es bessere ausführende Mechaniker geben wird, als ich einer bin.

Auf die treibende Kraft kommt es an. Und was ist diese Kraft? Die Judennot.

Wer wagt zu leugnen, dass diese Kraft vorhanden sei? Wir werden uns damit im Kapitel über die Gründe des Antisemitismus beschäftigen.

Man kannte auch die Dampfkraft, die im Teekessel durch Erhitzung des Wassers entstand und den Deckel hob. Diese Teekesselerscheinung sind die zionistischen Versuche und viele andere Formen der Vereinigung „zur Abwehr des Antisemitismus".

Nun sage ich, dass diese Kraft, richtig verwendet, mächtig genug ist, eine grosse Maschine zu treiben, Menschen und Güter zu befördern. Die Maschine mag aussehen, wie man will.

Ich bin im Tiefsten davon überzeugt, dass ich Recht habe — ich weiss nicht, ob ich in der Zeit meines Lebens Recht behalten werde. Die ersten Männer, welche diese Bewegung beginnen, werden schwerlich ihr ruhmvolles Ende sehen. Aber schon durch das Beginnen kommt ein hoher Stolz und das Glück der innerlichen Freiheit in ihr Dasein.

Um den Entwurf vor dem Verdacht der Utopie zu schützen, will ich auch sparsam sein mit malerischen Details der Schilderung. Ich vermute ohnehin, dass gedankenloser Spott durch Zerrbilder des von mir Entworfenen das Ganze zu entkräften versuchen wird. Ein im übrigen gescheiter Jude, dem ich die Sache vortrug, meinte: „das als wirklich dargestellte zukünftige Detail sei das Merkmal der Utopie". Das ist falsch. Jeder Finanzminister rechnet in seinem Staatsvoranschlage mit zukünftigen Ziffern und nicht nur mit solchen, die er aus dem Durchschnitt früherer Jahre oder aus anderen vergangenen und in anderen Staaten vorkommenden Erträgen konstruiert, sondern auch mit präzedenzlosen Ziffern, beispielsweise bei Einführung einer neuen Steuer. Man muss nie ein Budget angesehen haben, um das nicht zu wissen. Wird man darum einen Finanzgesetzentwurf für eine Utopie halten, selbst wenn man weiss, dass der Voranschlag nie ganz genau eingehalten werden kann?

Aber ich stelle noch härtere Zumutungen an meine Leser. Ich verlange von den Gebildeten, an die ich mich wende, ein Umdenken und Umlernen mancher alten Vorstellung. Und gerade den besten Juden, die sich um die Lösung der Judenfrage tätig bemüht haben, mute ich zu, ihre bisherigen Versuche als verfehlt und unwirksam anzusehen.

In der Darstellung der Idee habe ich mit einer Gefahr zu kämpfen. Wenn ich all' die in der Zukunft liegenden Dinge zurückhaltend sage, wird es scheinen, als glaubte ich selbst nicht an ihre Möglichkeit. Wenn ich dagegen die Verwirklichung vorbehaltlos ankündige, wird alles vielleicht wie ein Hirngespinst aussehen.

Darum sage ich deutlich und fest: ich glaube an die Möglichkeit der Ausführung, wenn ich mich auch nicht vermesse, die endgültige Form des Gedankens gefunden zu haben. Der Judenstaat ist ein Weltbedürfnis, folglich wird er entstehen.

Von irgend einem Einzelnen betrieben, wäre es eine recht verrückte Geschichte — aber wenn viele Juden gleichzeitig darauf eingehen, ist es vollkommen vernünftig, und die Durchführung bietet keine nennenswerten Schwierigkeiten. Die Idee hängt nur von der Zahl ihrer Anhänger ab. Vielleicht werden unsere aufstrebenden jungen Leute, denen jetzt schon alle Wege versperrt sind und denen sich im Judenstaate die sonnige Aussicht auf Ehre, Freiheit und Glück eröffnet, die Verbreitung der Idee besorgen.

Ich selbst halte meine Aufgabe mit der Publikation dieser Schrift für erledigt. Ich werde das Wort nur noch nehmen, wenn Angriffe beachtenswerter Gegner mich dazu zwingen, oder wenn es gilt, unvorhergesehene Einwände zu widerlegen, Irrtümer zu beseitigen.

Ist das, was ich sage, heute noch nicht richtig? Bin ich meiner Zeit voraus? Sind die Leiden der Juden noch nicht gross genug? Wir werden sehen.

Es hängt also von den Juden selbst ab, ob diese Staatsschrift vorläufig nur ein Staatsroman ist. Wenn die jetzige Generation noch zu dumpf ist, wird eine andere, höhere, bessere kommen. Die Juden, die wollen, werden ihren Staat haben und sie werden ihn verdienen.

EINLEITUNG

Die volkswirtschaftliche Einsicht von Männern, die mitten im praktischen Leben stehen, ist oft verblüffend gering. Nur so lässt sich erklären, dass auch Juden das Schlagwort der Antisemiten gläubig nachsagen: wir lebten von den „Wirtsvölkern", und wenn wir kein „Wirtsvolk" um uns hätten, müssten wir verhungern. Das ist einer der Punkte, auf denen sich die Schwächung unseres Selbstbewusstseins durch die ungerechten Anklagen zeigt. Wie verhält es sich mit dem „Wirtsvolklichen" in Wahrheit? Soweit das nicht die alte physiokratische Beschränktheit enthält, beruht es auf dem kindlichen Irrtum, dass im Güterleben immer dieselben Sachen rundlaufen. Nun müssen wir nicht erst, wie Rip van Winkle, aus vieljährigem Schlafe erwachen, um zu erkennen, dass die Welt sich durch das unaufhörliche Entstehen neuer Güter verändert. In unserer, vermöge der technischen Fortschritte wunderbaren Zeit sieht auch der geistig Aermste mit seinen verklebten Augen rings um sich her neue Güter auftauchen. Der Unternehmungsgeist hat sie geschaffen.

Die Arbeit ohne Unternehmungsgeist ist die stationäre, alte; ihr typisches Beispiel, die des Ackerbauers, der noch genau dort steht, wo sein Urvater vor tausend Jahren stand. Alle materielle Wohlfahrt ist durch Unternehmer verwirklicht worden. Man schämt sich beinahe, eine solche Banalität niederzuschreiben. Selbst wenn wir also ausschliesslich Unternehmer wären — wie die törichte Uebertreibung behauptet — brauchten wir kein

„Wirtsvolk". Wir sind nicht auf einen Rundlauf immer gleicher Güter angewiesen, weil wir neue Güter erzeugen.

Wir haben Arbeitssklaven von unerhörter Kraft, deren Erscheinen in der Kulturwelt eine tötliche Konkurrenz für die Handarbeit war: das sind die Maschinen. Wohl braucht man auch Arbeiter, um die Maschinen in Bewegung zu setzen; aber für diese Erfordernisse haben wir Menschen genug, zu viel. Nur wer die Zustände der Juden in vielen Gegenden des östlichen Europa nicht kennt, wird zu behaupten wagen, dass die Juden zur Handarbeit untauglich oder unwillig seien.

Aber ich will in dieser Schrift keine Verteidigung der Juden vornehmen. Sie wäre nutzlos. Alles Vernünftige und sogar alles Sentimentale ist über diesen Gegenstand schon gesagt worden. Nun genügt es nicht, die treffenden Gründe für Verstand und Gemüt zu finden; die Hörer müssen zuerst fähig sein zu begreifen, sonst ist man ein Prediger in der Wüste. Sind aber die Hörer schon so weit, so hoch, dann ist die ganze Predigt überflüssig. Ich glaube an das Aufsteigen der Menschen zu immer höheren Graden der Gesittung; nur halte ich es für ein verzweifelt langsames. Wollten wir warten, bis sich der Sinn auch der mittleren Menschen zur Milde abklärt, die Lessing hatte, als er Nathan den Weisen schrieb, so könnte darüber unser Leben und das unserer Söhne, Enkel, Urenkel vergehen. Da kommt uns der Weltgeist von einer anderen Seite zu Hilfe.

Dieses Jahrhundert hat uns eine köstliche Renaissance gebracht durch die technischen Errungenschaften. Nur für die Menschlichkeit ist dieser märchenhafte Fortschritt noch nicht verwendet. Die Entfernungen der Erdoberfläche sind überwunden, und dennoch quälen wir uns ab mit Leiden der Enge. Schnell und gefahrlos jagen wir jetzt in riesigen Dampfern über früher unbekannte Meere. Sichere Eisenbahnen führen wir hinauf in eine Bergwelt, die man ehemals mit Angst zu Fuss bestieg. Die Vor-

gänge in Ländern, die noch gar nicht entdeckt waren, als Europa die Juden in Ghetti sperrte, sind uns in der nächsten Stunde bekannt. Darum ist die Judennot ein Anachronismus — und nicht weil es schon vor hundert Jahren eine Aufklärungszeit gab, die in Wirklichkeit nur für die vornehmsten Geister bestand.

Nun meine ich, dass das elektrische Licht durchaus nicht erfunden wurde, damit einige Snobs ihre Prunkgemächer beleuchten, sondern damit wir bei seinem Scheine die Fragen der Menschheit lösen. Eine, und nicht die unbedeutendste, ist die Judenfrage. Indem wir sie lösen, handeln wir nicht nur für uns selbst, sondern auch für viele andere Mühselige und Beladene.

Die Judenfrage besteht. Es wäre töricht sie zu leugnen. Sie ist ein verschlepptes Stück Mittelalter, mit dem die Kulturvölker auch heute beim besten Willen noch nicht fertig werden konnten. Den grossmütigen Willen zeigten sie ja, als sie uns emanzipierten. Die Judenfrage besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch hinwandernde Juden eingeschleppt. Wir ziehen natürlich dahin, wo man uns nicht verfolgt; durch unser Erscheinen entsteht dann die Verfolgung. Das ist wahr, muss wahr bleiben, überall, selbst in hochentwickelten Ländern — Beweis Frankreich — so lange die Judenfrage nicht politisch gelöst ist. Die armen Juden tragen jetzt den Antisemitismus nach England, sie haben ihn schon nach Amerika gebracht.

Ich glaube, den Antisemitismus, der eine vielfach komplizierte Bewegung ist, zu verstehen. Ich betrachte diese Bewegung als Jude, aber ohne Hass und Furcht. Ich glaube zu erkennen, was im Antisemitismus roher Scherz, gemeiner Brotneid, angeerbtes Vorurteil, religiöse Unduldsamkeit — aber auch was darin vermeintliche Notwehr ist. Ich halte die Judenfrage weder für eine soziale, noch für eine religiöse, wenn sie sich auch noch so und anders färbt. Sie ist eine nationale Frage, und um sie zu lösen,

müssen wir sie vor allem zu einer politischen Weltfrage machen, die im Rate der Kulturvölker zu regeln sein wird.

Wir sind ein Volk, ein Volk.

Wir haben überall ehrlich versucht, in der uns umgebenden Volksgemeinschaft unterzugehen und nur den Glauben unserer Väter zu bewahren. Man lässt es nicht zu. Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten, vergebens bringen wir dieselben Opfer an Gut und Blut wie unsere Mitbürger, vergebens bemühen wir uns den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen. In unseren Vaterländern, in denen wir ja auch schon seit Jahrhunderten wohnen, werden wir als Fremdlinge ausgeschrieen; oft von solchen, deren Geschlechter noch nicht im Lande waren, als unsere Väter da schon seufzten. Wer der Fremde im Lande ist, das kann die Mehrheit entscheiden; es ist eine Machtfrage, wie alles im Völkerverkehre. Ich gebe nichts von unserem ersessenen guten Recht preis, wenn ich das als ohnehin mandatloser Einzelner sage. Im jetzigen Zustande der Welt und wohl noch in unabsehbarer Zeit geht Macht vor Recht. Wir sind also vergebens überall brave Patrioten, wie es die Hugenotten waren, die man zu wandern zwang. Wenn man uns in Ruhe liesse . . .

Aber ich glaube, man wird uns nicht in Ruhe lassen.

Durch Druck und Verfolgung sind wir nicht zu vertilgen. Kein Volk der Geschichte hat solche Kämpfe und Leiden ausgehalten wie wir. Die Judenhetzen haben immer nur unsere Schwächlinge zum Abfall bewogen. Die starken Juden kehren trotzig zu ihrem Stamme heim, wenn die Verfolgungen ausbrechen. Man hat das deutlich in der Zeit unmittelbar nach der Judenemanzipation sehen können. Den geistig und materiell höherstehenden Juden kam das Gefühl der Zusammengehörigkeit gänzlich abhanden. Bei einiger Dauer des politischen Wohlbefindens assi-

milieren wir uns überall; ich glaube, das ist nicht unrühmlich. Der Staatsmann, der für seine Nation den jüdischen Rasseneinschlag wünscht, müsste daher für die Dauer unseres politischen Wohlbefindens sorgen. Und selbst ein Bismarck vermöchte das nicht.

Denn tief im Volksgemüt sitzen alte Vorurteile gegen uns. Wer sich davon Rechenschaft geben will, braucht nur dahin zu horchen, wo das Volk sich aufrichtig und einfach äussert: das Märchen und das Sprichwort sind antisemitisch. Das Volk ist überall ein grosses Kind, das man freilich erziehen kann; doch diese Erziehung würde im günstigsten Falle so ungeheure Zeiträume erfordern, dass wir uns, wie ich schon sagte, vorher längst auf andere Weise können geholfen haben.

Die Assimilierung, worunter ich nicht etwa nur Aeusserlichkeiten der Kleidung, gewisser Lebensgewohnheiten, Gebräuche und der Sprache, sondern ein Gleichwerden in Sinn und Art verstehe, die Assimilierung der Juden könnte überall nur durch die Mischehe erzielt werden. Diese müsste aber von der Mehrheit als Bedürfnis empfunden werden; es genügt keineswegs, die Mischehe gesetzlich als zulässig zu erklären. Die ungarischen Liberalen, die das jetzt getan haben, befinden sich in einem bemerkenswerten Irrtum. Und diese doktrinär eingerichtete Mischehe wurde durch einen der ersten Fälle gut illustriert; ein getaufter Jude heiratete eine Jüdin. Der Kampf um die jetzige Form der Eheschliessung hat aber die Gegensätze zwischen Christen und Juden in Ungarn vielfach verschärft und dadurch der Rassenvermischung mehr geschadet als genützt. Wer den Untergang der Juden durch Vermischung wirklich wünscht, kann dafür nur eine Möglichkeit sehen. Die Juden müssten vorher so viel ökonomische Macht erlangen, dass dadurch das alte gesellschaftliche Vorurteil überwunden würde. Das Beispiel liefert die Aristokratie, in der die Mischehen verhältnismässig am häufigsten vorkommen. Der alte Adel lässt sich mit Judengeld neu vergolden, und dabei

werden jüdische Familien resorbiert. Aber wie würde sich diese Erscheinung in den mittleren Schichten gestalten, wo die Judenfrage ihren Hauptsitz hat, weil die Juden ein Mittelstandsvolk sind? Da wäre die vorher nötige Erlangung der Macht gleichbedeutend mit der wirtschaftlichen Alleinherrschaft der Juden, die ja schon jetzt fälschlich behauptet wird. Und wenn schon die jetzige Macht der Juden solche Wut- und Notschreie der Antisemiten hervorruft, welche Ausbrüche kämen erst durch das weitere Wachsen dieser Macht! Eine solche Vorstufe der Resorption kann nicht erreicht werden; denn es wäre die Unterjochung der Majorität durch eine noch vor kurzem verachtete Minorität, die nicht im Besitze der kriegerischen oder administrativen Gewalt ist. Ich halte deshalb die Resorption der Juden auch auf dem Wege des Gedeihens für unwahrscheinlich. In den derzeit antisemitischen Ländern wird man mir beipflichten. In den anderen, wo sich die Juden augenblicklich wohlbefinden, werden meine Stammesgenossen meine Behauptungen vermutlich auf das heftigste bestreiten. Sie werden mir erst glauben, bis sie wieder von der Judenhetze heimgesucht sind. Und je länger der Antisemitismus auf sich warten lässt, um so grimmiger muss er ausbrechen. Die Infiltration hinwandernder, von der scheinbaren Sicherheit angezogener Juden, sowie die aufsteigende Klassenbewegung der autochthonen Juden wirken dann gewaltig zusammen und drängen zu einem Umsturz. Nichts ist einfacher als dieser Vernunftschluss.

Dass ich ihn aber unbekümmert und nur der Wahrheit folgend ziehe, wird mir voraussichtlich den Widerspruch, die Feindschaft der in günstigen Verhältnissen lebenden Juden eintragen. Soweit es nur Privatinteressen sind, deren Träger sich aus Beschränktheit oder Feigheit bedroht fühlen, könnte man mit lachender Verachtung darüber hinweggehen. Denn die Sache der Armen und Bedrückten ist wichtiger. Ich will jedoch von vornherein keine unrichtigen Vorstellungen aufkommen lassen: namentlich die nicht, dass wenn jemals dieser Plan verwirklicht würde, die be-

sitzenden Juden an Hab und Gut geschädigt werden könnten. Darum will ich das Vermögensrechtliche ausführlich erklären. Kommt hingegen der ganze Gedanke nicht über die Literatur hinaus, so bleibt ja ohnehin alles beim Alten.

Ernster wäre der Einwand, dass ich den Antisemiten zu Hilfe komme, wenn ich uns ein Volk, ein Volk nenne. Dass ich die Assimilierung der Juden, wo sie sich vollziehen will, hindere, und wo sie sich vollzogen hat, nachträglich gefährde, soweit ich als einsamer Schriftsteller überhaupt etwas zu hindern oder zu gefährden vermag.

Dieser Einwand wird namentlich in Frankreich hervorkommen. Ich erwarte ihn auch an anderen Orten, will aber nur den französischen Juden im voraus antworten, weil sie das stärkste Beispiel liefern.

Wie sehr ich auch die Persönlichkeit verehre, die starke Einzelpersönlichkeit des Staatsmannes, Erfinders, Künstlers, Philosophen oder Feldherrn sowohl, als die Gesamtpersönlichkeit einer historischen Gruppe von Menschen, die wir Volk nennen, wie sehr ich auch die Persönlichkeit verehre, beklage ich doch nicht ihren Untergang. Wer untergehen kann, will und muss, der soll untergehen. Die Volkspersönlichkeit der Juden kann, will und muss aber nicht untergehen. Sie kann nicht, weil äussere Feinde sie zusammenhalten. Sie will nicht, das hat sie in zwei Jahrtausenden unter ungeheuren Leiden bewiesen. Sie muss nicht, das versuche ich in dieser Schrift nach vielen anderen Juden, welche die Hoffnung nicht aufgaben, darzutun. Ganze Aeste des Judentums können absterben, abfallen; der Baum lebt.

Wenn nun alle oder einige französische Juden gegen diesen Entwurf protestieren, weil sie sich bereits „assimiliert“ hätten, so ist meine Antwort einfach: Die ganze Sache geht sie nichts an. Sie sind israelitische Franzosen, vortrefflich! Dies ist jedoch eine innere Angelegenheit der Juden.

Nun würde allerdings die staatsbildende Bewegung, die ich vorschlage, den israelitischen Franzosen ebensowenig schaden, wie den „Assimilierten" anderer Länder. Nützen würde sie ihnen im Gegenteile, nützen! Denn sie wären in ihrer „chromatischen Funktion", um Darwins Wort zu gebrauchen, nicht mehr gestört. Sie könnten sich ruhig assimilieren, weil der jetzige Antisemitismus für immer zum Stillstand gebracht wäre. Man würde es ihnen auch glauben, dass sie bis ins Innerste ihrer Seele assimiliert sind, wenn der neue Judenstaat mit seinen besseren Einrichtungen zur Wahrheit geworden ist, und sie dennoch bleiben, wo sie jetzt wohnen.

Noch mehr Vorteil als die christlichen Bürger würden die „Assimilierten" von der Entfernung der stammestreuen Juden haben. Denn die Assimilierten werden die beunruhigende, unberechenbare, unvermeidliche Konkurrenz des jüdischen Proletariats los, das durch politischen Druck und wirtschaftliche Not von Ort zu Ort, von Land zu Land geworfen wird. Dieses schwebende Proletariat würde festgemacht werden. Jetzt können manche christliche Staatsbürger — man nennt sie Antisemiten — sich gegen die Einwanderung fremder Juden sträuben. Die israelitischen Staatsbürger können das nicht, obwohl sie viel schwerer betroffen sind; denn auf sie drückt zunächst der Wettbewerb gleichartiger wirtschaftlicher Individuen, die zudem auch noch den Antisemitismus importieren oder den vorhandenen verschärfen. Es ist ein heimlicher Jammer der Assimilierten, der sich in „wohltätigen" Unternehmungen Luft macht. Sie gründen Auswanderungsvereine für zureisende Juden. Diese Erscheinung enthält einen Gegensinn, den man komisch finden könnte, wenn es sich nicht um leidende Menschen handelte. Einzelne dieser Unterstützungsvereine sind nicht für, sondern gegen die verfolgten Juden da. Die Aermsten sollen nur recht schnell, recht weit weggeschafft werden. Und so entdeckt man bei aufmerksamer Betrachtung, dass mancher scheinbare Judenfreund nur ein als Wohltäter verkleideter Antisemit jüdischen Ursprungs ist.

Aber selbst die Kolonisierungsversuche wirklich wohlmeinender Männer haben sich bisher nicht bewährt, obwohl es interessante Versuche waren. Ich glaube nicht, dass es sich dem oder jenem nur um einen Sport gehandelt habe; dass der oder jener arme Juden wandern liess, wie man Pferde rennen lässt. Dazu ist die Sache denn doch zu ernst und traurig. Interessant waren diese Versuche insofern, als sie im kleinen die praktischen Vorläufer der Judenstaats-Idee vorstellten. Und sogar nützlich waren sie insofern, als dabei Fehler gemacht wurden, aus denen man bei einer Verwirklichung im Grossen lernen kann. Freilich ist durch diese Versuche auch Schaden gestiftet worden. Die Verpflanzung des Antisemitismus nach neuen Gegenden, welche die notwendige Folge einer solchen künstlichen Infiltration ist, halte ich noch für den geringsten Nachteil. Schlimmer ist, dass die ungenügenden Ergebnisse bei den Juden selbst Zweifel an der Brauchbarkeit des jüdischen Menschenmaterials hervorriefen. Diesem Zweifel wird aber bei den Verständigen durch folgende einfache Argumentation beizukommen sein: Was im Kleinen unzweckmässig oder undurchführbar ist, muss es noch nicht im Grossen sein. Ein kleines Unternehmen kann unter denselben Bedingungen Verlust bringen, unter denen ein grosses sich rentiert. Ein Bach ist nicht einmal mit Kähnen schiffbar; der Fluss, in den er sich ergiesst, trägt stattliche eiserne Fahrzeuge.

Niemand ist stark oder reich genug, um ein Volk von einem Wohnort nach einem andern zu versetzen. Das vermag nur eine Idee. Die Staatsidee hat wohl eine solche Gewalt. Die Juden haben die ganze Nacht ihrer Geschichte hindurch nicht aufgehört, diesen königlichen Traum zu träumen: „Uebers Jahr in Jerusalem!" ist unser altes Wort. Nun handelt es sich darum, zu zeigen, dass aus dem Traum ein tagheller Gedanke werden kann.

Dazu muss vor allem in den Seelen tabula rasa gemacht werden von mancherlei alten, überholten, verworrenen, beschränkten Vorstellungen. So werden dumpfe Gehirne zunächst meinen, dass die Wanderung aus der Kultur hinaus in die Wüste gehen

müsse. Nicht wahr! Die Wanderung vollzieht sich mitten in der Kultur. Man kehrt nicht auf eine niedrigere Stufe zurück, sondern ersteigt eine höhere. Man bezieht keine Lehmhütten, sondern schönere, modernere Häuser, die man sich neu baut und ungefährdet besitzen darf. Man verliert nicht sein erworbenes Gut, sondern verwertet es. Man gibt sein gutes Recht nur auf gegen ein besseres. Man trennt sich nicht von seinen lieben Gewohnheiten, sondern findet sie wieder. Man verlässt das alte Haus nicht, bevor das neue fertig ist. Es ziehen immer nur diejenigen, die sicher sind, ihre Lage dadurch zu verbessern. Erst die Verzweifelten, dann die Armen, dann die Wohlhabenden, dann die Reichen. Die Vorangegangenen erheben sich in die höhere Schichte, bis diese letztere ihre Angehörigen nachschickt. Die Wanderung ist zugleich eine aufsteigende Klassenbewegung.

Und hinter den abziehenden Juden entstehen keine wirtschaftlichen Störungen, keine Krisen und Verfolgungen, sondern es beginnt eine Periode der Wohlfahrt für die verlassenen Länder. Es tritt eine innere Wanderung der christlichen Staatsbürger in die aufgegebenen Positionen der Juden ein. Der Abfluss ist ein allmäliger, ohne jede Erschütterung, und schon sein Beginn ist das Ende des Antisemitismus. Die Juden scheiden als geachtete Freunde, und wenn einzelne dann zurückkommen, wird man sie in den zivilisierten Ländern genau so wohlwollend aufnehmen und behandeln wie andere fremde Staatsangehörige. Diese Wanderung ist auch keine Flucht, sondern ein geordneter Zug unter der Kontrolle der öffentlichen Meinung. Die Bewegung ist nicht nur mit vollkommen gesetzlichen Mitteln einzuleiten, sie kann überhaupt nur durchgeführt werden unter freundlicher Mitwirkung der beteiligten Regierungen, die davon wesentliche Vorteile haben.

Für die Reinheit der Idee und die Kraft ihrer Ausführung sind Bürgschaften nötig, die sich nur in sogenannten „moralischen" oder „juristischen" Personen finden lassen. Ich will diese beiden Bezeichnungen, die in der Juristensprache häufig verwechselt

werden, auseinanderhalten. Als moralische Person, welche Subjekt von Rechten ausserhalb der Privat-Vermögenssphäre ist, stelle ich die Society of Jews auf. Daneben steht die juristische Person der Jewish Company, die ein Erwerbswesen ist.

Der Einzelne, der auch nur Miene machte, ein solches Riesenwerk zu unternehmen, könnte ein Betrüger oder ein Wahnsinniger sein. Für die Reinheit der moralischen Person bürgt der Charakter ihrer Mitglieder. Die ausreichende Kraft der juristischen Person ist erwiesen durch ihr Kapital.

Durch die bisherigen Vorbemerkungen wollte ich nur in aller Eile den ersten Schwarm von Einwendungen abwehren, den schon das Wort „Judenstaat" hervorrufen muss. Von hier weiter wollen wir uns mit mehr Ruhe auseinandersetzen, andere Einwände bekämpfen und manches schon Angedeutete gründlicher ausführen, wenn auch die Schwerfälligkeit im Interesse der Schrift, die fliegen soll, nach Möglichkeit zu vermeiden sein wird. Kurze aphoristische Kapitel dienen einem solchen Zweck wohl am besten.

Wenn ich an die Stelle eines alten Baues einen neuen setzen will, muss ich zuerst demolieren und dann konstruieren. Diese vernünftige Reihenfolge werde ich also einhalten. Zuerst im allgemeinen Teil sind die Begriffe zu klären, dumpfe alte Vorstellungen hinwegzuräumen, die politischen und national-ökonomischen Vorbedingungen festzustellen und der Plan zu entwickeln.

Im besonderen Teil, der in drei Hauptabschnitte zerfällt, ist die Ausführung darzustellen. Diese Hauptabschnitte sind: Jewish Company, Ortsgruppen und Society of Jews. Die Society soll zwar zuerst entstehen, und die Company zuletzt; aber im Entwurf empfiehlt sich die umgekehrte Ordnung, weil gegen die

finanzielle Durchführbarkeit sich die grössten Bedenken erheben werden, die also zunächst zu widerlegen sind.

Im Schlussworte wird dann den noch übrigen vermutbaren Einwendungen ein letztes Treffen zu liefern sein. Meine jüdischen Leser mögen mir geduldig bis ans Ende folgen. Bei manchem werden die Einwendungen in anderer Reihenfolge entstehen, als in der hier gewählten der Widerlegung. Wessen Bedenken aber vernünftig besiegt sind, der soll sich zur Sache bekennen.

Indem ich nun zur Vernunft spreche, weiss ich dennoch wohl, dass die Vernunft allein nicht genügt. Alte Gefangene gehen nicht gern aus dem Kerker. Wir werden sehen, ob uns schon die Jugend, die wir brauchen, nachgewachsen ist; die Jugend, welche die Alten mitreisst, auf starken Armen hinausträgt und die Vernunftgründe umsetzt in Begeisterung.

ALLGEMEINER TEIL

DIE JUDENFRAGE

Die Notlage der Juden wird niemand leugnen. In allen Ländern, wo sie in merklicher Anzahl leben, werden sie mehr oder weniger verfolgt. Die Gleichberechtigung ist zu ihren Ungunsten fast überall tatsächlich aufgehoben, wenn sie im Gesetze auch existiert. Schon die mittelhohen Stellen im Heer, in öffentlichen und privaten Aemtern sind ihnen unzugänglich. Man versucht sie aus dem Geschäftsverkehr hinauszudrängen: „Kauft nicht bei Juden!"

Die Angriffe in Parlamenten, Versammlungen, Presse, auf Kirchenkanzeln, auf der Strasse, auf Reisen — Ausschliessung aus gewissen Hotels — und selbst an Unterhaltungsorten mehren sich von Tag zu Tag. Die Verfolgungen haben verschiedenen Charakter nach Ländern und Gesellschaftskreisen. In Russland werden Judendörfer gebrandschatzt, in Rumänien erschlägt man ein paar Menschen, in Deutschland prügelt man sie gelegentlich durch, in Oesterreich terrorisieren die Antisemiten das ganze öffentliche Leben, in Algerien treten Wanderhetzprediger auf, in Paris knöpft sich die sogenannte bessere Gesellschaft zu, die Cercles schliessen sich gegen die Juden ab. Die Nuancen sind zahllos. Es soll hier übrigens nicht eine wehleidige Aufzählung aller jüdischen Beschwerden versucht werden. Wir wollen uns nicht bei Einzelheiten aufhalten, wie schmerzlich sie auch seien.

Ich beabsichtige nicht, eine gerührte Stimmung für uns hervorzurufen. Das ist alles faul, vergeblich und unwürdig. Ich begnüge mich, die Juden zu fragen: Ob es wahr ist, dass in den Ländern, wo wir in merklicher Anzahl wohnen, die Lage der jüdischen Advokaten, Aerzte, Techniker, Lehrer und Angestellten aller Art immer unerträglicher wird? Ob es wahr, dass unser ganzer jüdischer Mittelstand schwer bedroht ist? Ob es wahr, dass gegen unsere Reichen alle Leidenschaften des Pöbels gehetzt werden? Ob es wahr, dass unsere Armen viel härter leiden als jedes andere Proletariat?

Ich glaube, der Druck ist überall vorhanden. In den wirtschaftlich obersten Schichten der Juden bewirkt er ein Unbehagen. In den mittleren Schichten ist es eine schwere dumpfe Beklommenheit. In den unteren ist es die nackte Verzweiflung.

Tatsache ist, dass es überall auf dasselbe hinausgeht und es lässt sich im klassischen Berliner Rufe zusammenfassen: Juden raus!

Ich werde nun die Judenfrage in ihrer knappsten Form ausdrücken: Müssen wir schon „raus"? und wohin?

Oder können wir noch bleiben? und wie lange?

Erledigen wir zuerst die Frage des Bleibens. Können wir auf bessere Zeiten hoffen, uns in Geduld fassen, mit Gottergebung abwarten, dass die Fürsten und Völker der Erde in eine für uns gnädigere Stimmung geraten? Ich sage, wir können keinen Umschwung der Strömung erwarten. Warum? Die Fürsten — selbst wenn wir ihrem Herzen ebenso nahe stehen, wie die anderen Bürger — können uns nicht schützen. Sie würden den Judenhass indossieren, wenn sie den Juden zuviel Wohlwollen bezeigten. Und unter diesem „zuviel" ist weniger zu verstehen, als worauf jeder gewöhnliche Bürger oder jeder Volksstamm Anspruch hat.

Die Völker, bei denen Juden wohnen, sind alle samt und sonders verschämt oder unverschämt Antisemiten.

Das gewöhnliche Volk hat kein historisches Verständnis und kann keines haben. Es weiss nicht, dass die Sünden des Mittelalters jetzt an den europäischen Völkern heimkommen. Wir sind, wozu man uns in den Ghetti gemacht hat. Wir haben zweifellos eine Ueberlegenheit im Geldgeschäfte erlangt, weil man uns im Mittelalter darauf geworfen hat. Jetzt wiederholt sich der gleiche Vorgang. Man drängt uns wieder ins Geldgeschäft, das jetzt Börse heisst, indem man uns alle anderen Erwerbszweige abbindet. Sind wir aber in der Börse, so wird das wieder zur neuen Quelle unserer Verächtlichkeit. Dabei produzieren wir rastlos mittlere Intelligenzen, die keinen Abfluss haben und dadurch eine ebensolche Gesellschaftsgefahr sind, wie die wachsenden Vermögen. Die gebildeten und besitzlosen Juden fallen jetzt alle dem Sozialismus zu. Die soziale Schlacht müsste also jedenfalls auf unserem Rücken geschlagen werden, weil wir im kapitalistischen wie im sozialistischen Lager auf den exponiertesten Punkten stehen.

BISHERIGE VERSUCHE DER LOESUNG

Die künstlichen Mittel, die man bisher zur Ueberwindung des Judennotstandes aufwandte, waren entweder zu kleinlich — wie die verschiedenen Kolonisierungen — oder falsch gedacht, wie die Versuche, die Juden in ihrer jetzigen Heimat zu Bauern zu machen.

Was ist denn damit getan, wenn man ein paar tausend Juden in eine andere Gegend bringt? Entweder sie gedeihen, und dann entsteht mit ihrem Vermögen der Antisemitismus — oder sie gehen gleich zugrunde. Mit den bisherigen Versuchen der Ableitung armer Juden nach anderen Ländern haben wir uns schon

vorhin beschäftigt. Die Ableitung ist jedenfalls ungenügend und zwecklos, wenn nicht geradezu zweckwidrig. Die Lösung wird dadurch nur vertagt, verschleppt und vielleicht sogar erschwert.

Wer aber die Juden zu Ackerbauern machen will, der ist in einem wunderlichen Irrtume begriffen. Der Bauer ist nämlich eine historische Kategorie, und man erkennt das am besten an seiner Tracht, die in den meisten Ländern Jahrhunderte alt ist, sowie an seinem Werkgerätschaften, die genau dieselben sind wie zu Urväterzeiten. Sein Pflug ist noch so, er sät aus der Schürze, mäht mit der geschichtlichen Sense und drischt mit dem Flegel. Wir wissen aber, dass es jetzt für all' das Maschinen gibt. Die Agrarfrage ist auch nur eine Maschinenfrage. Amerika muss über Europa siegen, sowie der Grossgrundbesitz den kleinen vertilgt. Der Bauer ist also eine auf den Aussterbeetat gesetzte Figur. Wenn man den Bauer künstlich konserviert, so geschieht es wegen der politischen Interessen, denen er zu dienen hat. Neue Bauern nach dem alten Rezept machen zu wollen, ist ein unmögliches und törichtes Beginnen. Niemand ist reich oder stark genug, die Kultur gewaltsam zurückzuschrauben. Schon das Erhalten veralteter Kulturzustände ist eine ungeheuere Aufgabe, für die alle Machtmittel selbst des autokratisch geleiteten Staates kaum ausreichen.

Will man also dem Juden, der intelligent ist, zumuten, ein Bauer alten Schlages zu werden? Das wäre gerade so, wie wenn man dem Juden sagte: „Da hast du eine Armbrust, zieh' in den Krieg!" — Was? Mit einer Armbrust, wenn die anderen Kleinkaliber-Gewehre und Kruppsche Kanonen haben? Die Juden, die man verbauern will, haben vollkommen recht, wenn sie sich unter solchen Umständen nicht vom Flecke rühren. Die Armbrust ist eine schöne Waffe, und sie stimmt mich elegisch, wenn ich Zeit habe. Aber sie gehört ins Museum.

Nun gibt es freilich Gegenden, wo die verzweifelten Juden sogar aufs Feld gehen oder doch gehen möchten. Und da zeigt sich,

dass diese Punkte — wie die Enklave von Hessen in Deutschland und manche Provinzen Russlands — gerade die Hauptnester des Antisemitismus sind.

Denn die Weltverbesserer, die den Juden ackern schicken, vergessen eine sehr wichtige Person, die sehr viel dreinzureden hat. Und das ist der Bauer. Auch der Bauer hat vollkommen Recht. Grundsteuer, Erntegefahr, Druck der Grossbesitzer, die billiger arbeiten und besonders die amerikanische Konkurrenz machen ihm das Leben sauer genug. Dazu können die Kornzölle nicht ins Endlose wachsen. Man kann den Fabriksarbeiter doch auch nicht verhungern lassen; man muss, weil sein politischer Einfluss im Steigen ist, sogar immer mehr Rücksicht auf ihn nehmen.

Alle diese Schwierigkeiten sind wohlbekannt, ich erwähne sie daher nur flüchtig. Ich wollte lediglich andeuten, wie wertlos die bisherigen in bewusster Absicht — in den meisten Fällen auch in löblicher Absicht — gemachten Versuche der Lösung waren. Weder die Ableitung, noch die künstliche Herabdrückung des geistigen Niveaus in unserem Proletariat kann helfen. Das Wundermittel der Assimilierung haben wir schon erörtert.

So ist dem Antisemitismus nicht beizukommen. Er kann nicht behoben werden, so lange seine Gründe nicht behoben sind. Sind diese aber behebbar?

GRUENDE DES ANTISEMITISMUS

Wir sprechen jetzt nicht mehr von den Gemütsgründen, alten Vorurteilen und Borniertheiten, sondern von den politischen und wirtschaftlichen Gründen. Unser heutiger Antisemitismus darf nicht mit dem religiösen Judenhasse früherer Zeiten verwechselt werden, wenn der Judenhass auch in einzelnen Ländern noch

jetzt eine konfessionelle Färbung hat. Der grosse Zug der judenfeindlichen Bewegung ist heute ein anderer. In den Hauptländern des Antisemitismus ist dieser eine Folge der Juden-Emanzipation. Als die Kulturvölker die Unmenschlichkeit der Ausnahmsgesetze einsahen und uns freiliessen, kam die Freilassung zu spät. Wir waren gesetzlich in unseren bisherigen Wohnsitzen nicht mehr emanzipierbar. Wir hatten uns im Ghetto merkwürdigerweise zu einem Mittelstandsvolk entwickelt und kamen als eine fürchterliche Konkurrenz für den Mittelstand heraus. So standen wir nach der Emanzipation plötzlich im Ringe der Bourgeoisie und haben da einen doppelten Druck auszuhalten, von innen und von aussen. Die christliche Bourgeoisie wäre wohl nicht abgeneigt, uns dem Sozialismus als Opfer hinzuwerfen; freilich würde das wenig helfen.

Dennoch kann man die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden, wo sie besteht, nicht mehr aufheben. Nicht nur weil es gegen das moderne Bewusstsein wäre, sondern auch, weil das sofort alle Juden, arm und reich, den Umsturzparteien zujagen würde. Man kann eigentlich nichts Wirksames gegen uns tun. Früher nahm man den Juden ihre Juwelen weg. Wie will man heute das bewegliche Vermögen fassen? Es ruht in bedruckten Papierstücken, die irgendwo in der Welt, vielleicht in christlichen Kassen, eingesperrt sind. Nun kann man freilich die Aktien und Prioritäten von Bahnen, Banken, industriellen Unternehmungen aller Art durch Steuern treffen, und wo die progressive Einkommensteuer besteht, lässt sich auch der ganze Komplex des beweglichen Vermögens packen. Aber alle derartigen Versuche können nicht gegen Juden allein gerichtet sein, und wo man es dennoch versuchen möchte, erlebt man sofort schwere wirtschaftliche Krisen, die sich keineswegs auf die zuerst betroffenen Juden beschränken. Durch diese Unmöglichkeit, den Juden beizukommen, verstärkt und verbittert sich nur der Hass. In den Bevölkerungen wächst der Antisemitismus täglich, stündlich und muss weiter wachsen, weil die Ursachen fortbestehen und nicht behoben werden können.

Die causa remota ist der im Mittelalter eingetretene Verlust unserer Assimilierbarkeit, die causa proxima unsere Ueberproduktion an mittleren Intelligenzen, die keinen Abfluss nach unten haben und keinen Aufstieg nach oben — nämlich keinen gesunden Abfluss und keinen gesunden Aufstieg. Wir werden nach unten hin zu Umstürzlern proletarisiert, bilden die Unteroffiziere aller revolutionären Parteien und gleichzeitig wächst nach oben unsere furchtbare Geldmacht.

WIRKUNG DES ANTISEMITISMUS

Der auf uns ausgeübte Druck macht uns nicht besser. Wir sind nicht anders als die anderen Menschen. Wir lieben unsere Feinde nicht, das ist ganz wahr. Aber nur wer sich selbst zu überwinden vermag, darf es uns vorwerfen. Der Druck erzeugt bei uns natürlich eine Feindseligkeit gegen unsere Bedränger — und unsere Feindseligkeit steigert wieder den Druck. Aus diesem Kreislauf herauszukommen, ist unmöglich.

„Doch!" werden weichmütige Schwärmer sagen, „doch, es ist möglich! Und zwar durch die herbeizuführende Güte der Menschen."

Brauche ich wirklich erst noch zu beweisen, was das für eine sentimentale Faselei ist? Wer eine Besserung der Zustände auf die Güte aller Menschen gründen wollte, der schriebe allerdings eine Utopie!

Ich sprach schon von unserer „Assimilierung". Ich sage keinen Augenblick, dass ich sie wünsche. Unsere Volkspersönlichkeit ist geschichtlich zu berühmt und trotz aller Erniedrigungen zu hoch, als dass ihr Untergang zu wünschen wäre. Aber vielleicht könnten wir überall in den uns umgebenden Völkern spur-

los aufgehen, wenn man uns nur zwei Generationen hindurch in Ruhe liesse. Man wird uns nicht in Ruhe lassen. Nach kurzen Perioden der Duldsamkeit erwacht immer und immer wieder die Feindseligkeit gegen uns. Unser Wohlergehen scheint etwas Aufreizendes zu enthalten, weil die Welt seit vielen Jahrhunderten gewohnt war, in uns die Verächtlichsten unter den Armen zu sehen. Dabei bemerkt man aus Unwissenheit oder Engherzigkeit nicht, dass unser Wohlergehen uns als Juden schwächt und unsere Besonderheiten auslöscht. Nur der Druck presst uns wieder an den alten Stamm, nur der Hass unserer Umgebung macht uns wieder zu Fremden.

So sind und bleiben wir denn, ob wir es wollen oder nicht, eine historische Gruppe von erkennbarer Zusammengehörigkeit.

Wir sind ein Volk — der Feind macht uns ohne unseren Willen dazu, wie das immer in der Geschichte so war. In der Bedrängnis stehen wir zusammen und da entdecken wir plötzlich unsere Kraft. Ja, wir haben die Kraft, einen Staat, und zwar einen Musterstaat zu bilden. Wir haben alle menschlichen und sachlichen Mittel, die dazu nötig sind.

Es wäre hier eigentlich schon der Platz, von unserem „Menschenmaterial" zu sprechen, wie der etwas rohe Ausdruck lautet. Aber vorher müssen die Hauptzüge des Planes bekannt sein, auf den ja alles zu beziehen ist.

DER PLAN

Der ganze Plan ist in seiner Grundform unendlich einfach und muss es ja auch sein, wenn er von allen Menschen verstanden werden soll.

Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche, alles andere werden wir selbst besorgen.

Das Entstehen einer neuen Souveränität ist nichts Lächerliches oder Unmögliches. Wir haben es doch in unseren Tagen miterlebt, bei Völkern, die nicht wie wir Mittelstandsvölker, sondern ärmere, ungebildete und darum schwächere Völker sind. Uns die Souveränität zu verschaffen, sind die Regierungen der vom Antisemitismus heimgesuchten Länder lebhaft interessiert.

Es werden für die im Prinzip einfache, in der Durchführung komplizierten Aufgabe zwei grosse Organe geschaffen: die Society of Jews und die Jewish Company.

Was die Society of Jews wissenschaftlich und politisch vorbereitet hat, führt die Jewish Company praktisch aus.

Die Jewish Company besorgt die Liquidierung aller Vermögensinteressen der abziehenden Juden und organisiert im neuen Lande den wirtschaftlichen Verkehr.

Den Abzug der Juden darf man sich, wie schon gesagt wurde, nicht als einen plötzlichen vorstellen. Er wird ein allmählicher sein und Jahrzehnte dauern. Zuerst werden die Aermsten gehen und das Land urbar machen. Sie werden nach einem von vornherein feststehenden Plane Strassen, Brücken, Bahnen bauen, Telegraphen errichten, Flüsse regulieren und sich selbst ihre Heimstätten schaffen. Ihre Arbeit bringt den Verkehr, der Verkehr die Märkte, die Märkte locken neue Ansiedler heran. Denn jeder kommt freiwillig, auf eigene Kosten und Gefahr. Die Arbeit, die wir in die Erde versenken, steigert den Wert des Landes. Die Juden werden schnell einsehen, dass sich für ihre bisher gehasste und verachtete Unternehmungslust ein neues, dauerndes Gebiet erschlossen hat.

Will man heute ein Land gründen, darf man es nicht in der Weise machen, die vor tausend Jahren die einzig mögliche gewesen wäre. Es ist töricht, auf alte Kulturstufen zurückzukehren, wie es manche Zionisten möchten. Kämen wir beispielsweise in die Lage, ein Land von wilden Tieren zu säubern, würden wir es nicht in der Art der Europäer aus dem fünften Jahrhundert tun. Wir würden nicht einzeln mit Speer und Lanze gegen Bären ausziehen, sondern eine grosse fröhliche Jagd veranstalten, die Bestien zusammentreiben und eine Melinitbombe unter sie werfen.

Wenn wir Bauten aufführen wollen, werden wir nicht hilflose Pfahlbauten an einem Seerand stecken, sondern wir werden bauen, wie man es jetzt tut. Wir werden kühner und herrlicher bauen, als es je vorher geschehen ist. Denn wir haben Mittel, die in der Geschichte noch nicht da waren.

Unseren niedersten wirtschaftlichen Schichten folgen allmählich die nächsthöheren hinüber. Die jetzt am Verzweifeln sind, gehen zuerst. Sie werden geführt von unserer überall verfolgten mittleren Intelligenz, die wir überproduzieren.

Die Frage der Judenwanderung soll durch diese Schrift zur allgemeinen Diskussion gestellt werden. Das heisst aber nicht, dass eine Abstimmung eingeleitet wird. Dabei wäre die Sache von vorneherein verloren. Wer nicht mit will, mag dableiben. Der Widerspruch einzelner Individuen ist gleichgültig.

Wer mit will, stelle sich hinter unsere Fahne und kämpfe für sie in Wort, Schrift und Tat.

Die Juden, welche sich zu unserer Staatsidee bekennen, sammeln sich um die Society of Jews. Diese erhält dadurch den Regierungen gegenüber die Autorität, im Namen der Juden sprechen und verhandeln zu dürfen. Die Society wird, um es in einer völkerrechtlichen Analogie zu sagen, als staatbildende Macht anerkannt. Und damit wäre der Staat auch schon gebildet.

Zeigen sich nun die Mächte bereit, dem Judenvolke die Souveränität eines neutralen Landes zu gewähren, so wird die Society über das zu nehmende Land verhandeln. Zwei Gebiete kommen in Betracht: Palästina und Argentinien. Bemerkenswerte Kolonisierungsversuche haben auf diesen beiden Punkten stattgefunden. Allerdings nach dem falschen Prinzip der allmählichen Infiltration von Juden. Die Infiltration muss immer schlecht enden. Denn es kommt regelmässig der Augenblick, wo die Regierung auf Drängen der sich bedroht fühlenden Bevölkerung den weiteren Zufluss von Juden absperrt. Die Auswanderung hat folglich nur dann einen Sinn, wenn ihre Grundlage unsere gesicherte Souveränität ist.

Die Society of Jews wird mit den jetzigen Landeshoheiten verhandeln, und zwar unter dem Protektorate der europäischen Mächte, wenn diesen die Sache einleuchtet. Wir können der jetzigen Landeshoheit ungeheuere Vorteile gewähren, einen Teil ihrer Staatsschulden übernehmen, Verkehrswege bauen, die ja auch wir selbst benötigen, und noch vieles andere. Doch schon durch das Entstehen des Judenstaates gewinnen die Nachbarländer, weil im Grossen wie im Kleinen die Kultur eines Landstriches den Wert der Umgebung erhöht.

PALAESTINA ODER ARGENTINIEN

Ist Palästina oder Argentinien vorzuziehen? Die Society wird nehmen, was man ihr gibt und wofür sich die öffentliche Meinung des Judenvolkes erklärt. Die Society wird beides feststellen.

Argentinien ist eines der natürlich reichsten Länder der Erde, von riesigem Flächeninhalt, mit schwacher Bevölkerung und gemässigtem Klima. Die argentinische Republik hätte das grösste Interesse daran, uns ein Stück Territorium abzutreten. Die jetzige

Judeninfiltration hat freilich dort Verstimmung erzeugt; man müsste Argentinien über die wesentliche Verschiedenheit der neuen Judenwanderung aufklären.

Palästina ist unsere unvergessliche historische Heimat. Dieser Name allein wäre ein gewaltig ergreifender Sammelruf für unser Volk. Wenn Seine Majestät der Sultan uns Palästina gäbe, könnten wir uns dafür anheischig machen, die Finanzen der Türkei gänzlich zu regeln. Für Europa würden wir dort ein Stück des Walles gegen Asien bilden, wir würden den Vorpostendienst der Kultur gegen die Barbarei besorgen. Wir würden als neutraler Staat im Zusammenhange bleiben mit ganz Europa, das unsere Existenz garantieren müsste. Für die heiligen Stätten der Christenheit liesse sich eine völkerrechtliche Form der Exterritorialisierung finden. Wir würden die Ehrenwache um die heiligen Stätten bilden und mit unserer Existenz für die Erfüllung dieser Pflicht haften. Diese Ehrenwacht wäre das grosse Symbol für die Lösung der Judenfrage nach achtzehn für uns qualvollen Jahrhunderten.

BEDUERFNIS, ORGAN, VERKEHR

Im vorletzten Kapitel sagte ich: „Die Jewish Company organisiert im neuen Lande den wirtschaftlichen Verkehr."

Ich glaube, hiezu einige Erläuterungen einschalten zu sollen. Ein Entwurf, wie der vorliegende, ist in seinen Grundfesten bedroht, wenn sich die „praktischen" Leute dagegen aussprechen. Nun sind die praktischen Leute wohl in der Regel nur Routiniers, unfähig, aus einem engen Kreis alter Vorstellungen herauszutreten. Aber ihr Widerspruch gilt und vermag dem Neuen sehr zu schaden; wenigstens so lange das Neue selbst nicht stark genug ist, die Praktiker mit ihren morschen Vorstellungen über den Haufen zu werfen.

Als die Eisenbahnzeit über Europa kam, gab es Praktiker, welche den Bau gewisser Linien für töricht erklärten, „weil dort nicht einmal die Postkutsche genug Passagiere habe". Man wusste damals die Wahrheit noch nicht, die uns heute als eine kindlich einfache vorkommt: dass nicht die Reisenden die Bahn hervorrufen, sondern umgekehrt die Bahn die Reisenden hervorruft, wobei freilich das schlummernde Bedürfnis vorausgesetzt werden muss.

In die Kategorie solcher voreisenbahnlicher „praktischer" Bedenken wird es gehören, wenn manche sich nicht vorstellen können, wie in dem neuen, erst noch zu gewinnenden, erst noch zu kultivierenden Lande der wirtschaftliche Verkehr der Ankömmlinge beschaffen sein soll. Ein Praktiker wird also beiläufig folgendes sagen:

„Zugegeben, dass die jetzigen Zustände der Juden an vielen Orten unhaltbar sind und immer schlechter werden müssen; zugegeben, dass die Auswanderungslust entsteht; zugegeben sogar, dass die Juden nach dem neuen Lande wandern, wie und was werden sie dort verdienen? Wovon werden sie leben? Der Verkehr vieler Menschen lässt sich doch nicht künstlich von einem Tag auf den andern einrichten."

Darauf ist meine Antwort: Von der künstlichen Einrichtung eines Verkehrs ist gar nicht die Rede, und am allerwenigsten soll das von einem Tag auf den anderen gemacht werden. Wenn man aber den Verkehr auch nicht einzurichten vermag, anregen kann man ihn. Wodurch? Durch das Organ eines Bedürfnisses. Das Bedürfnis will erkannt, das Organ will geschaffen werden, der Verkehr macht sich dann von selbst.

Ist das Bedürfnis der Juden, in bessere Zustände zu gelangen, ein wahres, tiefes, ist das zu schaffende Organ dieses Bedürfnisses, die Jewish Company, hinreichend mächtig: so muss der Verkehr

im neuen Lande sich in Fülle einstellen. Das liegt freilich in der Zukunft, wie die Entwicklung des Bahnverkehrs für die Menschen der dreissiger Jahre in der Zukunft lag. Die Eisenbahnen wurden dennoch gebaut. Man ist glücklicherweise über die Bedenken von Praktikern der Postkutsche hinweggegangen.

DIE JEWISH COMPANY

GRUNDZUEGE

Die Jewish Company ist zum Teil nach dem Vorbilde der grossen Landnahmegesellschaften gedacht — eine jüdische Chartered Company, wenn man will. Nur steht ihr nicht die Ausübung von Hoheitsrechten zu, und sie hat nicht allein koloniale Aufgaben.

Die Jewish Company wird als eine Aktiengesellschaft gegründet, mit der englischen Rechtssubjektivität, nach den Gesetzen und unter dem Schutze Englands. Der Hauptsitz ist London. Wie gross das Aktienkapital zu sein habe, kann ich jetzt nicht sagen. Unsere zahlreichen Finanzkünstler werden das ausrechnen. Um aber nicht unbestimmte Ausdrücke zu gebrauchen, will ich eine Milliarde Mark annehmen. Es wird vielleicht mehr, vielleicht weniger sein müssen. Von der Form der Geldbeschaffung, die weiterhin erörtert werden soll, wird es abhängen, welcher Bruchteil der grossen Summe beim Beginn der Tätigkeit faktisch einzuzahlen ist.

Die Jewish Company ist ein Uebergangs-Institut. Sie ist ein rein geschäftliches Unternehmen, das von der Society of Jews immer sorgsam unterschieden bleibt.

Die Jewish Company hat zunächst die Aufgabe, die Immobilien der abziehenden Juden zu liquidieren. Die Art, in der das geschieht, verhütet Krisen, sichert jedem das Seine und ermöglicht jene innere Wanderung der christlichen Mitbürger, die schon angedeutet wurde.

IMMOBILIENGESCHAEFT

Die in Betracht kommenden Immobilien sind Häuser, Landgüter und örtliche Kundschaft der Geschäfte. Die Jewish Company wird sich anfangs nur bereit erklären, die Verkäufe dieser Immobilien zu vermitteln. In der ersten Zeit werden ja die Verkäufe der Juden frei und ohne grosse Preisstürze stattfinden. Die Zweigniederlassungen der Company werden in jeder Stadt zu Zentralen des jüdischen Güterverkaufs werden. Jede Zweiganstalt wird dafür nur den Provisionssatz einheben, den ihre Selbsterhaltung erfordert.

Nun kann es die Entwicklung der Bewegung mit sich bringen, dass die Immobilienpreise sinken und schliesslich die Verkaufsunmöglichkeit eintritt. In diesem Stadium spaltet sich die Funktion der Company als Gütervermittlerin in neue Zweige. Die Company wird Verwalterin der verlassenen Immobilien und wartet die geeigneten Zeitpunkte zur Veräusserung ab. Sie hebt Hauszinse ein, verpachtet Landgüter und setzt Geschäftsführer, wenn möglich auch im Pachtverhältnisse — wegen der nötigen Sorgfalt — ein. Die Company wird überall die Tendenz haben, diesen Pächtern — Christen — die Eigentumserwerbung zu erleichtern. Sie wird überhaupt nach und nach ihre europäischen Anstalten mit durchaus christlichen Beamten und freien Vertretern (Advokaten usw.) besetzen, und diese sollen durchaus nicht zu Judenknechten werden. Sie werden gleichsam freie Kontrollsbehörden der christlichen Bevölkerung abgeben dafür, dass alles mit rechten

Dingen zugeht, dass redlich und in gutem Glauben gehandelt und nirgends eine Erschütterung des Volkswohlstandes beabsichtigt wird.

Zugleich wird die Company als Güterverkäuferin auftreten, richtiger als Gutstäuscherin. Sie wird für ein Haus ein Haus, für ein Gut ein Gut geben, und zwar „drüben". Alles ist, wenn möglich, so zu verpflanzen, wie es „hüben" war. Und da eröffnet sich für die Company eine Quelle grosser und erlaubter Gewinne. Sie wird „drüben" schönere, moderne, mit allem Komfort ausgestattete Häuser, bessere Landgüter geben, die sie dennoch viel weniger kosten, denn sie hat Grund und Boden billig erworben.

DER LANDKAUF

Das der Society of Jews völkerrechtlich zugesicherte Land ist natürlich auch privatrechtlich zu erwerben.

Die Vorkehrungen zur Ansiedlung, die der einzelne trifft, fallen nicht in den Rahmen dieser Ausführungen. Aber die Company braucht grosse Landstrecken für ihre und unsere Bedürfnisse. Sie wird sich den nötigen Boden durch zentralisierten Kauf sichern. Hauptsächlich wird es sich um die Erwerbung der jetzigen Landeshoheit gehöriger Staatsdomänen handeln. Das Ziel ist, „drüben" ins Eigentum des Landes zu kommen, ohne die Preise zur Schwindelhöhe hinaufzutreiben, gleichwie „hüben" verkauft wird, ohne die Preise zu drücken. Eine wüste Preistreiberei ist dabei nicht zu besorgen, denn den Wert des Landes bringt erst die Company mit, weil sie die Besiedlung leitet und zwar im Einvernehmen mit der beaufsichtigenden Society of Jews. Die letztere wird auch dafür sorgen, dass aus der Unternehmung kein Panama werde, sondern ein Suez.

Die Company wird ihren Beamten Bauplätze zu billigen Bedingungen ablassen, ihnen für den Bau ihrer schönen Heimstätten Amortisationskredite gewähren und von ihren Gehalten abziehen oder nach und nach als Zulagen anrechnen. Das wird neben den Ehren, die sie erwarten, eine Form der Belohnung ihrer Dienste sein.

Der ganze riesige Gewinn aus der Landspekulation soll der Company zufliessen, weil sie für die Gefahr eine unbestimmte Prämie bekommen muss wie jeder freie Unternehmer. Wo eine Gefahr beim Unternehmen vorliegt, soll der Unternehmergewinn weitherzig begünstigt werden. Aber es ist auch nur dort zu dulden. Die Korrelation von Gefahr und Prämie enthält die finanzielle Sittlichkeit.

BAUTEN

Die Company wird also Häuser und Güter eintauschen. Am Grund und Boden wird und muss die Company gewinnen. Das ist jedem klar, der irgendwo und irgendwann die Werterhöhungen des Bodens durch Kulturanlagen beobachtet hat. Am besten sieht man das an den Enklaven in Stadt und Land. Unbebaute Flächen steigen im Werte durch den Kranz von Kultur, der um sie gelegt wird. Eine in ihrer Einfachheit geniale Bodenspekulation war die der Pariser Stadterweiterer, welche die Neubauten nicht an die letzten Häuser der Stadt unmittelbar anschlossen, sondern die angrenzenden Grundstücke aufkauften und am äusseren Rande zu bauen anfingen. Durch diesen umgekehrten Baugang wuchs der Wert der Hausparzellen ungemein rasch, und statt immer wieder die letzten Häuser der Stadt zu errichten, bauten sie, nachdem der Rand fertig war, nur noch mitten in der Stadt, also auf wertvolleren Parzellen.

Wird die Company selbst bauen oder freien Architekten ihre Aufträge geben? Sie kann beides, sie wird beides tun. Sie hat, wie

sich bald zeigen wird, einen gewaltigen Vorrat an Arbeitskräften, die durchaus nicht kapitalsmässig bewuchert werden sollen, die in glückliche und heitere Bedingungen des Lebens gebracht und doch nicht teuer sein werden. Für Baumaterial haben unsere Geologen gesorgt, als sie die Bauplätze für die Städte suchten.

Welches wird nun das Bauprinzip sein?

ARBEITERWOHNUNGEN

Die Arbeiterwohnungen (worunter die Wohnungen aller Handarbeiter begriffen sind) sollen in eigener Regie hergestellt werden. Ich denke keineswegs an die traurigen Arbeiterkasernen der europäischen Städte und nicht an die kümmerlichen Hütten, die um Fabriken herum in Reih' und Glied stehen. Unsere Arbeiterhäuser müssen zwar auch einförmig aussehen — weil die Company nur billig bauen kann, wenn sie die Baubestandteile in grossen Massen herstellt — aber diese einzelnen Häuser mit ihren Gärtchen sollen an jedem Orte zu schönen Gesamtkörpern vereinigt werden. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend wird das frohe Genie unserer jungen, nicht in der Routine befangenen Architekten anregen, und wenn das Volk auch nicht den grossen Zug des Ganzen verstehen wird, so wird es sich doch wohlfühlen in dieser leichten Gruppierung. Der Tempel wird weithin sichtbar darin stehen, weil uns ja nur der alte Glaube zusammengehalten hat. Und freundliche, helle, gesunde Schulen für Kinder mit allen modernen Lehrmitteln. Ferner Handwerker-Fortbildungsschulen, die aufsteigend nach höheren Zwecken den einfachen Handwerker befähigen sollen, technologische Kenntnisse zu erwerben und sich mit dem Maschinenwesen zu befreunden. Ferner Unterhaltungshäuser für das Volk, welche die Society of Jews von oben herab für die Sittlichkeit leiten wird.

Es soll jetzt übrigens nur von den Bauten gesprochen werden, nicht davon, was in ihnen vorgehen wird.

Die Arbeiterwohnungen wird die Company billig bauen, sage ich. Nicht nur, weil alle Baumaterialien in Masse da sein werden; nicht nur, weil der Grund der Company gehört, sondern auch, weil sie die Arbeiter dafür nicht zu bezahlen braucht.

Die Farmer in Amerika haben das System, einander gegenseitig bei ihren Hausbauten zu helfen. Dieses kindlich gutmütige System — plump wie die Blockhäuser, die so entstehen — kann sehr verfeinert werden.

DIE „UNGELERNTEN" ARBEITER (UNSKILLED LABOURERS)

Unsere ungelernten Arbeiter, die zuerst aus dem grossen russischen und rumänischen Reservoir kommen werden, müssen sich auch gegenseitig ihre Häuser bauen. Wir werden ja anfangs kein eigenes Eisen haben und auch mit Holz bauen müssen. Das wird später anders werden, und die dürftigen Notbauten der ersten Zeit werden dann durch bessere ersetzt.

Unsere „unskilled labourers" bauen einander zuerst ihre Unterkünfte und sie erfahren es vorher. Und zwar erwerben sie durch die Arbeit die Häuser ins Eigentum — allerdings nicht gleich, sondern erst dafür, dass sie sich durch eine Zeit von drei Jahren gut aufführen. So bekommen wir eifrige, anstellige Leute, und ein Mann, der drei Jahre in guter Zucht gearbeitet hat, ist erzogen fürs Leben.

Ich sagte vorhin, dass die Company diese Unskilleds nicht zu bezahlen braucht. Ja, wovon werden sie leben?

Ich bin im allgemeinen gegen das Trucksystem. Bei diesen ersten Landnehmern sollte es dennoch angewendet werden. Die Company sorgt in so vielen Beziehungen für sie, dass sie sie auch ver-

pflegen darf. Das Trucksystem soll überhaupt nur für die ersten Jahre gelten und wird auch den Arbeitern eine Wohltat sein, weil es die Bewucherung durch Kleinhändler, Wirte usw. verhindert. Die Company aber vereitelt so von vornherein, dass sich unsere kleinen Leute drüben dem gewohnten Hausierhandel zuwenden, zu dem sie hüben ja auch nur durch eine geschichtliche Entwicklung gezwungen wurden. Und die Company behält die Säufer und Liederlichen in der Hand. Es wird also in der ersten Zeit der Landnahme gar keine Arbeitslöhne geben?

Doch: Ueberlöhne.

DER SIEBENSTUNDENTAG

Der Normalarbeitstag ist der Siebenstundentag!

Das heisst nicht, dass täglich nur sieben Stunden lang Bäume gefällt, Erde gegraben, Steine geführt, kurz die hundert Arbeiten getan werden sollen. Nein. Man wird vierzehn Stunden arbeiten. Aber die Arbeitertrupps werden einander nach je dreieinhalb Stunden ablösen. Die Organisation wird ganz militärisch sein, mit Chargen, Avancement und Pensionierung. Wo die Pensionen herzunehmen sind, wird später ausgeführt.

Dreieinhalb Stunden hindurch kann ein gesunder Mann sehr viel konzentrierte Arbeit hergeben. Nach dreieinhalb Stunden Pause — die er seiner Ruhe, seiner Familie, seiner geleiteten Fortbildung widmet — ist er wieder ganz frisch. Solche Arbeitskräfte können Wunder wirken.

Der Siebenstundentag! Er macht vierzehn allgemeine Arbeitsstunden möglich — mehr geht in den Tag nicht hinein.

Ich habe zudem die Ueberzeugung, dass der Siebenstundentag vollkommen durchführbar ist. Man kennt die Versuche in Belgien

und England. Einzelne vorgeschrittene Sozialpolitiker behaupten sogar, dass der Fünfstundentag vollkommen ausreichen würde. Die Society of Jews und die Jewish Company werden ja darin reiche neue Erfahrungen sammeln — die den übrigen Völkern der Erde auch zugute kommen werden — und wenn sich zeigt, dass der Siebenstundentag praktisch möglich ist, so wird ihn unser künftiger Staat als gesetzlichen Normaltag einführen.

Nur die Company wird immerwährend ihren Leuten den Siebenstundentag gewähren. Sie wird es auch immer tun können.

Den Siebenstundentag aber brauchen wir als Weltsammelruf für unsere Leute, die ja frei herankommen sollen. Es muss wirklich das gelobte Land sein . . .

Wer nun länger als sieben Stunden arbeitet, bekommt für die Ueberzeit den Ueberlohn in Geld. Da alle seine Bedürfnisse gedeckt sind, die Arbeitsunfähigen seiner Familie aus den hinüber verpflanzten zentralisierten Wohltätigkeitsanstalten versorgt werden, so kann er sich etwas ersparen. Wir wollen den bei unseren Leuten ohnehin vorhandenen Spartrieb fördern, weil er das Aufsteigen des Individuums in höhere Schichten erleichtert und weil wir uns damit ein ungeheueres Kapitalreservoir für künftige Anleihen vorbereiten.

Die Ueberzeit des Siebenstundentages darf nicht mehr als drei Stunden dauern und auch nur nach ärztlicher Untersuchung. Denn unsere Leute werden sich im neuen Leben zur Arbeit herandrängen, und die Welt wird erst sehen, welch ein arbeitsames Volk wir sind.

Wie das Trucksystem der Landnehmer einzurichten ist (Bons usw.), führe ich jetzt ebensowenig aus, wie andere unzählige Details, um nicht zu verwirren. Die Frauen werden zu schweren Arbeiten überhaupt nicht zugelassen und dürfen keine Ueberzeit leisten.

Schwangere Frauen sind von jeder Arbeit befreit und werden vom Truck reichlicher genährt. Denn wir brauchen in der Zukunft starke Geschlechter.

Die Kinder erziehen wir gleich von Anfang an, wie wir sie wünschen. Darauf gehe ich jetzt nicht ein.

Was ich soeben von den Arbeiterwohnungen ausgehend über die Unskilleds und ihre Lebensweise gesagt habe, ist ebensowenig eine Utopie wie das übrige. Das alles kommt schon in der Wirklichkeit vor, nur unendlich klein, unbeachtet, unverstanden. Für die Lösung der Judenfrage war mir die „Assistance par le travail", die ich in Paris kennen und verstehen lernte, von grossem Werte.

DIE ARBEITSHILFE

Die Arbeitshilfe, wie sie jetzt in Paris und verschiedenen Städten Frankreichs, in England, in der Schweiz und in Amerika besteht, ist etwas kümmerlich Kleines, doch das Grösste ist daraus zu machen.

Was ist das Prinzip der Assistance par le travail?

Das Prinzip ist, dass man jedem Bedürftigen unskilled labour gibt, eine leichte, ungelernte Arbeit, wie z. B. Holzzerkleinern, die Erzeugung der „margotins", mit denen in den Pariser Haushaltungen das Herdfeuer angemacht wird. Es ist eine Art Gefangenhausarbeit vor dem Verbrechen, das heisst ohne Ehrlosigkeit. Niemand braucht mehr aus Not zum Verbrechen zu schreiten, wenn er arbeiten will. Aus Hunger dürfen keine Selbstmorde mehr begangen werden. Diese sind ja ohnehin eines der ärgsten Schandmale einer Kultur, wo vom Tische der Reichen den Hunden Leckerbissen hingeworfen werden.

Die Arbeitshilfe gibt also jedem Arbeit. Hat sie denn für die Produkte Absatz? Nein. Wenigstens nicht genügenden. Hier ist der Mangel der bestehenden Organisation. Diese Assistance arbeitet immer mit Verlust. Allerdings ist sie auf den Verlust gefasst. Es ist ja eine Wohltätigkeitsanstalt. Die Spende stellt sich hier dar als Differenz zwischen Gestehungskosten und erlöstem Preise. Statt dem Bettler zwei Sous zu geben, gibt sie ihm eine Arbeit, an der sie zwei Sous verliert. Der lumpige Bettler aber, der zum edlen Arbeiter geworden ist, verdient 1 Francs 50 Centimes. Für 10 Centimes 150! Das heisst, die nicht mehr beschämende Wohltat verfünfzehnfachen. Das heisst, aus einer Milliarde fünfzehn Milliarden machen!

Die Assistance verliert freilich die zehn Centimes. Die Jewish Company wird die Millarde nicht verlieren, sondern riesige Gewinne erzielen.

Hinzu kommt das Moralische. Erreicht wird schon durch die kleine Arbeitshilfe, wie sie jetzt existiert, die sittliche Aufrichtung durch die Arbeit, bis der beschäftigungslose Mensch eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung in seinem früheren oder einem neuen Berufe gefunden hat. Er hat täglich einige Stunden für das Suchen frei, auch vermittelt die Assistance Dienste.

Das Gebrechen der bisherigen kleinen Einrichtung ist, dass den Holzhändlern usw. keine Konkurrenz gemacht werden darf. Die Holzhändler sind Wähler, sie würden schreien, und sie hätten Recht. Auch der Gefangenhausarbeit des Staates darf keine Konkurrenz gemacht werden, der Staat muss seine Verbrecher beschäftigen und verpflegen.

In einer alten Gesellschaft wird für die Assistance par le travail überhaupt schwer Raum zu schaffen sein.

Aber in unserer neuen!

Vor allem brauchen wir ungeheuere Mengen unskilled labour für unsere ersten Landnahmearbeiten, Strassenanlagen, Durchforstungen, Erdaushebungen, Bahn- und Telegraphenanlagen usw. Das wird alles nach einem grossen, von Anfang an feststehenden Plane geschehen.

DER MARKTVERKEHR

Indem wir nun die Arbeit ins neue Land hinüberlegen, bringen wir auch gleich den Marktverkehr mit. Freilich anfangs nur einen Markt der ersten Lebensbedürfnisse: Vieh, Getreide, Arbeiterkleider, Werkzeuge, Waffen, um nur einiges zu erwähnen. Zunächst werden wir das in Nachbarstaaten oder in Europa einkaufen, uns dann aber möglichst bald selbständig machen. Die jüdischen Unternehmer werden rasch begriffen haben, welche Aussichten sich ihnen da eröffnen.

Allmählich werden durch das Heer der Company-Beamten feinere Bedürfnisse hinübergetragen werden. (Zu den Beamten rechne ich auch die Offiziere der Schutztruppe, die immer etwa ein Zehntel der männlichen Einwanderer betragen soll. Das wird gegen Meutereien schlechter Leute genügen; die meisten sind ja friedfertig.)

Die feineren Bedürfnisse der gutgestellten Beamten erzeugen wieder einen feineren Markt, der zunehmend wächst. Die Verheirateten lassen ihre Familie nachkommen, die Ledigen ihre Eltern und Geschwister, sobald sie drüben ein Heim haben. Wir sehen ja diese Bewegung bei den Juden, die jetzt nach den Vereinigten Staaten auswandern. Wie einer Brot zu essen hat, lässt er gleich seine Leute nachkommen. Die Bande der Familie sind ja so stark im Judentum. Society of Jews und Jewish Company

werden zusammenwirken, um die Familie noch weiter zu stärken und zu pflegen. Ich meine hier nicht das Moralische — das versteht sich von selbst — sondern das Materielle. Die Beamten werden Ehe- und Kinderzulagen haben. Wir brauchen Leute, alle, die da sind und alle, die nachkommen.

ANDERE KATEGORIEN VON HEIMSTAETTEN

Ich habe die Hauptkette dieser Auseinandersetzungen beim Baue der Arbeiterwohnungen in eigener Regie verlassen. Nun kehre ich zurück zu anderen Kategorien von Heimstätten. Auch den Kleinbürgern wird die Company durch ihre Architekten Häuser bauen lassen, entweder als Tauschobjekte oder für Geld. Die Company wird etwa hundert Häusertypen von ihren Architekten anfertigen und vervielfältigen lassen. Diese hübschen Muster werden zugleich einen Teil der Propaganda bilden. Jedes Haus hat seinen festen Preis, die Güte der Ausführung wird von der Company garantiert, die am Hausbaue nichts verdienen will. Ja wo werden diese Häuser stehen? Das wird bei den Ortsgruppen gezeigt werden.

Da die Company an den Bauarbeiten nichts verdienen will, sondern nur am Grund und Boden, so wird es nur erwünscht sein, wenn recht viele freie Architekten im Privatauftrage bauen. Dadurch wird der Landbesitz mehr wert, dadurch kommt Luxus ins Land, und den Luxus brauchen wir für verschiedene Zwecke. Namentlich für die Kunst, für Industrie und in einer späteren Ferne für den Zerfall der grossen Vermögen.

Ja, die reichen Juden, die jetzt ihre Schätze ängstlich verbergen müssen und bei herabgelassenen Vorhängen ihre unbehaglichen

Feste geben, werden drüben frei geniessen dürfen. Wenn diese Auswanderung mit ihrer Hilfe zustandekommt, wird das Kapital bei uns drüben rehabilitiert sein; es wird in einem beispiellosen Werke seine Nützlichkeit gezeigt haben. Wenn die reichsten Juden anfangen, ihre Schlösser, die man in Europa schon mit so scheelen Augen ansieht, drüben zu bauen, so wird es bald modern werden, sich drüben in prächtigen Häusern anzusiedeln.

EINIGE FORMEN DER LIQUIDATION

Die Jewish Company ist als Uebernehmer oder Verweser von Immobilien der Juden gedacht.

Bei Häusern und Grundstücken lassen sich diese Aufgaben leicht konstruieren. Wie ist es aber bei Geschäften?

Da werden die Formen vielfältig sein. Sie lassen sich gar nicht vorher in eine Uebersicht bringen. Und doch ist darin keine Schwierigkeit enthalten. Denn in jedem einzelnen Falle wird der Inhaber des Geschäftes, wenn er sich zur Auswanderung frei entschliesst, die für ihn günstigste Form der Liquidation mit der Company-Filiale seines Sprengels vereinbaren.

Bei den kleinsten Geschäftsleuten, in deren Betrieb die persönliche Betätigung des Inhabers die Hauptsache und das bisschen Ware oder Einrichtung die Nebensache ist, lässt sich die Vermögensverpflanzung am leichtesten durchführen. Für die persönliche Betätigung des Auswanderers schafft die Company ein gesichertes Arbeitsgebiet, und sein bisschen Material kann ihm drüben in einem Grundstück mit Maschinenkredit ersetzt werden. Die neue Tätigkeit werden unsere findigen Leute rasch erlernt haben. Juden passen sich bekanntlich schnell jeder Erwerbsgattung an. So

können viele Händler zu Kleinindustriellen der Landwirtschaft gemacht werden. Die Company kann sogar in scheinbare Verluste willigen, wenn sie die nicht fahrende Habe der Aermeren übernimmt; denn sie erreicht dadurch die freie Kultivierung von Landparzellen, wodurch der Wert ihrer übrigen Parzellen steigt.

In den mittleren Betrieben, wo die sachliche Einrichtung ebenso wichtig oder schon wichtiger ist als die persönliche Betätigung des Inhabers, und dessen Kredit als ein entscheidendes Imponderabile hinzukommt, lassen sich verschiedene Formen der Liquidation denken. Das ist auch einer der Hauptpunkte, auf denen sich die innere Wanderung der Christen vollziehen kann. Der abziehende Jude verliert seinen persönlichen Kredit nicht, sondern nimmt ihn mit und wird ihn zur Etablierung drüben gut verwenden. Die Jewish Company eröffnet ihm ein Giro-Konto. Sein bisheriges Geschäft kann er auch frei verkaufen oder Geschäftsführern unter der Aufsicht der Company-Organe übergeben. Der Geschäftsführer kann im Pachtverhältnisse stehen oder es kann der allmähliche Ankauf durch Teilzahlungen des Geschäftsführers angebahnt werden. Die Company sorgt durch ihre Aufsichtsbeamten und Advokaten für die ordentliche Verwaltung des verlassenen Geschäftes und für den richtigen Eingang der Zahlungen. Die Company ist hier Kurator der Abwesenden. Kann aber ein Jude sein Geschäft nicht verkaufen, vertraut er es auch keinem Mandatar an, und will es dennoch nicht aufgeben, so bleibt er eben an seinem jetzigen Wohnort. Auch diese Zurückbleibenden verschlechtern ihre jetzige Lage nicht; sie sind um die Konkurrenz der Abgezogenen erleichtert, und der Antisemitismus mit seinem „Kauft nicht bei Juden!" hat aufgehört.

Will der auswandernde Geschäftsinhaber drüben wieder dasselbe Geschäft betreiben, so kann er sich von vornherein darauf einrichten. Zeigen wir das an einem Beispiel. Die Firma X hat ein grosses Modewarengeschäft. Der Inhaber will auswandern. Er etabliert zunächst an seinem künftigen Wohnort eine Filiale,

an die er seine ausgemusterte Ware abgibt. Die armen ersten Auswanderer sind drüben seine Kundschaft. Allmählich ziehen Leute hinüber, die höhere Modebedürfnisse haben. Nun schickt X neuere Sachen, und endlich die neuesten. Die Filiale wird selbst schon einträglich, während das Hauptgeschäft noch besteht. Endlich hat X zwei Geschäfte. Das alte verkauft er oder gibt er seinem christlichen Vertreter zur Führung; er selbst begibt sich hinüber in sein neues.

Ein grösseres Beispiel: Y & Sohn haben ein ausgedehntes Kohlengeschäft mit Bergwerken und Fabriken. Wie ist solch' ein riesiger Vermögenskomplex zu liquidieren? Das Kohlenbergwerk mit allem, was drum und dran, kann erstens vom Staat, in dem es liegt, eingelöst werden. Zweitens kann es die Jewish Company erwerben und den Kaufpreis teils in Ländereien drüben, teils in Bargeld bezahlen. Eine dritte Möglichkeit wäre die Gründung einer eigenen Aktiengesellschaft „Y & Sohn". Eine vierte, der Weiterbetrieb in der bisherigen Weise, nur wären die ausgewanderten Eigentümer, auch wenn sie gelegentlich zur Inspektion ihrer Güter zurückkehren, Ausländer, als die sie ja in zivilisierten Staaten auch den vollen Rechtsschutz geniessen. Dies alles sieht man ja täglich im Leben. Eine fünfte, besonders fruchtbare und grossartige Möglichkeit deute ich nur an, weil es dafür im Leben erst wenige, schwache Beispiele gibt, wie nahe das unserem modernen Bewusstsein auch schon liege. Y & Sohn können ihr Unternehmen ihren sämtlichen jetzigen Angestellten gegen Entgelt übergeben. Die Angestellten treten zu einer Genossenschaft mit beschränkter Haftung zusammen und können vielleicht mit Hilfe der Landeskassa, die keine Wucherzinsen nimmt, die Ablösungssumme an Y & Sohn auszahlen. Die Angestellten amortisieren dann das Darlehen, welches ihnen von ihrer Landeskassa, von der Jewish Company oder von Y & Sohn selbst gewährt wurde.

Die Jewish Company liquidiert die Kleinsten wie die Grössten. Und während die Juden ruhig wandern, sich die neue Heimat

gründen, steht die Company als die grosse juristische Person da, welche den Abzug leitet, die verlassenen Güter hütet, für die gute Ordnung des Abwickelns mit ihrem sichtbaren, greifbaren Vermögen haftet und für die schon Ausgewanderten dauernd bürgt.

BUERGSCHAFTEN DER COMPANY

In welcher Form wird die Company die Bürgschaften leisten, dass in den verlassenen Ländern keine Verarmung und keine wirtschaftlichen Krisen eintreten?

Es wurde schon gesagt, dass anständige Antisemiten unter Achtung ihrer uns wertvollen Unabhängigkeit gleichsam als volkstümliche Kontrollsbehörden an das Werk herangezogen werden sollen.

Aber auch der Staat hat fiskalische Interessen, die geschädigt werden können. Er verliert eine zwar bürgerlich gering, aber finanziell hochgeschätzte Klasse von Steuerträgern. Es muss ihm dafür eine Entschädigung geboten werden. Wir bieten sie ihm ja indirekt, indem wir die mit unserem jüdischen Scharfsinne, unserem jüdischen Fleisse eingerichteten Geschäfte im Lande lassen, indem wir unsere aufgegebenen Positionen die christlichen Mitbürger einrücken lassen und so ein in dieser Friedlichkeit beispielloses Aufsteigen von Massen zum Wohlstand ermöglichen. Die französische Revolution zeigte im kleinen etwas Aehnliches; aber dazu musste das Blut unter der Guillotine, in allen Provinzen des Landes und auf den Schlachtfeldern Europas in Strömen fliessen. Und dazu mussten geerbte und erworbene Rechte zerbrochen werden. Und dabei bereicherten sich nur die listigen Käufer der Nationalgüter.

Die Jewish Company wird in ihrem Wirkungskreise den einzelnen Staaten auch direkte Vorteile zuführen. Ueberall kann den Regie-

rungen der Verkauf von verlassenen Judengütern unter günstigen Bedingungen zugesichert werden. Die Regierungen wieder können diese gütliche Expropriation in grossem Massstab für gewisse soziale Aufbesserungen verwenden.

Die Jewish Company wird den Regierungen und Parlamenten, welche die innere Wanderung der christlichen Bürger leiten wollen, dabei Hilfe leisten.

Die Jewish Company wird auch grosse Abgaben zahlen.

Die Zentrale hat ihren Sitz in London, weil die Company im Privatrechtlichen unter dem Schutze einer grossen, derzeit nicht antisemitischen Macht stehen muss. Aber die Company wird, wenn man sie offiziell und offiziös unterstützt, überall eine breite Steuerfläche liefern. Die Company wird überall besteuerbare Töchter- und Zweiganstalten gründen. Sie wird ferner den Vorteil doppelter Immobilienumschreibung, also doppelter Gebühren liefern. Die Company wird selbst dort, wo sie nur als Immobilienagentur auftritt, sich den vorübergehenden Anschein des Käufers geben. Sie wird, auch wenn sie nicht besitzen will, im Grundbuche einen Augenblick als Eigentümer stehen.

Das sind nun freilich rein rechnungsmässige Sachen. Es wird von Ort zu Ort erhoben und entschieden werden müssen, wie weit die Company darin gehen kann, ohne ihre Existenz zu gefährden. Sie wird darüber freimütig mit den Finanzministern verhandeln. Diese werden den guten Willen deutlich sehen und sie werden überall die Erleichterungen gewähren, die zur erfolgreichen Durchführung des grossen Unternehmens nachweisbar erforderlich sind.

Eine weitere direkte Zuwendung ist die im Güter- und Personentransporte. Wo die Bahnen staatlich sind, ist das sofort klar. Bei den Privatbahnen erhält die Company, wie jeder grosse Spediteur,

Begünstigungen. Sie muss natürlich unsere Leute so billig als möglich reisen lassen und verfrachten, da jeder auf eigene Kosten hinübergeht. Für den Mittelstand wird das System Cook und für die armen Klassen das Personenporto da sein. Die Company könnte an Personen- und Frachtrefaktien viel verdienen, aber ihr Grundsatz muss auch hier sein, nur die Selbsterhaltungskosten hereinzubringen.

Die Spedition ist an vielen Orten in den Händen der Juden. Die Speditionsgeschäfte werden die ersten sein, die die Company braucht, und die ersten, die sie liquidiert. Die bisherigen Inhaber dieser Geschäfte treten entweder in den Dienst der Company oder sie etablieren sich frei, drüben. Die Ankunftsstelle braucht ja empfangende Speditenre, und da dies ein glänzendes Geschäft ist, da man drüben sofort verdienen darf und soll, wird es nicht an Unternehmungslustigen fehlen. Es ist unnötig, die geschäftlichen Einzelheiten dieser Massenexpedition auszuführen. Sie sind aus dem Zwecke vernünftig zu entwickeln, und viele tüchtige Köpfe sollen und werden darüber nachdenken, wie das am besten zu machen sein wird.

EINIGE TAETIGKEITEN DER COMPANY

Viele Tätigkeiten werden ineinander wirken. Nur ein Beispiel: Allmählich wird die Company in den anfänglich primitiven Niederlassungen Industriesachen zu erzeugen beginnen. Zunächst für unsre eigenen armen Auswanderer: Kleider, Wäsche, Schuhe etc. fabriksmässig. Denn in den europäischen Abfahrtsstationen werden unsere armen Leute neu gekleidet. Es wird ihnen damit kein Geschenk gemacht, weil sie nicht gedemütigt werden sollen. Es werden ihnen nur ihre alten Sachen gegen neue eingetauscht. Verliert die Company dabei etwas, so wird es als Geschäftsverlust gebucht. Die völlig Besitzlosen werden für die Bekleidung

Schuldner der Company und zahlen drüben in Arbeitsüberstunden, die ihnen für gute Aufführung erlassen werden.

An diesen Punkten haben übrigens die bestehenden Auswanderungsvereine Gelegenheit, helfend einzugreifen. Alles was sie für die wandernden Juden bisher zu tun pflegten, sollen sie zukünftig für die Kolonisten der Jewish Company tun. Die Formen dieses Zusammenwirkens werden sich leicht finden lassen.

Schon in der Neubekleidung der armen Auswanderer soll etwas Symbolisches enthalten sein: Ihr beginnt jetzt ein neues Leben! Die Society of Jews wird dafür sorgen, dass schon lange vor der Abreise und auch unterwegs durch Gebete, populäre Vorträge, Belehrungen über den Zweck des Unternehmens, hygienische Vorschriften für die neuen Wohnorte, Anleitungen zur künftigen Arbeit, eine ernste und festliche Stimmung erhalten werde. Denn das Gelobte Land ist das Land der Arbeit. Bei ihrer Ankunft werden aber die Einwanderer von den Spitzen unserer Behörden feierlich empfangen werden. Ohne törichten Jubel, denn das Gelobte Land muss erst erobert werden. Aber schon sollen diese armen Menschen sehen, dass sie zuhause sind.

Die Bekleidungsindustrie der Company für die armen Auswanderer wird nicht planlos produzieren. Durch die Society of Jews, welche von den Ortsgruppen die Mitteilung erhalten wird, muss die Jewish Company rechtzeitig die Zahl, den Ankunftstag und die Bedürfnisse der Auswanderer kennen. So ist es möglich, für sie umsichtig vorzusorgen.

INDUSTRIELLE ANREGUNGEN

Die Aufgaben der Jewish Company und der Society of Jews können in diesem Entwurfe nicht streng gesondert vorgetragen werden. Tatsächlich werden diese beiden grossen Organe beständig zusammenwirken müssen. Die Company wird auf die

moralische Autorität und Unterstützung der Society angewiesen sein und bleiben, gleichwie die Society die materielle Hilfe der Company nicht entbehren kann. In der planvollen Leitung der Bekleidungsindustrie z. B. ist der schwache Anfang des Versuches enthalten, die Produktionskrisen zu vermeiden. Auf allen Gebieten, wo die Company als Industrieller auftritt, soll so vorgegangen werden.

Keineswegs darf sie aber die freien Unternehmungen mit ihrer Uebermacht erdrücken. Wir sind nur dort Kollektivisten, wo es die ungeheueren Schwierigkeiten der Aufgabe erfordern. Im übrigen wollen wir das Individuum mit seinen Rechten hegen und pflegen. Das Privateigentum, als die wirtschaftliche Grundlage der Unabhängigkeit, soll sich bei uns frei und geachtet entwickeln. Wir lassen ja gleich unsere ersten Unskilleds ins Privateigentum aufsteigen.

Der Unternehmungsgeist soll auf jede Weise gefördert werden. Die Einrichtung von Industrien wird durch eine vernünftige Zollpolitik, Zuwendung billigen Rohmaterials und durch ein Amt für Industrie-Statistik mit öffentlichen Verlautbarungen begünstigt.

Der Unternehmungsgeist kann auf gesunde Weise angeregt werden. Die spekulative Planlosigkeit wird vermieden. Die Etablierung neuer Industrien wird rechtzeitig bekannt gemacht, so dass die Unternehmer, die ein halbes Jahr später auf den Einfall kommen, sich einer Industrie zuzuwenden, nicht in die Krise, ins Elend hineinbauen. Da der Zweck einer neuen Anlage der Society angemeldet werden soll, können die Unternehmungsverhältnisse jederzeit jedermann bekannt sein.

Ferner werden den Unternehmern die zentralisierten Arbeitskräfte gewährt. Der Unternehmer wendet sich an die Dienstvermittlungs-Zentrale, die dafür von ihm nur eine zur Selbsterhaltung erforderliche Gebühr einhebt. Der Unternehmer tele-

graphiert: Ich brauche morgen für drei Tage, drei Wochen oder drei Monate fünfhundert Unskilleds. Morgen treffen bei seiner landwirtschaftlichen oder industriellen Unternehmung die gewünschten Fünfhundert ein, welche die Arbeitszentrale von da und dort, wo sie eben verfügbar werden, zusammenzieht. Die Sachsengängerei wird da aus dem Plumpen in eine sinnvolle Institution heeresmässig verfeinert. Selbstverständlich werden keine Arbeitssklaven geliefert, sondern nur Siebenstundentägler, die ihre Organisation beibehalten, denen auch beim Ortswechsel die Dienstzeit mit Chargen, Avancieren und Pensionierung fortläuft. Der freie Unternehmer kann sich auch anderwärts seine Arbeitskräfte verschaffen, wenn er will. Aber er wird es schwerlich können. Die Hereinziehung nichtjüdischer Arbeitssklaven ins Land wird die Society zu vereiteln wissen durch eine gewisse Boykottierung widerspenstiger Industrieller, durch Verkehrserschwerungen und dergleichen. Man wird also die Siebenstundentägler nehmen müssen. So nähern wir uns beinahe zwanglos dem Normaltage von sieben Stunden.

ANSIEDLUNG VON FACHARBEITERN

Es ist klar, dass, was für die Unskilleds gilt, bei den höheren Facharbeitern noch leichter ist. Die Teilarbeiter der Fabriken können unter dieselben Regeln gebracht werden. Die Dienstvermittlungs-Zentrale besorgt sie.

Was nun die selbständigen Handwerker, die kleinen Meister betrifft, die wir im Hinblick auf die künftigen Fortschritte der Technik sehr pflegen wollen, denen wir technologische Kenntnisse zuführen wollen, selbst wenn sie keine jungen Leute mehr sind, und denen die Pferdekraft der Bäche und das Licht in elektrischen Drähten zugeleitet werden soll — diese selbständigen Arbeiter sollen auch durch die Zentrale der Society gesucht

und gefunden werden. Hier wendet sich die Ortsgrupppe an die Zentrale: Wir brauchen so und so viele Tischler, Schlosser, Glaser usw. Die Zentrale verlautbart es. Die Leute melden sich. Sie ziehen mit ihren Familien nach dem Orte, wo man sie braucht und bleiben da wohnen, nicht erdrückt von einer verworrenen Konkurrenz. Die dauernde, die gute Heimat ist für sie entstanden.

DIE GELDBESCHAFFUNG

Als das Aktienkapital der Jewish Company wurde ein phantastisch klingender Betrag angenommen. Die wirklich notwendige Höhe des Akientkapitals wird von Finanzfachleuten festgesetzt werden müssen. Jedenfalls eine riesige Summe. Wie soll diese aufgebracht werden? Dafür gibt es drei Formen, welche die Society in Erwägnug ziehen wird. Die Society, diese grosse moralische Person, der Gestor der Juden, besteht aus unseren reinsten und besten Männern, die aus der Sache keinen Vermögensgewinn ziehen können und dürfen. Obwohl die Society am Beginn keine andere als eine moralische Autorität besitzen kann, wird diese dennoch hinreichen, um die Jewish Company dem Judenvolke gegenüber zu beglaubigen. Die Jewish Company wird nur dann Aussicht auf geschäftliches Gelingen haben, wenn sie von der Society sozusagen gestempelt ist. Es wird sich also nicht eine beliebige Gruppe von Geldleuten zusammentun können, um die Jewish Company zu bilden. Die Society wird prüfen, wählen und bestimmen und sich vor der Gutheissung der Gründung alle nötigen Bürgschaften für die gewissenhafte Durchführung des Planes sichern lassen. Experimente mit ungenügenden Kräften dürfen nicht gemacht werden, denn diese Unternehmung muss gleich auf den ersten Schlag gelingen. Das Misslingen der Sache würde die ganze Idee auf Jahrzehnte hinaus kompromittieren und sie vielleicht für immer unmöglich machen.

Die drei Formen der Aufbringung des Aktienkapitals sind: 1. durch die Hochbank; 2. durch die Mittelbank; 3. durch eine volkstümliche Subskription.

Am leichtesten, schnellsten und sichersten wäre die Gründung durch die Hochbank. Da kann das erforderliche Geld innerhalb der bestehenden grossen Finanzgruppen durch einfache Beratung in kürzester Zeit aufgebracht werden. Es hätte den grossen Vorteil, dass die Millarde — um bei diesem einmal angenommenen Betrage zu bleiben — nicht sofort gänzlich eingezahlt werden müsste. Es hätte den weiteren Vorteil, dass auch der Kredit dieser mächtigen Finanzgruppen der Unternehmung zuflösse. In der jüdischen Finanzmacht schlummern noch sehr viele ungenützte politische Kräfte. Von den Feinden des Judentums wird diese Finanzmacht als so wirksam dargestellt, wie sie sein könnte, aber tatsächlich nicht ist. Die armen Juden spüren nur den Hass, den diese Finanzmacht erregt; den Nutzen, die Linderung ihrer Leiden, welche bewirkt werden könnte, haben die armen Juden nicht. Die Kreditpolitik der grossen Finanzjuden müsste sich in den Dienst der Volksidee stellen. Finden aber diese mit ihrer Lage ganz zufriedenen Herren sich nicht bewogen, etwas für ihre Stammesbrüder zu tun, die man mit Unrecht für die grossen Vermögen einzelner verantwortlich macht, so wird die Verwirklichung dieses Planes Gelegenheit geben, eine reinliche Scheidung zwischen ihnen und dem übrigen Teile des Judentums durchzuführen.

Die Hochbank wird übrigens durchaus nicht aufgefordert, einen so enormen Betrag aus Wohltätigkeit zu beschaffen. Das wäre eine törichte Zumutung. Die Gründer und Aktionäre der Jewish Company sollen vielmehr ein gutes Geschäft machen, und sie werden sich im vorhinein davon Rechenschaft geben können, welche Chancen bevorstehen. Die Society of Jews wird nämlich im Besitze aller Belege und Behelfe sein, aus denen sich die Aussichten der Jewish Company erkennen lassen. Die Society of

Jews wird insbesondere den Umfang der neuen Judenbewegung genau erforscht haben und den Gründern der Company auf eine vollkommen verlässliche Weise mitteilen können, mit welcher Beteiligung diese rechnen darf. Durch die Herstellung der alles umfassenden modernen Judenstatistik wird die Society für die Company die Arbeiten einer société d'études besorgen, wie man diese in Frankreich zu machen pflegt, bevor man an die Finanzierung eines sehr grossen Unternehmens herangeht.

Die Sache wird dennoch vielleicht nicht den kostbaren Beifall der jüdischen Geldmagnaten finden. Diese werden sogar vielleicht durch ihre geheimen Knechte und Agenten den Kampf gegen unsere Judenbewegung einzuleiten versuchen. Einen solchen Kampf werden wir, wie jeden anderen, der uns aufgezwungen wird, mit schonungsloser Härte führen.

Die Geldmagnaten werden sich vielleicht auch nur begnügen, die Sache mit einem ablehnenden Lächeln abzutun.

Ist sie damit erledigt?

Nein.

Dann geht die Geldbeschaffung auf die zweite Stufe, an die mittelreichen Juden. Die jüdische Mittelbank müsste im Namen der Volksidee gegen die Hochbank zusammengerafft werden zu einer zweiten formidablen Geldmacht. Das hätte den Uebelstand, dass zunächst nur ein Geldgeschäft daraus würde, denn die Milliarde müsste voll eingezahlt werden — sonst darf man nicht anfangen — und da dies Geld erst langsam in Verwendung träte, so würde man in den ersten Jahren allerlei Bank- und Anleihegeschäfte machen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass so allmählich der ursprüngliche Zweck in Vergessenheit geriete, die mittelreichen Juden hätten ein neues grosses Geschäft gefunden und die Judenwanderung würde versumpfen.

Phantastisch ist die Idee dieser Geldbeschaffung durchaus nicht, das weiss man. Verschiedene Male wurde ja versucht, das katholische Geld gegen die Hochbank zusammenzuraffen. Dass man sie auch mit jüdischem bekämpfen könne, hat man bisher nicht bedacht.

Aber welche Krisen hätte das alles zur Folge. Wie würden die Länder, wo solche Geldkämpfe spielten, geschädigt werden, wie müsste der Antisemitismus dabei überhandnehmen.

Mir ist das also nicht sympathisch, ich erwähne es nur, weil es in der logischen Entwicklung des Gedankens liegt.

Ob die Mittelbanken die Sache aufgreifen werden, weiss ich auch nicht.

Jedenfalls ist die Sache auch mit der Ablehnung der Mittelreichen nicht erledigt. Dann beginnt sie vielmehr erst recht.

Denn die Society of Jews, die nicht aus Geschäftsleuten besteht, kann dann die Gründung der Company als eine volkstümliche versuchen.

Das Aktienkapital der Company kann ohne Vermittlung eines Hochbank- oder Mittelbanksyndikates durch unmittelbare Ausschreibung einer Subskription aufgebracht werden. Nicht nur die armen kleinen Juden, sondern auch die Christen, welche die Juden loshaben wollen, werden sich an dieser in ganz kleine Teile zerlegten Geldbeschaffung beteiligen. Es wäre eine eigentümliche und neue Form des Plebiszites, wobei jeder, der sich für diese Lösungsform der Judenfrage aussprechen will, seine Meinung durch eine bedingte Subskription äussern könnte. In der Bedingung liegt die gute Sicherheit. Die Vollzahlung wäre nur zu leisten, wenn der ganze Betrag gezeichnet ist, sonst würde die Anzahlung zurückgegeben.

Ist aber der ganze nötige Betrag durch die volkstümliche Auflage in der ganzen Welt gedeckt, dann ist jeder einzelne kleine Betrag gesichert durch die unzähligen anderen kleinen Beträge.

Es wäre dazu natürlich die ausdrückliche, entschiedene Hilfe der beteiligten Regierungen nötig

---

ORTSGRUPPEN

DIE VERPFLANZUNG

Bisher wurde nur gezeigt, wie die Auswanderung ohne wirtschaftliche Erschütterung durchzuführen ist. Aber bei einer solchen Auswanderung gibt es auch viele starke, tiefe Gemütsbewegungen. Es gibt alte Gewohnheiten, Erinnerungen, mit denen wir Menschen an den Orten haften. Wir haben Wiegen, wir haben Gräber, und man weiss, was dem jüdischen Herzen die Gräber sind. Die Wiegen nehmen wir mit — in ihnen schlummert rosig und lächelnd unsere Zukunft. Unsere teueren Gräber müssen wir zurücklassen — ich glaube, von denen werden wir habsüchtiges Volk uns am schwersten trennen. Aber es muss sein.

Schon entfernt uns die wirtschaftliche Not, der politische Druck, der gesellschaftliche Hass aus unseren Wohnorten und von unseren Gräbern. Die Juden ziehen schon jetzt jeden Augenblick aus einem Land ins andere; eine starke Bewegung geht sogar übers Meer nach den Vereinigten Staaten — wo man uns auch nicht mag. Wo wird man uns denn mögen, solange wir keine eigene Heimat haben?

Wir wollen aber den Juden eine Heimat geben. Nicht, indem wir sie gewaltsam aus ihrem Erdreich herausreissen. Nein, indem

wir sie mit ihrem ganzen Wurzelwerk vorsichtig ausheben und in einen besseren Boden übersetzen. So wie wir im Wirtschaftlichen und Politischen neue Verhältnisse schaffen wollen, so gedenken wir im Gemütlichen alles Alte heilig zu halten. Darüber nur wenige Andeutungen. Hier ist die Gefahr am grössten, dass der Plan für eine Schwärmerei gehalten werde.

Und doch ist auch das möglich und wirklich, nur kommt es in der Wirklichkeit als etwas Verworrenes und Hilfloses vor. Durch die Organisierung kann es vernünftig werden.

DIE GRUPPENWANDERUNG

Unsere Leute sollen in Gruppen miteinander auswandern. In Gruppen von Familien und Freunden. Niemand wird gezwungen, sich der Gruppe seines bisherigen Wohnortes anzuschliessen. Jeder kann, nachdem er seine Angelegenheiten liquidiert hat, fahren, wie er will. Jeder tut es ja auf eigene Kosten, in der Bahn- und Schiffsklasse, die ihm zusagt. Unsere Bahnzüge und unsere Schiffe werden vielleicht nur eine Klasse haben. Der Unterschied des Besitzes belästigt auf so langen Reisen die Aermeren. Und wenn wir auch unsere Leute nicht zu einer Unterhaltung hinüberführen, wollen wir ihnen doch nicht unterwegs die Laune verderben.

Im Elend wird keiner reisen. Dem eleganten Behagen hingegen soll alles möglich sein. Man wird sich schon lange vorher verabreden — es wird ja im günstigsten Falle noch Jahre dauern, bis die Bewegung in einzelnen Besitzklassen in Fluss kommt — die Wohlhabenden werden zu Reisegesellschaften zusammentreten. Man nimmt die persönlichen Beziehungen sämtlich mit. Wir wissen ja, dass, von den Reichsten abgesehen, die Juden fast

gar keinen Verkehr mit Christen haben. In manchen Ländern ist es so, dass der Jude, der sich nicht ein paar Tafelschmarotzer, Borgbrüder und Judenknechte aushält, überhaupt keinen Christen kennt. Das Ghetto besteht innerlich fort.

Man wird sich also in den Mittelständen lange und sorgfältig zur Abreise vorbereiten. Jeder Ort bildet seine Gruppe. In den grossen Städten bilden sich nach Bezirken mehrere, die miteinander durch gewählte Vertreter verkehren. Diese Bezirkseinteilung hat nichts Obligatorisches. Sie ist eigentlich nur als Erleichterung für die Minderbemittelten gedacht, und um während der Fahrt kein Unbehagen, kein Heimweh aufkommen zu lassen. Jeder ist frei, allein zu fahren oder sich welcher Ortsgruppe immer anzuschliessen. Die Bedingungen — nach Klassen eingeteilt — sind für alle gleich. Wenn eine Reisegesellschaft sich zahlreich genug organisiert, bekommt sie von der Company einen ganzen Bahnzug und dann ein ganzes Schiff.

Für die passende Unterkunft der Aermeren wird das Quartieramt der Company gesorgt haben. In dem späteren Zeitpunkt, wo die Wohlhabenden wandern, wird das erkannte, weil leicht vorauszusehende Bedürfnis schon die Hotelbauten freier Unternehmer hervorgerufen haben. Auch werden ja die wohlhabenden Auswanderer sich ihre Heimstätten schon früher gebaut haben, so dass sie aus dem verlassenen alten Hause in das fertige neue nur zu übersiedeln brauchen.

Unserer ganzen Intelligenz brauchen wir ihre Aufgabe nicht erst zuzuweisen. Jeder, der sich dem nationalen Gedanken anschliesst, wird wissen, wie er in seinem Kreise für die Verbreitung und Betätigung zu wirken hat. Wir werden vornehmlich an die Mitwirkung unserer Seelsorger appellieren.

UNSERE SEELSORGER

Jede Gruppe hat ihren Rabbiner, der mit seiner Gemeinde geht. Alle gruppieren sich zwanglos. Die Ortsgruppe bildet sich um den Rabbiner herum. So viele Rabbiner, so viele Ortsgruppen. Die Rabbiner werden uns auch zuerst verstehen, sich zuerst für die Sache begeistern und von der Kanzel herab die andern begeistern. Es brauchen keine besonderen Versammlungen mit Geschwätz einberufen zu werden. Im Gottesdienste wird das eingeschaltet. Und so soll es sein. Wir erkennen unsere historische Zusammengehörigkeit nur am Glauben unserer Väter, weil wir ja längst die Sprachen verschiedener Nationen unverlöschbar in uns aufgenommen haben.

Die Rabbiner werden nun regelmässig die Mitteilungen der Society und Company erhalten und sie ihrer Gemeinde verkünden und erklären. Israel wird für uns, für sich beten.

VERTRAUENSMAENNER DER ORTSGRUPPEN

Die Ortsgruppen werden kleine Vertrauensmänner-Kommissionen unter dem Vorsitz des Rabbiners einsetzen. Hier wird alles Praktische nach den Ortsbedürfnissen beraten und festgesetzt werden.

Die Wohltätigkeitsanstalten werden durch die Ortsgruppen frei verpflanzt. Die Stiftungen werden auch drüben in der ehemaligen Ortsgruppe verbleiben, die Gebäude sollten nach meiner Ansicht nicht verkauft, sondern den christlichen Hilfsbedürftigen der verlassenen Städte gewidmet werden. Bei der Landverteilung drüben

wird das den Ortsgruppen eingerechnet, indem sie unentgeltlich Bauplätze und jede Bauerleichterung erhalten.

Es wird bei der Verpflanzung der Wohltätigkeitsanstalten wieder, wie an manchen anderen Punkten dieses Planes, Gelegenheit geboten, einen Versuch zum Wohle der ganzen Menschheit zu machen. Unsere jetzige verworrene Privatwohltätigkeit stiftet im Verhältnis zum gemachten Aufwand wenig Gutes. Die Wohltätigkeitsanstalten können und müssen in ein System gebracht werden, wo sie sich gegenseitig ergänzen. In einer neuen Gesellschaft können diese Einrichtungen aus dem modernen Bewusstsein heraus und auf Grund aller sozialpolitischen Erfahrungen gemacht werden. Die Sache ist für uns sehr wichtig, weil wir viele Bettler haben. Durch den äusseren Druck, der sie mutlos macht und durch die weichliche Wohltätigkeit der Reichen, die sie verwöhnt, lassen sich die schwächeren Naturen unter unseren Leuten leicht im Bettel gehen.

Die Society wird, unterstützt von den Ortsgruppen, der Volkserziehung in dieser Hinsicht die grösste Aufmerksamkeit zuwenden. Für viele Kräfte, die jetzt nutzlos hinwelken, wird ja ein fruchtbarer Boden geschaffen. Wer nur den guten Willen hat, soll angemessen verwendet werden. Bettler werden nicht geduldet. Wer als Freier nichts tun will, kommt ins Arbeitshaus.

Hingegen wollen wir die Alten nicht ins Siechenhaus stecken. Das Siechenhaus ist eine der grausamsten Wohltaten, die unsere alberne Gutmütigkeit erfunden hat. Im Siechenhaus schämt und kränkt sich der alte Mensch zu Tode. Er ist eigentlich schon begraben. Wir aber wollen selbst denen, die auf den untersten Stufen der Intelligenz stehen, bis ans Ende die tröstliche Illusion ihrer Nützlichkeit lassen. Die zu körperlicher Arbeit Unfähigen sollen leichte Dienste erhalten. Wir müssen mit den atrophierten Armen einer jetzt schon hinwelkenden Generation rechnen. Aber die nachkommenden Generationen sollen in der Freiheit für die Freiheit anders erzogen werden.

Wir werden für alle Lebensalter, für alle Lebensstufen die sittliche Beseligung der Arbeit suchen. So wird unser Volk seine Tüchtigkeit wiederfinden im Siebenstundenlande.

STADTPLAENE

Die Ortsgruppen werden ihre Bevollmächtigten zur Ortswahl delegieren. Bei der Landverteilung wird darauf Rücksicht genommen werden, dass die schonende Verpflanzung, die Erhaltung alles Berechtigten möglich sei.

In den Ortsgruppen werden die Stadtpläne aufliegen. Unsere Leute werden im vorhinein wissen, wohin sie gehen, in welchen Städten, in welchen Häusern sie wohnen werden. Es wurde schon von den Bauplänen und verständlichen Abbildungen gesprochen, die an die Ortsgruppen zu verteilen sind.

Wie in der Verwaltung eine straffe Zentralisierung, ist in den Ortsgruppen die vollste Autonomie das Prinzip. Nur so kann die Verpflanzung schmerzlos vor sich gehen.

Ich stelle mir das nicht leichter vor, als es ist; man darf es sich auch nicht schwerer vorstellen.

DER ZUG DES MITTELSTANDES

Der Mittelstand wird unwillkürlich von der Bewegung mit hinübergezogen. Die einen haben ihre Söhne als Beamte der Society oder Angestellte der Company drüben. Juristen, Mediziner, Techniker aller Zweige, junge Kaufleute, alle jüdischen Wegsucher, die jetzt aus der Bedrängnis ihrer Vaterländer hinaus

in andere Weltteile erwerben gehen, werden sich auf dem hoffnungsvollen Boden versammeln. Andere haben ihre Töchter an solche aufstrebende Leute verheiratet. Dann lässt sich von unseren jungen Leuten der eine seine Braut, der andere seine Eltern und Geschwister nachkommen. In neuen Kulturen heiratet man früh. Das kann der allgemeinen Sittlichkeit nur zustatten kommen, und wir erhalten kräftigen Nachwuchs; nicht jene schwachen Kinder spätverheirateter Väter, die zuerst ihre Energie im Lebenskampf abgenützt haben.

Im Mittelstande zieht jeder unserer Auswanderer andere nach sich.

Den Mutigsten gehört natürlich das Beste von der neuen Welt.

Es scheint nun freilich, als wäre hier die grösste Schwierigkeit des Planes.

Selbst wenn es uns gelingt, die Judenfrage in einer ernsten Weise zur Weltdiskussion zu stellen —
selbst wenn aus dieser Erörterung auf das bestimmteste hervorgeht, dass der Judenstaat ein Weltbedürfnis ist —
selbst wenn wir durch die Unterstützung der Mächte die Souveränität eines Territoriums erlangten:
wie bringen wir die Judenmassen ohne Zwang aus ihren jetzigen Wohnorten in dieses neue Land?

Die Wanderung ist doch immer als eine freie gedacht?

DAS PHAENOMEN DER MENGE

Ein mühsames Anfachen der Bewegung wird wohl kaum nötig sein. Die Antisemiten besorgen das schon für uns. Sie brauchen nur soviel zu tun wie bisher und die Auswanderlust der Juden

wird erwachen, wo sie nicht besteht, und sich verstärken, wo sie schon vorhanden ist. Wenn die Juden jetzt in antisemitischen Ländern verbleiben, so geschieht das hauptsächlich aus dem Grunde, weil selbst die historisch Ungebildeten wissen, dass wir uns durch die zahlreichen Ortswechsel in den Jahrhunderten nie dauernd geholfen haben. Gäbe es heute ein Land, wo man die Juden willkommen hiesse und ihnen auch viel weniger Vorteile böte, als im Judenstaate, wenn er entsteht, gesichert sind, so fände augenblicklich ein starker Zug von Juden dahin statt. Die Aermsten, die nichts zu verlieren haben, würden sich hinschleppen. Ich behaupte aber und jeder wird ja bei sich wissen, ob es wahr ist, dass die Auswanderlust wegen des Druckes, der auf uns lastet, bei uns selbst in wohlhabenden Schichten vorhanden ist. Nun würden ja schon die Aermsten zur Gründung des Staates genügen, ja sie sind das tüchtigste Menschenmaterial für eine Landnahme, weil man zu grossen Unternehmungen ein bisschen Verzweiflung in sich haben muss.

Aber indem unsere Desperados durch ihr Erscheinen, durch ihre Arbeit den Wert des Landes heben, machen sie allmählich auch für Besitzkräftigere die Verlockung entstehen, nachzuziehen.

Immer höhere Schichten werden ein Interesse bekommen, hinüberzugehen. Den Zug der Ersten, Aermsten, werden ja Society und Company gemeinsam leiten und dabei doch wohl die Unterstützung der schon bestehenden Auswanderungs- und Zionsvereine finden.

Wie lässt sich eine Menge ohne Befehl nach einem Punkte hin dirigieren?

Es gibt einzelne jüdische Wohltäter in grossem Stile, welche die Leiden der Juden durch zionistische Versuche mildern wollen. Solche Wohltäter mussten sich schon mit dieser Frage beschäftigen, und sie glaubten, sie zu lösen, wenn sie den Auswanderern Geld oder Arbeitsmittel in die Hand gaben. Der Wohltäter sagte also: „Ich zahle den Leuten, damit sie hingehen."

Das ist grundfalsch und mit allem Gelde der Erde nicht zu erschwingen.

Die Company wird im Gegenteil sagen: „Wir zahlen ihnen nicht, wir lassen sie zahlen. Nur setzen wir ihnen etwas vor."

Ich will das an einem scherzhaften Beispiele anschaulich machen. Einer dieser Wohltäter, den wir den Baron nennen wollen, und ich möchten eine Menschenmenge an einem heissen Sonntagnachmittag auf der Ebene von Longchamp bei Paris haben. Der Baron wird, wenn er jedem einzelnen 10 Franks verspricht, für 200 000 Franks 20 000 schwitzende, unglückliche Leute hinausbringen, die ihm fluchen werden, weil er ihnen diese Plage auferlegte.

Ich hingegen werde diese 200 000 Franks als Rennpreis aussetzen für das schnellste Pferd — und dann lasse ich die Leute durch Schranken von Longchamp abhalten. Wer hinein will, muss zahlen: 1 Franks, 5 Franks, 20 Franks.

Die Folge ist, dass ich eine halbe Million Menschen hinausbekomme, der Präsident der Republik fährt à la Daumont vor, die Menge erfreut und belustigt sich an sich selbst. Es ist für die meisten, trotz Sonnenbrand und Staub, eine glückliche Bewegung im Freien, und ich habe für die 200 000 Franks eine Million an Eintrittsgeldern und Spielsteuer eingenommen. Ich werde dieselben Leute, wann ich will, wieder dort haben; der Baron nicht — der Baron um keinen Preis.

Ich will das Phänomen der Menge übrigens gleich ernster beim Broterwerbe zeigen. Man versuche es einmal, in den Strassen einer Stadt ausrufen zu lassen: „Wer in einer nach allen Seiten freistehenden eisernen Halle im Winter bei schrecklicher Kälte, im Sommer bei quälender Hitze, den ganzen Tag auf seinen Beinen stehen, jeden Vorübergehenden anreden und dem Trödel-

kram oder Fische oder Obst anbieten wird, bekommt 2 fl. oder 4 Franks oder was sie wollen."

Wie viel Leute bekommt man wohl da hin? Wenn sie der Hunger hintreibt, wie viel Tage halten sie aus? Wenn sie aushalten, mit welchem Eifer werden sie wohl die Vorübergehenden zum Kaufe von Obst, Fischen oder Trödelkram zu bestimmen versuchen?

Wir machen es anders. An den Punkten, wo ein grosser Verkehr besteht, und diese Punkte können wir um so leichter finden, als wir selbst ja den Verkehr leiten, wohin wir wollen, an diesen Punkten errichten wir grosse Hallen und nennen sie: Märkte. Wir könnten die Hallen schlechter, gesundheitswidriger bauen als jene und doch würden uns die Leute hinströmen. Aber wir werden sie schöner und besser, mit unserem ganzen Wohlwollen bauen. Und diese Leute, denen wir nichts versprochen haben, weil wir ihnen, ohne Betrüger zu sein, nichts versprechen können, diese braven geschäftslustigen Leute werden unter Scherzen einen lebhaften Marktverkehr hervorbringen. Sie werden unermüdlich die Käufer haranguieren, sie werden auf ihren Beinen dastehen und die Müdigkeit kaum merken. Sie werden nicht nur Tag um Tag herbeieilen, um die ersten zu sein, sie werden sogar Verbände, Kartelle, alles Mögliche schliessen, um nur dieses Erwerbsleben ungestört führen zu können. Und wenn sich auch am Feierabend herausstellt, dass sie mit all der braven Arbeit nur 1 fl. 50 kr. oder 3 Franks oder was sie wollen, verdient haben, werden sie doch mit Hoffnung in den nächsten Tag blicken, der vielleicht besser sein wird.

Wir haben ihnen die Hoffnung geschenkt.

Will man wissen, wo wir die Bedürfnisse hernehmen, die wir für die Märkte brauchen? Muss das wirklich noch gesagt werden?

Ich zeigte früher, dass durch die Assistance par le travail der fünfzehnfache Verdienst erzeugt wird. Für eine Million fünfzehn Millionen, für eine Millarde fünfzehn Milliarden.

Ja, ob dies im Grossen auch so richtig ist, wie im Kleinen? Der Ertrag des Kapitals hat doch in der Höhe eine abnehmende Progression? Ja, des schlafenden, feige verkrochenen Kapitals, nicht der des arbeitenden. Das arbeitende Kapital hat sogar in der Höhe eine furchtbar zunehmende Ertragskraft. Da steckt ja die soziale Frage.

Ob das richtig ist, was ich sage? Ich rufe dafür die reichsten Juden als Zeugen auf. Warum betreiben diese so viele verschiedene Industrien? Warum schicken sie Leute unter die Erde, um für mageren Lohn unter entsetzlichen Gefahren Kohle heraufzuschaffen? Ich denke mir das nicht angenehm, auch nicht für die Grubenbesitzer. Ich glaube ja nicht an die Herzlosigkeit der Kapitalisten und stelle mich nicht, als ob ich es glaubte. Ich will ja nicht hetzen, sondern versöhnen.

Brauche ich das Phänomen der Menge, und wie man sie nach beliebigen Punkten zieht, auch noch an den frommen Wanderungen zu erklären?

Ich möchte niemandes heilige Empfindungen durch Worte verletzen, die falsch ausgelegt werden könnten.

Nur kurz deute ich an, was in der mohamedanischen Welt der Zug der Pilger nach Mekka ist, in der katholischen Welt Lourdes und so zahllose andere Punkte, von wo Menschen durch ihren Glauben getröstet heimkehren, und der heilige Rock zu Trier.

So werden auch wir dem tiefen Glaubensbedürfnisse unserer Leute Zielpunkte errichten. Unsere Geistlichen werden uns ja zuerst verstehen und mit uns gehen.

Wir wollen drüben jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Auch und vor allem unsere teuern Freidenker, unser unsterbliches Heer, das für die Menschheit immer neue Gebiete erobert.

Auf niemanden soll ein anderer Zwang ausgeübt werden als der zur Erhaltung des Staates und der Ordnung nötige. Und dieses Nötige wird nicht von der Willkür einer oder mehrerer Personen wechselnd bestimmt sein, sondern in ehernen Gesetzen ruhen. Will man nun gerade aus den von mir gewählten Beispielen folgern, dass die Menge nur vorübergehend nach solchen Zielpunkten des Glaubens, des Erwerbes oder des Vergnügens gezogen werden kann, so ist die Widerlegung dieses Einwurfs einfach. Ein solcher Zeitpunkt vermag die Massen nur anzulocken. Alle diese Anziehungspunkte zusammen sind geeignet, sie festzuhalten und dauernd zu befriedigen. Denn diese Anziehungspunkte bilden zusammengenommen eine grosse Einheit, eine langgesuchte, nach der unser Volk nie aufgehört hat sich zu sehnen; für die es sich erhalten hat, für die es durch den Druck erhalten worden ist: die freie Heimat! Wenn die Bewegung entsteht, werden wir die Einen nachziehen, die Anderen uns nachfliessen lassen, die Dritten werden mitgerissen und die Vierten wird man uns nachdrängen.

Diese, die zögernden späten Nachzügler werden hüben und drüben am schlechtesten daran sein.

Aber die ersten, die gläubig, begeistert und tapfer hinübergehen, werden die besten Plätze haben.

UNSER MENSCHENMATERIAL

Ueber kein Volk sind so viel Irrtümer verbreitet, wie über die Juden. Und wir sind durch unsere geschichtlichen Leiden so gedrückt und mutlos geworden, dass wir diese Irrtümer selbst nachsprechen und nachglauben. Eine der falschen Behauptungen ist die unmässige Handelslust der Juden. Nun ist es bekannt, dass wir dort, wo wir aufsteigende Klassenbewegung mitmachen

können, uns eilig vom Handel entfernen. Weitaus die meisten jüdischen Kaufleute lassen ihre Söhne studieren. Daher kommt ja die sogenannte Verjudung aller gebildeten Berufe. Aber auch in den wirtschaftlich schwächeren Schichten ist unsere Handelslust keineswegs so gross, wie angenommen wird. In den östlichen Ländern Europas gibt es grosse Massen von Juden, die keine Handeltreibenden sind und vor schweren Arbeiten nicht zurückschrecken. Die Society of Jews wird in der Lage sein, eine wissenschaftlich genaue Statistik unserer Menschenkräfte vorzubereiten. Die neuen Aufgaben und Aussichten, die unsere Leute im neuen Lande erwarten, werden die jetzigen Handarbeiter befriedigen und viele der jetzigen kleinen Händler zu Handarbeitern machen.

Ein Hausierer, der mit dem schweren Pack auf dem Rücken über Land geht, fühlt sich nicht so glücklich, wie seine Verfolger glauben. Mit dem Siebenstundentage sind alle diese Leute zu Arbeitern zu machen. Es sind so brave, verkannte Leute und leiden jetzt vielleicht am schwersten. Uebrigens wird sich die Society of Jews von Anfang an mit ihrer Erziehung zu Arbeitern beschäftigen. Die Erwerbslust wird auf eine gesunde Weise anzuregen sein. Der Jude ist sparsam, findig und erfüllt vom stärksten Familiensinn. Solche Menschen eignen sich zu jeder Erwerbtätigkeit und es wird genügen, den Kleinhandel zu einem unergiebigen zu machen, um selbst die jetzigen Hausierer davon abzubringen. Hierzu würde beispielsweise die Begünstigung grosser Kaufhäuser, in denen man alles findet, dienen. Diese Universalkaufhäuser erdrücken schon jetzt in den Grossstädten den kleinen Handel. In einer neuen Kultur würden sie sein Entstehen geradezu verhindern. Ihre Einrichtung hätte gleichzeitig den Vorteil, das Land auch für Menschen mit vorgeschrittenen Bedürfnissen sofort bewohnbar zu machen.

KLEINE GEWOHNHEITEN

Verträgt es sich mit dem Ernste dieser Schrift, dass ich, wenn auch nur flüchtig, von den kleinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten des Alltagsmenschen spreche?

Ich glaube, ja. Es ist sogar sehr wichtig. Denn diese kleinen Gewohnheiten sind wie tausend Zwirnfäden, von denen jeder einzelne dünn und schwach ist — zusammen sind sie ein unzerreissbares Seil.

Auch auf diesem Punkte muss man sich von beschränkten Vorstellungen frei machen. Wer etwas von der Welt gesehen hat, der weiss, dass gerade die kleinen Alltagsgewohnheiten schon jetzt mit Leichtigkeit überallhin verpflanzt werden. Ja, die technischen Errungenschaften unserer Zeit, welche dieser Plan für die Menschlichkeit verwenden möchte, sind bisher hauptsächlich für die kleinen Gewohnheiten verwendet worden. Es gibt englische Hotels in Aegypten und auf den Berggipfeln der Schweiz, Wiener Cafés in Südafrika, französische Theater in Russland, deutsche Opern in Amerika und das beste bayrische Bier in Paris.

Wenn wir noch einmal aus Mizraim wandern, werden wir die Fleischtöpfe nicht vergessen.

In jeder Ortsgruppe kann und wird jeder seine kleinen Gewohnheiten wiederfinden, nur besser, schöner, angenehmer.

SOCIETY OF JEWS
UND
JUDENSTAAT
NEGOTIORUM GESTIO

Diese Schrift ist nicht für Fachjuristen berechnet; darum kann ich meine Theorie vom Rechtsgrunde des Staates auch nur flüchtig andeuten, wie vieles andere.

Dennoch muss ich einiges Gewicht auf meine neue Theorie legen, die sich wohl selbst in einer rechtsgelehrten Diskussion wird halten lassen.

Rousseaus heute schon veraltete Auffassung wollte dem Staat einen Gesellschaftsvertrag zugrunde legen. Rousseau meint: „Die Klauseln dieses Vertrages sind durch die Natur der Verhandlung so bestimmt, dass die geringste Abänderung sie nichtig und wirkungslos machen müsste. Die Folge davon ist, dass sie, wenn sie auch vielleicht nie ausdrücklich ausgesprochen wären, doch überall gleich, überall stillschweigend angenommen und anerkannt sind usw."

Die logische und geschichtliche Widerlegung von Rousseaus Theorie war und ist nicht schwer, wie furchtbar und fruchtbar diese Theorie auch gewirkt habe. Für die modernen Verfassungsstaaten ist die Frage, ob vor der Konstitution schon ein Gesellschaftsvertrag mit „nicht ausdrücklich ausgesprochenen, aber

unabänderlichen Klauseln" bestanden habe, ohne praktisches Interesse. Jetzt ist das Rechtsverhältnis zwischen Regierung und Bürgern jedenfalls festgesetzt.

Aber vor der Einrichtung einer Verfassung und beim Entstehen eines neuen Staates sind diese Grundsätze auch praktisch wichtig. Dass neue Staaten noch immer entstehen können, wissen wir ja, sehen wir ja. Kolonien fallen vom Mutterlande ab, Vasallen reissen sich vom Suzerän los, neuerschlossene Territorien werden gleich als freie Staaten gegründet. Der Judenstaat ist allerdings als eine ganz eigentümliche Neubildung auf noch unbestimmtem Territorium gedacht. Aber nicht die Länderstrecken sind der Staat, sondern die durch eine Souveränität zusammengefassten Menschen sind es.

Das Volk ist die persönliche, das Land die dingliche Grundlage des Staates. Und von diesen beiden Grundlagen ist die persönliche die wichtigere. Es gibt zum Beispiel eine Souveränität ohne dingliche Grundlage, und sie ist sogar die geachtetste der Erde: es ist die Souveränität des Papstes.

In der Wissenschaft vom Staate herrscht gegenwärtig die Theorie der Vernunftnotwendigkeit. Diese Theorie reicht aus, um die Entstehung des Staates zu rechtfertigen, und sie kann nicht geschichtlich widerlegt werden, wie die Vertragstheorie. Soweit es sich um die Entstehung des Judenstaates handelt, befinde ich mich in dieser Schrift vollkommen auf dem Boden der Vernunftnotwendigkeits-Theorie. Diese weicht aber dem Rechtsgrunde des Staates aus. Der modernen Anschauung entsprechen die Theorie der göttlichen Stiftung, die der Uebermacht, die Patriarchal-, Patrimonial- und Vetragstheorie nicht. Der Rechtsgrund des Staates wird bald zu sehr in den Menschen (Uebermachts-, Patriarchal- und Vertragstheorie), bald rein über den Menschen (göttliche Stiftung), bald unter den Menschen (dingliche Patrimonialtheorie) gesucht. Die Vernunftnotwendigkeit lässt die Frage be-

quem oder vorsichtig unbeantwortet. Eine Frage, mit der sich die grössten Rechtsphilosophen aller Zeiten so tief beschäftigt haben, kann jedoch nicht ganz müssig sein. Tatsächlich liegt im Staat eine Mischung von Menschlichem und Uebermenschlichem vor. Für das zuweilen drückende Verhältnis, in welchem die Regierten zu den Regierenden stehen, ist ein Rechtsgrund unerlässlich. Ich glaube, er kann in der „negotiorum gestio" gefunden werden. Wobei man sich die Gesamtheit der Bürger als Dominus negotiorum und die Regierung als den Gestor zu denken hat.

Der wunderbare Rechtsinn der Römer hat in der negotiorum gestio ein edles Meisterwerk geschaffen. Wenn das Gut eines Behinderten in Gefahr ist, darf jeder hinzutreten und es retten. Das ist der Gestor, der Führer fremder Geschäfte. Er hat keinen Auftrag, das heisst keinen menschlichen Auftrag. Sein Auftrag ist ihm von einer höheren Notwendigkeit erteilt. Diese höhere Notwendigkeit kann für den Staat auf verschiedene Weise formuliert werden und wird auch auf den einzelnen Kulturstufen dem jeweiligen allgemeinen Begriffsvermögen entsprechend verschiedenartig formuliert. Gerichtet ist die Gestio auf das Wohl des Dominus, des Volkes, zu dem ja auch der Gestor selbst gehört.

Der Gestor verwaltet ein Gut, dessen Miteigentümer er ist. Aus seinem Miteigentum schöpft er wohl die Kenntnis des Notstandes, der das Eingreifen, die Führung in Krieg und Frieden erfordert; aber keineswegs gibt er sich als Miteigentümer selbst einen gültigen Auftrag. Er kann die Zustimmung der unzähligen Miteigentümer im günstigsten Falle nur vermuten.

Der Staat entsteht durch den Daseinskampf eines Volkes. In diesem Kampfe ist es nicht möglich, erst auf umständliche Weise einen ordentlichen Auftrag einzuholen. Ja, es würde jede Unternehmung für die Gesamtheit von vorneherein scheitern, wenn

man zuvor einen regelrechten Mehrheitsbeschluss erzielen wollte. Die innere Parteiung würde das Volk gegen den äusseren Notstand wehrlos machen. Alle Köpfe sind nicht unter einen Hut zu bringen, wie man gewöhnlich sagt. Darum setzt der Gestor einfach den Hut auf und geht voran.

Der Staatsgestor ist genügend legitimiert, wenn die allgemeine Sache in Gefahr und der Dominus durch Willensunfähigkeit oder auf andere Art verhindert ist, sich selbst zu helfen.

Aber durch sein Eingreifen wird der Gestor dem Dominus ähnlich wie aus einem Vertrage, quasi ex contractu, verpflichtet. Das ist das vorbestandene oder richtiger: mitentstehende Rechtsverhältnis im Staate.

Der Gestor muss dann für jede Fahrlässigkeit haften, auch wegen verschuldeter Nichtvollendung der einmal übernommenen Geschäfte und Versäumung dessen, was damit im wesentlichen Zusammenhange steht usw. Ich will die negotiorum gestio hier nicht weiter ausführen und auf den Staat übertragen. Das würde uns zu weit vom eigentlichen Gegenstande ablenken. Nur das eine sei noch angeführt: „Durch Genehmigung wird die Geschäftsführung für den Geschäftsherrn in gleicher Art wirksam, als wenn sie ursprünglich seinem Auftrag gemäss geschehen wäre.“

Und was bedeutet das alles in unserem Falle?

Das Judenvolk ist gegenwärtig durch die Diaspora verhindert, seine politischen Geschäfte selbst zu führen. Dabei ist es auf verschiedenen Punkten in schwerer oder leichterer Bedrängnis. Es braucht vor allem einen Gestor.

Dieser Gestor darf nun freilich nicht ein einzelnes Individuum sein. Ein solches wäre lächerlich oder — weil es auf seinen eigenen Vorteil auszugehen schiene — verächtlich.

Der Gestor der Juden muss in jedem Sinne des Wortes eine moralische Person sein.

Und das ist die Society of Jews.

DER GESTOR DER JUDEN

Dieses Organ der Volksbewegung, dessen Art und Aufgaben wir erst jetzt erörtern, wird tatsächlich vor allem anderen entstehen. Die Entstehung ist eine überaus einfache. Aus dem Kreise der wackeren englischen Juden, denen ich in London den Plan mitteilte, wird sich diese moralische Person bilden.

Die Society of Jews ist die Zentralstelle der beginnenden Judenbewegung.

Die Society hat wissenschaftliche und politische Aufgaben. Die Gründung des Judenstaates, wie ich mir sie denke, hat moderne, wissenschaftliche Voraussetzungen. Wenn wir heute aus Mizraim wandern, kann es nicht in der naiven Weise der alten Zeit geschehen. Wir werden uns vorher anders Rechenschaft geben von unserer Zahl und Kraft. Die Society of Jews ist der neue Moses der Juden. Die Unternehmung des alten grossen Gestors der Juden in den einfachen Zeiten verhält sich zur unserigen wie ein wunderschönes altes Singspiel zu einer modernen Oper. Wir spielen dieselbe Melodie mit viel, viel mehr Violinen, Flöten, Harfen, Knie- und Bassgeigen, elektrischem Licht, Dekorationen, Chören, herrlicher Ausstattung und mit den ersten Sängern.

Diese Schrift soll die allgemeine Diskussion über die Judenfrage eröffnen. Freunde und Feinde werden sich daran beteiligen — ich hoffe, nicht mehr in der bisherigen Form sentimentaler Verteidigungen und wüster Beschimpfungen. Die Debatte soll sachlich, gross, ernst und politisch geführt werden.

Die Society of Jews wird alle Kundgebungen der Staatsmänner, Parlamente, Judengemeinden, Vereine, die in Wort und Schrift, in Versammlungen, Zeitungen und Büchern hervorkommen, sammeln.

So wird die Society zum erstenmal erfahren und feststellen, ob die Juden schon ins Gelobte Land wandern wollen und müssen. Die Society wird von den Judengemeinden in aller Welt die Behelfe zu einer umfassenden Statistik der Juden erhalten.

Die späteren Aufgaben, die gelehrte Erforschung des neuen Landes und seiner natürlichen Hilfsmittel, der einheitliche Plan zur Wanderung und Ansiedlung, die Vorarbeiten für die Gesetzgebung und Verwaltung usw. sind aus dem Zweck vernünftig zu entwickeln.

Nach aussen muss die Society versuchen, wie ich schon anfangs im allgemeinen Teil erklärte, als staatsbildende Macht anerkannt zu werden Aus der freien Zustimmung vieler Juden kann sie den Regierungen gegenüber die nötige Autorität schöpfen.

Nach innen, das heisst dem Judenvolke gegenüber, schafft die Society die unentbehrlichen Einrichtungen der ersten Zeit — die Urzelle, um es mit einem naturwissenschaftlichen Worte zu sagen, aus der sich später die öffentlichen Einrichtungen des Judenstaates entwickeln sollen.

Das erste Ziel ist, wie schon gesagt, die völkerrechtlich gesicherte Souveränität auf einem für unsere gerechten Bedürfnisse ausreichenden Landstrich.

Was hat nachher zu geschehen?

DIE LANDERGREIFUNG

Als die Völker in den historischen Zeiten wanderten, liessen sie sich vom Weltzufall tragen, ziehen, schleudern. Wie Heuschreckenschwärme gingen sie in ihrem bewusstlosen Zuge irgendwo nieder. In den geschichtlichen Zeiten kannte man ja die Erde nicht.

Die neue Judenwanderung muss nach wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgen.

Noch vor einigen vierzig Jahren wurde die Goldgräberei auf eine wunderlich einfältige Weise betrieben. Wie abenteuerlich ist es in Kalifornien zugegangen! Da liefen auf ein Gerücht hin die Desperados aus aller Welt zusammen, stahlen der Erde, raubten einander das Gold ab — und verspielten es dann ebenso räubermässig.

Heute! Man sehe sich heute die Goldgräberei in Transvaal an. Keine romantischen Strolche mehr, sondern nüchterne Geologen und Ingenieure leiten die Goldindustrie. Sinnreiche Maschinen lösen das Gold aus dem erkannten Gestein. Dem Zufall ist wenig überlassen.

So muss das neue Judenland mit allen modernen Hilfsmitteln erforscht und in Besitz genommen werden.

Sobald uns das Land gesichert ist, fährt das Landnahmeschiff hinüber.

Auf dem Schiff befinden sich die Vertreter der Society, der Company und der Ortsgruppen.

Diese Landnehmer haben drei Aufgaben: 1. die genaue wissenschaftliche Erforschung aller natürlichen Eigenschaften des Landes, 2. die Errichtung einer straff zentralisierten Verwaltung, 3. die

Landverteilung. Diese Aufgaben greifen ineinander und sind dem schon genügend bekannten Zweck entsprechend auszuführen.

Nur eins ist noch nicht klargemacht: nämlich wie die Landergreifung nach Ortsgruppen vor sich gehen soll.

In Amerika okkupiert man bei Erschliessung eines neuen Territoriums auch noch auf eine recht naive Art. Die Landnehmer versammeln sich an der Grenze und stürzen zur bestimmten Stunde gleichzeitig und gewaltsam darauf los.

So wird es im neuen Judenlande nicht zu machen sein. Die Plätze der Provinzen und Städte werden versteigert. Nicht etwa für Geld, sondern für Leistungen. Es ist nach dem allgemeinen Plane festgestellt worden, welche Strassen, Brücken, Wasserregulierungen usw. nötig sind für den Verkehr. Das wird nach Provinzen zusammengelegt. Innerhalb der Provinzen werden in ähnlicher Weise die Stadtplätze versteigert. Die Ortsgruppen übernehmen die Verpflichtung, das ordentlich auszuführen. Sie bestreiten die Kosten aus autonomen Umlagen. Die Society wird ja in der Lage sein, vorauszuwissen, ob sich die Ortsgruppen keiner zu grossen Opfer vermessen. Die grossen Gemeinwesen erhalten grosse Schauplätze für ihre Tätigkeit. Grössere Opfer werden durch gewisse Zuwendungen belohnt: Universitäten, Fach-, Hochschulen, Versuchsanstalten usw. und jene Staatsinstitute, die nicht in der Hauptstadt sein müssen, werden über das Land zerstreut.

Für die richtige Ausführung des Uebernommenen haftet das eigene Interesse der Ersteher und im Notfall die Ortsumlage. Denn so wie wir den Unterschied einzelner Individuen nicht aufheben können und wollen, so bleibt auch der Unterschied zwischen den Ortsgruppen bestehen. Alles gliedert sich auf natürliche Weise. Alle erworbenen Rechte werden geschützt, jede neue Entwicklung erhält genügenden Spielraum.

Diese Dinge werden sämtlich unseren Leuten deutlich bekannt sein.

So wie wir die anderen nicht überrumpeln oder betrügen, so täuschen wir uns auch selbst nicht.

Von vornherein wird alles auf eine planvolle Art festgestellt sein. An der Ausarbeitung dieses Planes, den ich nur anzudeuten vermag, werden sich unsere scharfsinnigsten Köpfe beteiligen. Alle sozialwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften der Zeit, in der wir leben, und der immer höheren Zeit, in welche die langwierige Ausführung des Planes fallen wird, sind für den Zweck zu verwenden. Alle glücklichen Erfindungen, die schon da sind und die noch kommen werden, sind zu benützen. So kann es eine in der Geschichte beispiellose Form der Landnahme und Staatgründung werden, mit bisher nicht dagewesenen Chancen des Gelingens.

VERFASSUNG

Eine der von der Society einzusetzenden grossen Kommissionen wird der Rat der Staatsjuristen sein. Diese müssen eine möglichst gute moderne Verfassung zustandebringen. Ich glaube, eine gute Verfassung soll von mässiger Elastizität sein. In einem anderen Werke habe ich auseinandergesetzt, welche Staatsformen mir als die besten erscheinen. Ich halte die demokratische Monarchie und die aristokratische Republik für die feinsten Formen des Staates. Staatsform und Regierungsprinzip müssen in einem ausgleichenden Gegensatze zueinander stehen. Ich bin ein überzeugter Freund monarchischer Einrichtungen, weil sie eine beständige Politik ermöglichen und das mit der Staatserhaltung verknüpfte Interesse einer geschichtlich berühmten, zum Herrschen

geborenen und erzogenen Familie vorstellen. Unsere Geschichte ist jedoch so lange unterbrochen gewesen, dass wir an die Einrichtung nicht mehr anknüpfen können. Der blosse Versuch unterläge dem Fluche der Lächerlichkeit.

Die Demokratie ohne das nützliche Gegengewicht eines Monarchen ist masslos in der Anerkennung und in der Verurteilung, führt zu Parlamentsgeschwätz und zur hässlichen Kategorie der Berufspolitiker. Auch sind die jetzigen Völker nicht geeignet für die unbeschränkte Demokratie, und ich glaube, sie werden zukünftig immer weniger dazu geeignet sein. Die reine Demokratie setzt nämlich sehr einfache Sitten voraus, und unsere Sitten werden mit dem Verkehr und mit der Kultur immer komplizierter. Le ressort d'une démocratie est la vertu, sagt der weise Montesquieu. Und wo findet man diese Tugend, die politische meine ich? Ich glaube nicht an unsere politische Tugend, weil wir nicht anders sind als die anderen modernen Menschen, und weil uns in der Freiheit zunächst der Kamm schwellen würde. Das Referendum halte ich für unvollständig, denn in der Politik gibt es keine einfachen Fragen, die man bloss mit Ja und Nein beantworten kann. Auch sind die Massen noch ärger als die Parlamente jedem Irrglauben unterworfen, jedem kräftigen Schreier zugeneigt. Vor versammeltem Volke kann man weder äussere noch innere Politik machen.

Politik muss von oben herab gemacht werden. Im Judenstaate soll darum doch niemand geknechtet werden, denn jeder Jude kann aufsteigen, jeder wird aufsteigen wollen. So muss ein gewaltiger Zug nach oben in unser Volk kommen. Jeder einzelne wird nur glauben, sich selbst zu heben und dabei wird die Gesamtheit gehoben. Das Aufsteigen ist in sittliche, dem Staate nützliche, der Volksidee dienende Formen zu binden.

Darum denke ich mir eine aristokratische Republik. Das entspricht auch dem ehrgeizigen Sinne unseres Volkes, der jetzt

zu alberner Eitelkeit entartet ist. Manche Einrichtung Venedigs schwebt mir vor; aber alles, woran Venedig zugrunde ging, ist zu vermeiden. Wir werden aus den geschichtlichen Fehlern anderer lernen, wie aus unseren eigenen. Denn wir sind ein modernes Volk und wollen das modernste werden. Unser Volk, dem die Society das neue Land bringt, wird auch die Verfassung, die ihm die Society gibt, dankbar annehmen. Wo sich aber Widerstände zeigen, wird die Society sie brechen. Sie kann sich im Werke durch beschränkte oder böswillige Individuen nicht stören lassen.

SPRACHE

Vielleicht denkt jemand, es werde eine Schwierigkeit sein, dass wir keine gemeinsame Sprache mehr haben. Wir können doch nicht Hebräisch miteinander reden. Wer von uns weiss genug Hebräisch, um in dieser Sprache ein Bahnbillett zu verlangen? Das gibt es nicht. Dennoch ist die Sache sehr einfach. Jeder behält seine Sprache, welche die liebe Heimat seiner Gedanken ist. Für die Möglichkeit des Sprachenföderalismus ist die Schweiz ein endgültiges Beispiel. Wir werden auch drüben bleiben, was wir jetzt sind, sowie wir nie aufhören werden, unsere Vaterländer, aus denen wir verdrängt wurden, mit Wehmut zu lieben.

Die verkümmerten und verdrückten Jargons, deren wir uns jetzt bedienen, diese Ghettosprachen werden wir uns abgewöhnen. Es waren die verstohlenen Sprachen von Gefangenen. Unsere Volkslehrer werden dieser Sache ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die dem allgemeinen Verkehre am meisten nützende Sprache wird sich zwanglos als Hauptsprache einsetzen. Unsere Volksgemeinschaft ist ja eine eigentümliche, einzige. Wir erkennen uns eigentlich nur noch am väterlichen Glauben als zusammengehörig.

THEOKRATIE

Werden wir also am Ende eine Theokratie haben? Nein! Der Glaube hält uns zusammen, die Wissenschaft macht uns frei. Wir werden daher theokratische Velleitäten unserer Geistlichen gar nicht aufkommen lassen. Wir werden sie in ihren Tempeln festzuhalten wissen, wie wir unser Berufsheer in den Kasernen festhalten werden. Heer und Klerus sollen so hoch geehrt werden, wie es ihre schönen Funktionen erfordern und verdienen. In den Staat, der sie auszeichnet, haben sie nichts dreinzureden, denn sie werden äussere und innere Schwierigkeiten heraufbeschwören.

Jeder ist in seinem Bekenntnis oder in seinem Unglauben so frei und unbeschränkt wie in seiner Nationalität. Und fügt es sich, dass auch Andersgläubige, Andersnationale unter uns wohnen, so werden wir ihnen einen ehrenvollen Schutz und die Rechtsgleichheit gewähren. Wir haben die Toleranz in Europa gelernt. Ich sage das nicht einmal spöttisch. Den jetzigen Antisemitismus kann man nur an vereinzelten Orten für die alte religiöse Intoleranz halten. Zumeist ist er bei den Kulturvölkern eine Bewegung, mit der sie ein Gespenst ihrer eigenen Vergangenheit abwehren möchten.

GESETZE

Wenn die Verwirklichung des Staatsgedankens näher rückt, wird die Society of Jews gesetzgeberische Vorarbeiten machen lassen durch ein Juristenkollegium. Für die Uebergangszeit lässt sich der Grundsatz annehmen, dass jeder der aus den verschiedenen Ländern einwandernden Juden nach seinen bisherigen Landesgesetzen zu beurteilen sei. Bald ist die Rechtseinheit anzustreben. Es müssen moderne Gesetze sein, auch da überall das Beste zu

verwenden. Es kann eine vorbildliche Kodifikation werden, durchdrungen von allen gerechten sozialen Forderungen der Gegenwart.

DAS HEER.

Der Judenstaat ist als ein neutraler gedacht. Er braucht nur ein Berufsheer — allerdings ein mit sämtlichen modernen Kriegsmitteln ausgerüstetes — zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach aussen wie nach innen.

DIE FAHNE

Wir haben keine Fahne. Wir brauchen eine. Wenn man viele Menschen führen will, muss man ein Symbol über ihre Häupter erheben.

Ich denke mir eine weisse Fahne mit sieben goldenen Sternen. Das weisse Feld bedeutet das neue, reine Leben; die Sterne sind die sieben goldenen Stunden unseres Arbeitstages. Denn im Zeichen der Arbeit gehen die Juden in das neue Land.

REZIPROZITAET UND AUSLIEFERUNGS-VERTRAEGE

Der neue Judenstaat muss anständig gegründet werden. Wir denken ja an unsere künftige Ehre in der Welt.

Darum müssen alle Verpflichtungen in den bisherigen Wohnorten rechtschaffen erfüllt werden. Billige Fahrt und alle Ansiedlungsbegünstigungen werden Society of Jews und Jewish Company nur denjenigen gewähren, die ein Amtszeugnis ihrer bisherigen Behörden beibringen: „In guter Ordnung fortgezogen".

Alle privatrechtlichen Forderungen, die noch aus den verlassenen Ländern stammen, sind im Judenstaate leichter klagbar als irgendwo. Wir werden gar nicht auf Reziprozität warten. Wir tun das nur um unserer eigenen Ehre willen. So werden späterhin auch unsere Forderungen willigere Gerichte finden, als dies jetzt da und dort der Fall sein mag.

Von selbst versteht sich nach allem Bisherigen, dass wir auch die jüdischen Verbrecher leichter ausliefern als jeder andere Staat, bis zu dem Augenblicke, wo wir die Strafhoheit nach denselben Grundsätzen ausüben werden wie alle übrigen zivilisierten Völker. Es ist also eine Uebergangszeit gedacht, während welcher wir unsere Verbrecher erst nach abgebüsster Strafe aufnehmen. Haben sie aber gebüsst, so werden sie ohne jede Ristriktion aufgenommen, es soll auch für die Verbrecher unter uns ein neues Leben beginnen.

So kann für viele Juden die Auswanderung zu einer glücklich verlaufenden Krise werden. Die schlechten äusseren Bedingungen, unter denen mancher Charakter verdorben ist, werden behoben, und Verlorene können gerettet werden.

Ich möchte da kurz die Geschichte erzählen, die ich in einem Bericht über die Goldminen von Witwatersrand gefunden habe. Ein Mann kam eines Tages nach dem Rand, liess sich nieder, versuchte einiges, nur nicht das Goldgraben, gründete endlich eine Eisfabrik, die prosperierte, und erwarb sich bald durch seine Anständigkeit die allgemeine Achtung. Da wurde er nach Jahren plötzlich verhaftet. Er hatte in Frankfurt als Bankier Betrügereien

verübt, war entflohen und hatte hier unter falschem Namen ein neues Leben begonnen. Als man ihn aber gefangen fortführte, da erschienen die angesehensten Leute auf dem Bahnhof, sagten ihm herzlich Lebewohl und — Auf Wiedersehen! Denn er wird wiederkommen.

Was sagt diese Geschichte alles! Ein neues Leben vermag selbst Verbrecher zu bessern. Und wir haben doch verhältnismässig sehr wenig Verbrecher. Man lese dazu eine interessante Statistik, „Die Kriminalität der Juden in Deutschland", die von Dr. P. Nathan in Berlin — im Auftrage des Komitees zur Abwehr antisemitischer Angriffe — auf Grund amtlicher Ausweise zusammengestellt wurde. Freilich geht aber diese zahlenerfüllte Schrift, wie manche andere „Abwehr" von dem Irrtum aus, dass sich der Antisemitismus vernünftig widerlegen lasse. Man hasst uns vermutlich ebensosehr wegen unserer Vorzüge wie wegen unserer Fehler.

VORTEILE DER JUDENWANDERUNG

Ich denke mir, dass die Regierungen diesem Entwurfe freiwillig oder unter dem Drucke ihrer Antisemiten einige Aufmerksamkeit schenken werden, und vielleicht wird man sogar da und dort von Anfang an dem Plane mit Sympathie entgegenkommen und es der Society of Jews auch zeigen.

Denn durch die Judenwanderung, die ich meine, können keine wirtschaftlichen Krisen entstehen. Solche Krisen, die im Gefolge von Judenhetzen überall kommen müssten, würden durch die Ausführung dieses Entwurfes vielmehr verhindert werden. Eine grosse Periode der Wohlfahrt würde in den jetzt antisemitischen Ländern beginnen. Es wird ja, wie ich schon oft sagte, eine innere Wanderung der christlichen Staatsbürger in die langsam und

planvoll evakuierten Positionen der Juden stattfinden. Wenn man uns nicht nur gewähren lässt, sondern geradezu hilft, so wird die Bewegung überall befruchtend wirken. Es ist auch eine bornierte Vorstellung, von der man sich freimachen muss, dass durch den Abzug vieler Juden eine Verarmung der Länder eintreten müsste. Anders stellt sich ein Abzug infolge von Hetzen dar, wobei allerdings, wie in der Verwirrung eines Krieges, Güter zerstört werden. Und anders ist der friedliche freiwillige Abzug von Kolonisten, wobei alles unter Schonung erworbener Rechte, in vollster Gesetzlichkeit, frei und offen, am hellen Tage, unter den Augen der Behörden, unter der Kontrolle der öffentlichen Meinung vollzogen werden kann. Die Auswanderung von christlichen Proletariern nach anderen Weltteilen käme durch die Judenbewegung zum Stillstande.

Die Staaten hätten ferner den Vorteil, dass ihr Exporthandel gewaltig wüchse, denn da die ausgewanderten Juden drüben noch lange auf die europäischen Erzeugnisse angewiesen wären, müssten sie sie notwendig beziehen. Durch die Ortsgruppen würde ein gerechter Ausgleich geschaffen, die gewohnten Bedürfnisse müssten sich noch lange an den gewohnten Orten decken.

Einer der grössten Vorteile wäre wohl die soziale Erleichterung. Die soziale Unzufriedenheit könnte auf eine Zeit hinaus beschwichtigt werden, die vielleicht 20 Jahre, vielleicht länger dauern würde, jedenfalls aber die ganze Zeit der Judenwanderung hindurch anhielte.

Die Gestaltung der sozialen Frage hängt nur von der Entwicklung der technischen Mittel ab. Der Dampf hat die Menschen um die Maschinen herum in den Fabriken versammelt, wo sie aneinander gedrückt sind und durch einander unglücklich werden. Die Produktion ist eine ungeheure, wahllose, planlose, führt jeden Augenblick zu schweren Krisen, durch die mit den Unternehmern auch die Arbeiter zugrunde gehen. Der Dampf hat die Menschen aneinandergepresst, die Anwendung der Elektrizität wird sie vermutlich wieder auseinander streuen und vielleicht in glücklichere

Arbeitszustände bringen. Jedenfalls werden die technischen Erfinder, die wahren Wohltäter der Menschheit, auch nach Beginn der Judenwanderung weiterarbeiten und hoffentlich so wunderbare Dinge finden wie bisher, nein, immer wunderbarere.

Schon scheint das Wort „unmöglich“ aus der Sprache der Technik verschwunden zu sein. Käme ein Mann des vorigen Jahrhunderts wieder, er fände unser ganzes Leben voll unbegreiflicher Zaubereien. Wo wir Modernen mit unseren Hilfsmitteln erscheinen, verwandeln wir die Wüste in einen Garten. Zur Errichtung von Städten genügen uns jetzt so viele Jahre, als man in früheren Epochen der Geschichte Jahrhunderte brauchte — dafür zahllose Beispiele in Amerika. Die Entfernungen sind als Hindernis überwunden. Die Schatzkammer des modernen Geistes enthält schon unermessliche Reichtümer; jeder Tag vermehrt sie, hunderttausend Köpfe sinnen, suchen auf allen Punkten der Erde, und was einer entdeckt hat, gehört im nächsten Augenblick der ganzen Welt.

Wir selbst möchten im Judenlande alle neuen Versuche benützen, vorbilden, und wie wir im Siebenstundentage ein Experiment zum Wohl der ganzen Menschheit machen, so wollen wir in allem Menschenfreundlichen vorangehen und als neues Land ein Versuchsland und Musterland vorstellen.

Nach dem Abzug der Juden werden die von ihnen geschaffenen Unternehmungen verbleiben wo sie waren. Und nicht einmal der jüdische Unternehmungsgeist wird dort fehlen, wo man ihn gerne sieht. Das mobile jüdische Kapital wird auch fernerhin seine Anlagen dort suchen, wo seinen Besitzern die Verhältnisse wohlbekannt sind. Und während jetzt das jüdische Geldkapital wegen der Verfolgungen ausser Landes die entlegensten Unternehmungen aufsucht, wird es bei dieser friedlichen Lösung zurückkehren und zum weiteren Aufschwung der bisherigen Wohnorte der Juden beitragen.

SCHLUSSWORT

Wie vieles ist noch unerörtert geblieben, wie viele Mängel, schädliche Flüchtigkeiten und nutzlose Wiederholungen weist noch immer diese Schrift auf, die ich mir lange wohl bedacht und oft überarbeitet habe.

Der redliche Leser, der auch verständig genug ist, im Inneren der Worte zu lesen, wird sich von den Mängeln nicht abstossen lassen. Er wird sich eher angeeifert fühlen, mit seinem Scharfsinn und seiner Kraft teilzunehmen an einem Werk, das keinem einzelnen gehört, und es zu verbessern.

Habe ich nicht selbstverständliche Dinge erklärt und wichtige Bedenken übersehen?

Einige Einwände habe ich zu widerlegen versucht; ich weiss, es gibt noch andere, viele, es gibt hohe und niedere.

Zu den hohen Einwendungen gehört es, dass in der Welt die Notlage der Juden nicht die einzige ist. — Ich meine aber, dass wir immerhin anfangen sollen, ein wenig Elend hinwegzuräumen; wäre es auch vorläufig nur unser eigenes.

Ferner kann gesagt werden, dass wir nicht neue Unterschiede zwischen die Menschen bringen sollten; keine neuen Grenzen errichten, lieber die alten verschwinden machen. — Ich meine,

das sind liebenswerte Schwärmer, die so denken; aber der Staub ihrer Knochen wird schon spurlos zerblasen sein, wenn die Vaterlandsidee noch immer blühen wird. Die allgemeine Verbrüderung ist nicht einmal ein schöner Traum. Der Feind ist nötig für die höchsten Anstrengungen der Persönlichkeit.

Aber wie? Die Juden würden wohl in ihrem eigenen Staat keinen Feind mehr haben, und da sie im Wohlergehen schwach werden und schwinden, so würde das Judenvolk dann erst recht zugrunde gehen? — Ich meine, die Juden werden immer genug Feinde haben, wie jede andere Nation. Wenn sie aber auf ihrem eigenen Boden sitzen, können sie nie mehr in alle Welt zerstreut werden. Wiederholt kann die Diaspora nicht werden, so lange die ganze Kultur der Welt nicht zusammenbricht. Und davor kann sich nur ein Einfältiger fürchten. Die jetzige Kultur hat Machtmittel genug, um sich zu verteidigen.

Die niederen Einwendungen sind zahllos, wie es ja auch mehr niedere Menschen gibt als hohe. Einige beschränkte Vorstellungen versuchte ich niederzuringen. Wer sich hinter die weisse Fahne mit den sieben Sternen stellen will, muss mithelfen in diesem Aufklärungs-Feldzug. Vielleicht wird der Kampf zuerst gegen manche böse, engherzige, beschränkte Juden geführt werden müssen.

Wird man nicht sagen, dass ich den Antisemiten Waffen liefere? Warum? Weil ich das Wahre zugebe? Weil ich nicht behaupte, dass wir lauter vortreffliche Menschen unter uns haben?

Wird man nicht sagen, dass ich einen Weg zeige, auf dem man uns schaden könnte? Das bestreite ich auf das Entschiedenste. Was ich vorschlage, kann nur ausgeführt werden mit freier Zustimmung der Judenmehrheit. Es kann gegen einzelne, selbst gegen die Gruppen der jetzt mächtigsten Juden gemacht werden — aber nie und nimmermehr vom Staat aus gegen alle Juden. Man kann

die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden, wo sie einmal besteht, nicht mehr aufheben; denn schon die einleitenden Versuche würden sofort alle Juden, arm und reich, den Umsturzparteien zujagen. Schon der Beginn offizieller Ungerechtigkeiten gegen die Juden hat überall wirtschaftliche Krisen im Gefolge. Man kann also eigentlich wenig Wirksames gegen uns tun, wenn man sich nicht selbst weh tun will. Dabei wächst und wächst der Hass. Die Reichen spüren davon nicht viel. Aber unsere Armen! Man frage unsere Armen, die seit der Erneuerung des Antisemitismus furchtbarer proletarisiert wurden als je vorher.

Werden einige Wohlhabende meinen, der Druck sei noch nicht gross genug für die Auswanderung, und selbst bei gewaltsamen Judenaustreibungen zeige sich, wie ungern unsere Leute gingen? Ja, weil sie nicht wissen, wohin! Weil sie nur aus einem Elend ins andere kommen. Aber wir zeigen ihnen den Weg in das Gelobte Land. Und mit der schrecklichen Macht der Gewohnheit muss die herrliche Macht der Begeisterung ringen.

Die Verfolgungen sind nicht mehr so bösartig wie im Mittelalter? Ja, aber unsere Empfindlichkeit ist gewachsen, so dass wir keine Verminderung der Leiden spüren. Die lange Verfolgung hat unsere Nerven überreizt.

Und wird man noch sagen: die Unternehmung sei hoffnungslos, selbst wenn wir das Land und die Souveränität bekommen — weil nur die Armen mitgehen werden? Gerade die brauchen wir zuerst! Nur die Desperados taugen zum Erobern.

Wird jemand sagen: Ja, wenn das möglich wäre, hätte man es schon gemacht?

Früher war es nicht möglich. Jetzt ist es möglich. Noch vor hundert, vor fünfzig Jahren wäre es eine Schwärmerei gewesen. Heute ist das alles wirklich. Die Reichen, die einen genussvollen

Ueberblick über sämtliche technische Errungenschaften haben, wissen sehr gut, was mit Geld alles gemacht werden kann. Und so wird es zugehen: gerade die Armen und Einfachen, die gar nicht ahnen, welche Gewalt über die Naturkräfte der Mensch schon besitzt, werden die neue Botschaft am stärksten glauben. Denn sie haben die Hoffnung auf das Gelobte Land nicht verloren.

Da ist es, Juden! Kein Märchen, kein Betrug! Jeder kann sich davon überzeugen, denn jeder trägt ein Stück vom Gelobten Land hinüber: der in seinem Kopf, und der in seinen Armen, und jener in seinem erworbenen Gut.

Nun könnte es scheinen, als wäre das eine langwierige Sache. Auch im günstigsten Falle würde der Beginn der Staatsgründung noch viele Jahre auf sich warten lassen. Inzwischen werden die Juden auf tausend Punkten gehänselt, gekränkt, gescholten, geprügelt, geplündert und erschlagen. Nein, wenn wir auch nur beginnen, den Plan auszuführen, kommt der Antisemitismus überall und sofort zum Stillstand. Denn es ist der Friedensschluss. Wenn die Jewish Company gebildet ist, wird diese Nachricht in einem Tage nach den fernsten Punkten der Erde durch den Blitz unserer Drähte hinausgetragen worden sein.

Und augenblicklich beginnt auch die Erleichterung. Aus den Mittelständen fliessen unsere überproduzierten mittleren Intelligenzen, fliessen ab in unsere ersten Organisationen, bilden unsere ersten Techniker, Offiziere, Professoren, Beamten, Juristen, Aerzte. Und so geht die Sache weiter, eilig und doch ohne Erschütterung.

Man wird in den Tempeln beten für das Gelingen des Werkes. Aber in den Kirchen auch! Es ist die Lösung eines alten Druckes, unter dem alle litten.

Aber zunächst muss es licht werden in den Köpfen. Der Gedanke muss hinausfliegen bis in die letzten jammervollen Nester,

wo unsere Leute wohnen. Sie werden aufwachen aus ihrem dumpfen Brüten. Denn in unser aller Leben kommt ein neuer Inhalt. Jeder braucht nur an sich selbst zu denken, und der Zug wird schon ein gewaltiger.

Und welcher Ruhm erwartet die selbstlosen Kämpfer für die Sache!

Darum glaube ich, dass ein Geschlecht wunderbarer Juden aus der Erde wachsen wird. Die Makkabäer werden wieder aufstehen.

Noch einmal sei das Wort des Anfangs wiederholt: Die Juden, die wollen, werden ihren Staat haben.

Wir sollen endlich als freie Männer auf unserer eigenen Scholle leben und in unserer eigenen Heimat ruhig sterben.

Die Welt wird durch unsere Freiheit befreit, durch unseren Reichtum bereichert und vergrössert durch unsere Grösse.

Und was wir dort nur für unser eigenes Gedeihen versuchen, wirkt machtvoll und beglückend hinaus zum Wohle aller Menschen.

REDE
IM MAKKABAEER-KLUB



REDE IM MAKKABAEER-KLUB

(LONDON, 6. JULI 1896).

Meine Herren!

Seit ich zum letzten Male die Ehre hatte, vor Ihnen zu sprechen, hat die Judensache Fortschritte gemacht. Ich werde Ihnen heute hier nicht alles sagen können, weil gerade die wichtigsten Dinge, welche vorgekommen sind, eine äusserst delikate Behandlung erfordern. Aber ich habe drei Männern, die von Ihnen geachtet werden, vertrauliche Aufschlüsse gegeben. Diese drei Männer sind Oberst Goldsmid, Sir Samuel Montagu und Reverend Singer. Was ich also nur andeuten kann oder geradezu verschweigen muss, steht unter der moralischen Garantie dieser drei Männer.

Als einen nicht geringen Fortschritt glaube ich es ansehen zu dürfen, dass der Plan der Errichtung eines Judenstaates von regierenden Persönlichkeiten in durchaus ernster Weise mit mir diskutiert worden ist. Das wird manche überraschen, die vor einigen Monaten mit ungemein ironischem Lächeln auf mich und meine verrückte Idee herabzusehen beliebten. Gelächter, Geschrei, Beschimpfungen und Verdächtigungen begleiten jede menschliche Idee auf ihrem Schmerzensweg. Daran hat es auch in diesem Falle nicht gefehlt. Die Hauptsache ist, dass wir unbekümmert weitergehen.

Als ich mein kleines Buch vom Judenstaat schrieb, glaubte ich besonders schlau zu sein, indem ich alle Einwände vorwegzunehmen versuchte. Das hat aber nichts genützt. Alle Einwände, die ich schon in meiner Schrift logisch zu widerlegen versucht hatte, wurden dennoch vorgebracht, ohne Rücksicht auf meine antizipative Widerlegung. Bemerken Sie: meine Gründe wurden nicht bekämpft, sondern nicht beachtet. Viele Menschen lesen in einem Buche nicht, was darin steht, sondern was sie hineinlegen. Und gar diejenigen, die nur den Titel kennen! Die waren in ihrem Urteil am erbittersten. Der Judenstaat! Welcher Wahnwitz! Oder soll man sagen: Dummheit? Oder ist es nicht noch eher der Spass eines Humoristen, der einmal die Welt recht herzlich lachen machen möchte — auf Kosten seines eigenen unglücklichen Volkes?

Die abfälligen Bemerkungen waren gar nicht zu zählen. Manche habe ich aufbewahrt, und sie werden einmal ein schönes Denkmal für ihre Verfasser bilden, wenn der Judenstaat entstehen sollte. Was meine Philosophie zu einer heiteren machte, war der Umstand, dass die Kritiker sich gegenseitig noch schärfer widersprachen als mir. Ich stand mit meiner Schrift sozusagen in der Mitte. Der eine erklärte mich für einen törichten Optimisten, der andere für einen angstvollen Pessimisten. Bald war der Plan ein Traum in Wolken, bald eine raffinierte Geschäftssache. Die Völker, unter denen wir zerstreut leben, wären froh, wenn wir gingen, aber wir würden nicht gehen. Nein, erklärte ein anderer ebenso bestimmt, man würde uns nicht ziehen lassen, obwohl wir gerne zögen. Natürlich hat man sich auch mit meiner Person beschäftigt, und die Behauptung war verbreitet, dass ich König oder Minister im Judenstaat werden wolle, während vielen eine andere Ansicht einleuchtete: dass ich auf einen jüdischen Posten im Auslande reflektiere, etwa auf den eines Botschafters in Wien. On ne peut pas contenter tout le monde et son père.

Glauben Sie aber darum nicht, dass ich mich rechthaberisch an jedes Wort klammere, das in meiner Broschüre steht. Es ist

ein politischer Gedanke, und in der Politik muss man sich oft von der Nützlichkeit leiten lassen — selbstverständlich unter Festhaltung des Zieles.

Ich habe mich vielfach über meine Irrtümer belehren lassen. In dem Plane sind wichtige Aenderungen eingetreten, welche die praktische Durchführung fordert. Ich wollte ja nur eine Anregung geben, wie man dem tiefen, alten Elend unseres Volkes vielleicht abhelfen könnte. Aber meine Irrtümer wurden unserer Sache nützlich. Viele sinnreiche Köpfe arbeiten mit, indem sie meine Fehler berichtigten. Durch Wort und Schrift wurde der Gedanke des Judenstaates von unseren besten Männern ausgestaltet und heute fliegt er schon über Land und Meer.

Und das war der grösste meiner Irrtümer, dessen Erkenntnis mich beglückt. Ich hatte zögernd zu sprechen begonnen und vorsichtig erklärt: Ich weiss nicht, ob meine Staatsschrift nicht nur ein Staatsroman ist.

Ein Ruf der Zustimmung erhob sich mit Macht an allen Orten, wo die Juden leiden. So viel Begeisterung hatte ich selbst nicht erwartet, obwohl ich bekanntlich ein Optimist bin. In zahlreichen Resolutionen von Vereinen und Versammlungen wurde ich aufgefordert, der Schrift die Tat folgen zu lassen. Und so habe ich mich entschlossen, auf dem Wege der Tat weiterzugehen — obwohl ich bekanntlich ein Pessimist bin.

Ich habe alle diese Kundgebungen, Zuschriften, Resolutionen, Zeitungsstimmen sorgfältig gesammelt. Ich wollte sie ursprünglich bei der ersten Gelegenheit, wo ich öffentlich spräche, vorlegen, aber es klänge ruhmredig und könnte den Eindruck machen, als wollte ich auf meine Person ableiten, was offenbar der Sache gilt. Ich werde diese Sammlung von Schriftstücken der Society of Jews abtreten, die sich jetzt bilden soll. Es geht daraus mit überzeugender Kraft hervor, dass der Judenstaat nicht mehr der

isolierte Traum eines Einzelnen ist, sondern von Unzähligen geteilt wird. Ich weiss heute schon, und morgen wird es die Welt wissen, dass die Juden ihren Staat haben wollen, wo sie endlich als freie Menschen leben und gedeihen können. Viele reiben sich ja noch verdutzt die Augen und fragen: ob sie träumen oder ob ich träume? Wir haben so viele, viele Jahre hindurch gesagt „leschonoh haboh b'jeruscholajim" und uns gewöhnt, das nur für einen Spruch, für einen Seufzer zu halten. Nun soll es auf einmal möglich sein. Es ist so möglich wie das Erwachen, wenn man nicht tot ist, sondern nur schläft. Es ist so möglich wie die Genesung eines Kranken, dessen Lebenskraft unverwüstlich ist. Es ist so möglich wie die Befreiung eines Gefangenen, der nicht für immer verurteilt sein kann.

Die Juden wollen erlöst werden von der Angst vor immer wiederkehrenden Verfolgungen. Denn selbst in den Ländern, wo unsere Brüder augenblicklich nicht zu leiden haben, ist ihre Freude eine zitternde. Ich habe dafür viele Beweise. Jeder Protest, der von solchen Gutsituierten gegen meinen Plan erhoben wird. ist ein Beweis. Sie meinen, mit Unrecht, dass ich die Duldung gefährde, die sie geniessen, wenn ich vom Judenstaat spreche. Und beim ersten judenfeindlichen Ruf, den irgend ein Individuum ausstösst, fahren sie aus ihrer armseligen Ruhe auf und blicken scheu um sich: Fängt es schon an?

Man hat gesagt, dass die Aufstellung der Judenstaatsidee den Patriotismus der Juden an ihren jetzigen Wohnorten verdächtig mache. Die das glauben, scheinen noch nie zugehört zu haben, wenn man von uns spricht. Als Fremde werden wir angesehen, im günstigsten Falle als Fremde, die man sich gefallen lässt — bis auf Widerruf (jusqu' à nouvel ordre).

Es heisst wirklich den Wert überschätzen, den man auf uns legt, wenn man glaubt, man werde uns in irgend einem Lande ungern scheiden sehen. Ja, wenn unsere Reichen mit ihren

Reichtümern abzögen, hätte man vielleicht etwas dagegen. Aber die Reichen denken nicht daran, mitzugehen. Aber mein Plan beruht nur darauf, dass unsere Armen nach der neuen Heimat auswandern, die unsere alte Heimat ist, unterstützt durch die Wohlhabenden, die dabei nichts verlieren, sondern gewinnen, und geführt von unseren überproduzierten mittleren Intelligenzen, die an ihren jetzigen Wohnorten durch die Judenverfolgung zu Proletariern werden.

Nein, nein, ich glaube eher, dass man es uns in den Ländern, wo man die Juden nicht mag — und selbst in den anderen — als ein patriotisches Verdienst anrechnen wird, wenn wir die lästige alte Judenfrage endlich lösen, wenn wir die überflüssigen Juden ableiten und damit die Gefahr einer Revolution beseitigen, die bei den Juden anfinge und man weiss nicht wo aufhören würde.

Ich kann sagen, ich habe viel anhören müssen, aber von nichtjüdischer Seite ist mir der Gedanke, einen Judenstaat zu gründen, bisher nicht übel genommen worden. Im Gegenteil, er berührt sympathisch. Man glaubt nur, dass die Juden selbst es nicht wollen werden. Es ist ja kein Wunder, wenn der Staatsmut uns im Laufe verfolgungsreicher Jahrhunderte abhanden gekommen ist. Aber das war der historische Sinn der Judenemanzipation in der Neuzeit, dass wir dadurch den Staatsmut wiedergewinnen sollen. Dass die Emanzipation nicht zur Assimilierung führen kann und soll, beweist die Entwicklung der letzten zwanzig Jahre. Eine Anzahl Juden verträgt gewiss jedes Land, und die dürfen sich auch assimilieren, die werden resorbiert. Ist aber diese unbestimmbare Anzahl überschritten, dann ruft der Antisemitismus Halt! Ich glaube, der Judenstaat wird insbesondere den Ländern nützlich sein, wo es heute noch keinen offenen Antisemitismus gibt. Bedenken Sie: die Kunde, dass es den Juden irgendwo nicht schlecht geht, lockt die Unglücklichen an. Sie wandern ein. Wehe, wenn sie arm bleiben und durch ihre Genügsamkeit in den Existenzbedingungen den Arbeitslohn drücken — dann

ruinieren sie die Eingeborenen! Wehe aber auch, wenn die Eingewanderten reich werden — dann haben sie das Volk ausgesogen.

Darum brauchen wir für unsere Armen eine Heimat, ein Land, das uns völkerrechtlich gehört. Kleinere Völker, als das unsere, haben es gewagt, das politische Eigentum eines Stückes der Erdoberfläche zu verlangen. Und weil sie es wagten, weil sie den Staatsmut hatten, haben sie es auch bekommen. Und unser ebenso berühmtes als unglückliches Volk, dessen Geschichte in der heiligen Schrift steht, sollte diesen Wunsch nicht erklären dürfen? Ja, begreifen denn die jüdischen Gegner des Judenstaates nicht, dass wir schon durch das blosse Aussprechen dieser Forderung die Achtung der Welt erwerben? Wir haben mindestens so viel Recht, wie die anderen, ein Land als Körper unserer nationalen Existenz zu verlangen. Wir haben dieses Recht erworben durch Leiden, die in der Geschichte des menschlichen Geschlechts beispiellos sind. Ein Strom von Blut hat unseren Gang durch die Jahrhunderte begleitet. Es waren sinnlose Qualen, wenn wir sie nicht in der Hoffnung auf den Judenstaat aushielten. Werfen wir unser Judentum weg, wie ein zerfetztes altes Kleid, wenn wir nicht an den Judenstaat denken!

Aber es ist doch ein unmöglicher Traum?

Wer sagt das?

Zur Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, beschäftigen sich mächtige Fürsten in ernsthafter Weise mit dem Plane. In welcher Form wird er verwirklicht werden? Das weiss ich nicht. Aber verwirklicht wird er werden, davon bin ich in tiefster Seele überzeugt. Diejenigen, die gestern noch über unsere Schwärmerei lachten, werden morgen beschämt sein.

Es fällt mir übrigens durchaus nicht ein, alle Gegner unseres Planes für dumm oder schlecht zu erklären. Es befinden sich

unter ihnen sogar vortreffliche Männer, deren Leistungen für unsere armen Brüder ich dankbar bewundere. Leider sind sie zu — zu menschenfreundlich. Es klingt paradox. Einem Volke kann man nicht philantropisch helfen, sondern einzig und allein politisch. Diese Wohltäter haben nur einen gewissen Widerwillen gegen die jüdische Staatsidee, weil sie besorgen, dass das nützliche Kolonisationswerk gestört werden könnte, wenn die leitenden Kreise erführen, dass die Juden eine Staatsgründung beabsichtigen. Ich kann die Kolonisatoren beruhigen, denn ich komme von Konstantinopel. Der Sultan ist den Juden gnädig gesinnt. Ich wage sogar zu behaupten, dass die Juden in der ganzen Welt gegenwärtig keinen grossmütigeren Freund haben als Seine Majestät den jetzt regierenden Sultan!

Es steht heute bereits fest, dass ich dem Kolonisationswerk, wie es bisher betrieben wurde, nicht geschadet habe. Allerdings halte ich es für ein ungenügendes, wie viel Wohlwollen darin auch stecken mag. Denn die Judenfrage ist nicht gelöst, wenn wir ein paar Hundert oder einige Tausend Familien in Palästina ansiedeln. Ich glaube vielmehr, dass die Gefahr für die Angesiedelten wächst, je zahlreicher sie werden, ohne ihren eigenen staatlichen Schutz zu besitzen. Dann sind sie auf die Gnade wechselnder Machthaber angewiesen. Ein Fürst ist mild, sein Nachfolger hart — wie oft haben die Juden das erlebt.

Es nützt absolut nichts, die Augen vor den Tatsachen und ihren notwendigen Folgen zu verschliessen, die jedem historisch Gebildeten klar sein müssen.

Der spärlichen jetzigen Kolonisation Palästinas wird man von Seite der Hohen Pforte vermutlich keine neuen Schwierigkeiten bereiten. Ich glaube jedoch, dass man eine Infiltration in grösserem Massstab absolut nicht gestatten wird, ohne dass darin die mindeste Feindseligkeit gegen die Juden wäre. Einer grösseren Infiltration könnte nur der Staatsgedanke zu Grunde liegen, und

wenn man die Einrichtung eines mehr oder weniger unabhängigen jüdischen Gemeinwesens überhaupt zuzulassen geneigt ist, so wird man diese für uns so wertvolle Sache doch nicht ohne Entschädigung gewähren. Und das ist ganz recht, das ist auch ganz in unserem Interesse. Wir müssten und wir würden für die völkerrechtliche Einräumung eines Territoriums — ob es nun Palästina oder ein anderes sei — grosse materielle Vorteile gegenleisten; nur müssten und würden wir uns bei dieser Gelegenheit auch alle jene Garantien ausbedingen, die für die endlich zu sichernde Zukunft einer nationalen Existenz nötig sind. Das schwerste Gebrechen der philantropischen Kolonisierung ist, dass sie mit der Eventualität künftiger Stimmungsumschläge in den besiedelten Ländern nicht rechnet. Wenn man den Menschen, die wegen Verfolgungen auswandern, eine neue Heimat — wäre es auch die historische — anweist, so muss man ihnen doch wenigstens versprechen können, dass sie aus religiösen oder nationalen Gründen nie mehr verfolgt werden sollen. Das verspricht unser politischer Judenstaatsgedanke. Es ist das Einzige, was er verspricht. Denn es ist keine Marktschreierei darin. Wir verheissen nicht das Blaue vom Himmel. Es wird auch im Judenstaat Unglückliche, Kranke und Arme geben. Aber der Druck, der alle Leiden noch bitterer macht, wird aufhören, und kein Talent wird daran verderben, dass es jüdischen Ursprungs ist. Das fühlen unsere jungen und armen Leute deutlich, darum hat die Idee bei ihnen so mächtig gezündet. Und wer unseren Armen und Jungen wirklich helfen will, der muss vom wohltätigen zum politischen Zionismus übergehen.

Glauben Sie nicht, dass ich das sage, um die Führung auch dieser Kräfte des jüdischen Volkes zu erlangen. Es ist im Gegenteil mein innigster Wunsch, mich von der Leitung dieser Bewegung zurückzuziehen, die ganz unpersönlich, rein und stark sein soll. Ich bin nur ein Schriftsteller. Der jüdische Staatsgedanke hat mich aus meiner Arbeitsstube herausgejagt, und ich bin eigentlich sehr erstaunt, wenn ich mich in Versammlungen,

wie diese hier, reden höre oder mit regierenden Politikern verhandeln sehe. Kaum wage ich in Gegenwart eines unserer Freunde, der sich gestern interviewen liess, zu gestehen, dass ich sogar mit Finanziers verkehre. Ich bin eben der Ansicht, dass das Geld so gut oder so schlecht ist, wie der Gebrauch, den man davon macht. Es wäre schöner, wenn wir durch irgend einen romantischen Feldzug das Land für unseren Staat erobern könnten, aber man muss zwanzig Jahre alt sein, um das für möglich zu halten. Nein, auf dem Boden der Vernunft, mit den Mitteln, über die wir verfügen, und innerhalb der Grenzen einer praktischen Politik muss es geschehen. Alle unsere besten Kräfte müssen sich in den Dienst der wunderbaren Sache stellen, und um allen gerechten Bedenken Rechnung zu tragen, formuliere ich das Programm der Society of Jews, die in diesen Tagen gegründet werden soll, in der folgenden Weise:

Die Society of Jews macht sich zur Aufgabe die völkerrechtliche Erwerbung eines Territoriums für diejenigen Juden, die sich nicht assimilieren können.

Dieses Programm dürfen, wie mir scheint, auch die besten Patrioten aller Länder unterschreiben. Man muss nicht einmal Jude sein, um es zu unterschreiben. Wenn ich nicht irre, wäre Mr. Holman Hunt sofort dazu bereit. Und einer vor allen hätte es wohl unterschrieben, wenn er die merkwürdigen Ereignisse der letzten Monate erlebt hätte.

Es ist schwer, im Trauerjahr nach Baron Hirsch in einer jüdischen Versammlung zu sprechen, ohne dieses Mannes zu gedenken. Es ist viel, es ist genug, wenn man von einem Menschen sagen kann: er hatte ein Herz für seine armen Brüder. Darum wird die Gestalt des Baron Hirsch nie aus dem Gedächtnis des jüdischen Volkes schwinden. Wohl glaubte er, dass man den Juden philantropisch helfen könne, aber seine Intelligenz war weit genug, auch auf den politischen Zionismus einzugehen, wenn er ge-

sehen hätte, dass diese Bestrebung von den Regierungen ernst genommen wird. An einem Frühlingstage dieses Jahres wurde ich, wie Sie alle, durch die Nachricht vom Tode des Baron Hirsch überrascht und tief erschüttert. Und es gab ein seltsames Zusammentreffen: an demselben Tage erhielt ich die Aufforderung, die Judensache einem Souverän vorzutragen. An diesem Frühlingstage starb der wohltätige Zionismus und der politische wurde geboren. Den Inhalt jener Audienz kann ich vorläufig nur einem kleinen Kreise von Vertrauensmännern mitteilen, denn der Souverän, von dem ich spreche, der uns seine wohlwollende Unterstützung gewährt, hegt die edle Besorgnis, dass seine jüdischen Untertanen es missverständlich als Antisemitismus auslegen könnten, wenn er die Gründung des Judenstaates fördern will.

Alle Missverständnisse müssen im vorhinein beseitigt werden. Alle Welt muss klar sehen in dem, was wir wollen, und wenn wir die Sache auch mit der ganzen Behutsamkeit politischer Unterhandlungen anfassen und betreiben, so haben wir doch nichts zu verbergen.

Aus den Kreisen unserer Gebildeten muss dieser lichte und beglückende Gedanke hinausgetragen werden in unser Volk, unter alle Völker. Darum benütze ich die Gelegenheit, vor Ihnen im Makkabäer-Klub zu sprechen. Der Sinn Ihrer Vereinigung war, der Welt zu zeigen, dass die Juden auch noch andere Interessen als die des Geldes haben. Wir müssen ja so viele alte, feindliche Legenden zerstören, bevor man glaubt, dass wir nicht weniger sind als andere Menschen. Und insofern die Ackerbaukolonien des Baron Edmund Rothschild die Legende von der jüdischen Unlust zur körperlichen Arbeit zerstören wollen, begrüssen wir auch diese mit dankbarem Verständnis. Auf der jetzigen Berliner Ausstellung sehen die Besucher mit Erstaunen, vielleicht auch mit Beschämung die Produkte des jüdischen Fleisses in den Kolonien. Und da ist eine, deren Name anfängt

berühmt zu werden: Rischon le Zion! Die armen Verfolgten, die dorthin kamen, sitzen heute schon frei und glücklich auf einem gesegneten Boden, der ihnen gehört. Von Rischon le Zion sprechen schon jetzt unsere armen Leute in aller Welt mit einer Rührung, in die sich Hoffnung mischt.

Das Land unserer Väter existiert also noch. Es ruht nicht auf dem Boden eines Meeres. Es gibt Leute, die dort leben und fröhlich arbeiten. Die alte Erde verjüngt sich dort unter den regsamen Händen. Sie trägt wieder Blumen, sie trägt wieder Früchte, sie wird vielleicht auch eines Tages, eines schönen Tages, das Glück und die Ehre der Juden tragen.



REDE
IN DER OESTERREICHISCH-ISRAELITISCHEN UNION



REDE IN DER OESTERREICHISCH-ISRAELITISCHEN UNION

(WIEN)

Einige von Ihnen werden gehört haben, dass ich den jüdischen Staat gründen will, und Sie sind hierhergekommen, um sich den komischen Kauz anzusehen, der eine solche, immerhin ungewöhnliche Unternehmung vorhat, die wenigstens schon lange nicht da war. Andere werden von einer wunderlichen Idee gehört haben, die man den Zionismus nennt, und die auch eine recht kuriose Geschichte sein soll. Genaues weiss man darüber freilich noch nicht. Es heisst nur, dass alle Juden plötzlich ihr Ränzel schnüren, die Länder, in denen sie wohnen, verlassen und sich aufmachen sollen irgend wohin, nach einer neuen Gegend, um sich dort anzusiedeln.

In dieser Weise wenigstens hat mir ein ziemlich bekanntes Mitglied der hiesigen Gemeinde seine Auffassung der Sache im vorigen Jahre mitgeteilt. Er höre, sagte er, ich wolle die Juden irgendwohin führen, wo noch keine Menschen gewesen sind. Nun, meine Damen und Herren, eine so boshafte Schädigung unserer Antisemiten liegt durchaus nicht in den Absichten der Zionisten. Denken Sie sich das Judengeschrei aus dem öffentlichen Leben weg, und was bleibt noch übrig? Ich habe also vor, Ihnen zu erklären, was es eigentlich mit diesem phantastischen, verleumdeten und missverstandenen Zionismus für eine Bewandnis hat. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich Ihnen

gar nicht sagen werde, ich sei ein Zionist. Nein, Sie alle sind es. Ich werde Sie auch sehr überraschen, indem ich Ihnen gar nichts Neues erzähle, sondern nur Dinge, die Sie kennen. Ich will Ihnen nur das zeigen, was Sie von jeher zu sehen gewohnt waren. Allerdings werde ich gewisse Schlüsse ziehen, die nicht ganz hergebracht sind, und zu diesem Zwecke müssen Sie mir erlauben, einen ganz kurzen Rückblick auf die Entwicklung des Judentums, das ich als eine Nation auffasse, zu werfen.

Sie wissen, dass unsere Geschichte, die Diasporageschichte, im Jahre 70 nach Christi Geburt begonnen hat. Der Titusfeldzug, den Mommsen als die Ursache der Verbreitung des Christentums bezeichnet und der mit unserer Fortführung in die Kriegssklaverei geendet hat, das ist der eigentliche Beginn der Judengeschichte, die uns näher angeht, weil wir noch heute unter den Konsequenzen der damaligen Ereignisse leiden. Es ist das etwas, was wir uns als Menschen von heute kaum vorstellen können. Wir wissen auch, dass es Kriege gibt und dass sie darauf ausgehen, die gegnerische Macht bis zur Wehrlosigkeit niederzuwerfen. Aber dass über den Krieg hinaus den Einzelnen so schwere Konsequenzen treffen sollen, wie das in den früheren Zeiten der Fall war, ist uns unfassbar. Und die Kriegssklaverei hat nicht nur die Mitlebenden von damals, nicht nur die an den Kriegsursachen Mitschuldigen, sondern sie hat 60 Generationen getroffen. Seit 60 Generationen wirkt diese Fortführung in die Kriegsgefangenschaft fort, eine Tatsache, die uns zwar fremdartig berührt, die aber doch in unseren Zuständen fortwirkt. Ich überspringe viele Entwicklungsstadien, wie wir in die römischen Kolonien eingedrungen sind, wie wir um das Mittelmeerbecken herumzogen und bis nach jener Ultima Thule kamen, die den Römern der fernste Ort war. Die Juden möchte ich nur in einem einzigen sehr wichtigen Stadium ihrer Geschichte, dort, wo sie sich ein neues Vaterland geschaffen haben, das dritte, wie der Geschichtsschreiber Graetz sagt, im Spanien des Mittelalters aufsuchen. In Spanien, sowohl im maurischen wie im christlichen, ist es

den Juden abwechselnd gut und schlecht gegangen wie überall. Sie wissen, und ich möchte im Hinblick auf das, was ich später begründen werde, darauf hinweisen, welche typische Reihenfolge in unserem Schicksale überall wahrzunehmen ist, wo wir hinkommen:

Wir wandern ein und kommen dorthin, wo der Judenschreck, die Angst vor den Juden oder vielmehr der Hass noch nicht besteht. Wir siedeln uns dort an, akkommodieren uns, assimilieren uns, versuchen Wurzel zu schlagen, und da wir nüchtern, sparsam, fleissig sind und die Arbeit nicht so scheuen, wie die Legende behauptet, fangen wir an selbst unter den härtesten Bedingungen zu gedeihen. Wir bringen es vorwärts in Handel und Verkehr, wir streben nach Betätigung auf Feldern der Ehre, wir pflegen Künste und Wissenschaften, und wir werden unangenehm bemerkt. Plötzlich besinnt sich die Majorität darauf, dass wir anders sind, dass wir eine Minorität sind, und der Antisemitismus, der schon verschiedene Formen und Namen gehabt hat und im Grunde genommen immer dasselbe ist, entsteht.

Wenn es die Bedingungen des öffentlichen Lebens erlauben, wird geplündert, gebrandschatzt, totgeschlagen und die Juden werden, um Ruhe zu schaffen, endlich von der Autorität gebeten, weiterzuziehen. Dies war geradezu klassisch in dem Lande Spanien, wo die Juden sehr grosse Rollen spielten. Denn immer kurz vor den Verfolgungen war ein Höhepunkt der Blüte und des Wohlstandes. So ist an verschiedenen Höfen immer die Gestalt grosser Juden sichtbar gewesen, die natürlicherweise Unwillen erregt haben, und wenn es möglich war, ihnen irgend etwas in die Schuhe zu schieben, so ist es geschehen. Wenn z. B. der Herrscher Don Pedro Grausamkeiten beging, so war daran sein Günstling Don Samuel Albulafia schuld.

In diesem Spanien nun musste in einer sehr merkwürdigen Zeit, nachdem die Mauren verjagt worden waren, das Land auch

judenrein gemacht werden. Das geschah in zwei Abteilungen. Zuerst hat man die wirklichen, aufrechten Juden verfolgt, und vertrieben, während sich eine Anzahl von, sagen wir: Religionspolitikern dem anderen Glauben akkommodierte und als Marranen weiter existierte. Diese Marranen jedoch sind späterhin der Verfolgung auch nicht entgangen und ebenfalls hinausgeworfen worden.

In dieser Geschichte, welche die typische ist, interessiert mich besonders die Zeit, in der sie sich abgespielt hat. Das war nämlich in demselben Jahre, in welchem Christoph Columbus hinauszog mit seinen Karavellen, um das neue Land zu entdecken, ein Ereignis, das so wunderbare Folgen für die Entwicklung der Menschheit gehabt hat. In demselben Jahre, in welchem eine neue Epoche für die Menschheit begann, mussten die Juden plötzlich, heimatlos, besitzlos hinauswandern in Exile, die für sie voll von Schrecken waren.

In diesem 15. Jahrhundert, in welchem die Renaissance, die wir so sehr bewundern und lieben, zu spielen begann, hatte noch ein anderer Mann gelebt, der auf die Entwicklung der Menschheit ungeheuren Einfluss nahm: Gutenberg!

Nun möchte ich mir erlauben, eine ziemlich willkürliche Antithese aus diesen beiden Namen zu machen und den Irrtum, den die Juden seit dem Beginne der neuen Zeit begangen haben, an diesen beiden Namen demonstrieren.

Für die Juden gibt es nämlich eine Hilfe, eine Befreiung aus dem Drucke, aus der Beschimpfung mit allen ihren Folgen; entweder, wie die einen behaupten, durch das Wort, d. h. durch die Aufklärung der Geister, durch das Hinaufführen zu höheren Stufen der Bildung und Gesittung, oder, wie andere meinen, durch die Tat. Das Wort ist der Weg, auf den wir durch die Erfindung Gutenbergs gerieten. Die Tat ist der Weg des Columbus, welcher

für Zustände, die nicht hinwegraisonniert werden können, nicht das Raisonnement, sondern eine wirkliche Tat anwenden will. Wohin es uns geführt hat, dass wir als die Diener des Volksaufklärungsgedankens umherzogen, noch lange vor dem Aufklärungszeitalter, noch bevor die französischen Philosophen in ihren Schriften diese Revolution herbeiführten, die dann später auf der Gasse nur illustriert wurde — wie Jules Guesde einmal sagte — wohin es uns geführt hat, das wissen Sie.

Was wir für die Aufklärung notgedrungen getan haben, weil wir für die Aufklärung des Menschengeschlechtes sorgen müssen in unserem eigenen Interesse, und manche meinen ja, dass darin die historische Mission des Judentums bestehe, das ist Ihnen allen wohl bekannt, Sie wissen auch, in welche philosophische Spitzen die Bemühung Mendelssohns ausgelaufen ist und Sie wissen auch, wie es nach dem Aufklärungszeitalter allmählich wieder bergab mit uns gegangen ist. Wir haben in dieser Bewegung immer nur sozusagen die Schweine zu hüten bekommen. Man bedient sich der Juden immer nur, so lange man unterwegs ist, wenn man aber am Ziele ist, dann wird der Jude, der seine Schuldigkeit getan hat, verabschiedet. Es gibt da ein Erwachen aus einem Traume, das den Sozialdemokraten noch bevorsteht.

Lassen Sie mich nach diesem flüchtigen Blick auf eine einzige merkwürdige Epoche der politischen Geschichte ein Wort über die Geschichte des Verkehrs sagen. Wir vergessen oft, dass wir unter ganz veränderten Bedingungen leben und wenn wir auch durch Beschränktheit und Grausamkeit, die zum ewigen Bestande der menschlichen Natur zu gehören scheinen, immer wieder in frühere Epochen zurückgeworfen werden, so geht doch nebenher eine andere und tatsächliche Entwicklung, die das heilt, was die andere verschuldet.

Ich habe im Jahre 1885 in Brüssel einen sehr merkwürdigen Festzug gesehen, es war etwas ganz Ungewöhnliches und zum Nach-

denken Stimmendes; das war der Festzug aus Anlass des 50jährigen Jubiläums der Eisenbahnen. Ich erinnere mich, dass die ältesten Beförderungsmittel in diesem Zuge mitgeführt worden sind, von dem ersten Wagen an, dessen Räder noch volle Scheiben waren. Wagen, auf denen die nomadischen Völker Europas gewohnt haben — und auch heute noch haben Seiltänzer solche Wagenburgen — dann die allmählich entwickelteren, bis hinauf zu den feinen Wagen und Verkehrsmitteln neuerer Zeit. Dabei wird es Sie vielleicht interessieren, dass die Fürsten der merovingischen Zeit noch auf Karren gefahren sind, die von Rindern gezogen wurden. Karl der Grosse ist auf einem Karren, der mit vier Ochsen bespannt war, durch seine Länder gefahren. Im 12. Jahrhundert erst wurde das Pferd vor den Wagen gespannt, im 13. bekam er vier Räder und wurde in den Ländern Europas eingeführt, in denen die durchbrochenen Scheiben des Rades, die geschlossene Kutsche mit ihren unterlaufenden Rädern lauter grosse Taten waren. Die erste Eisenbahn, der erste Waggon war noch etwas Betrübendes an Unbequemlichkeit, und wenn Sie heute einen Luxuszug oder einen Hofzug sehen, so erkennen Sie sofort den weiten Abstand zwischen einer Reise Karls des Grossen damals und des Zaren heutzutage.

Zur Zeit der Judenverfolgung am Rhein begann man in Ober-Italien Wechsel auszustellen, die das Münzgeschäft sehr erleichterten und die Differentia loci ausglichen. Die Aktie, die in den oberitalienischen Städten auch im 14. Jahrhundert aufgekommen ist, war noch sehr rudimentär. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als die grossen überseeischen Kompagnien entstanden, wurde sie bis zum Inhaber-Papier verfeinert.

Alle diese Elemente nun sind heute wichtige Bestände unseres Lebens und unserer Kultur, und das alles ist noch gar nichts. In den Dreissiger-Jahren unseres Jahrhunderts hat eine neue Zeit begonnen. Alles andere, Kriege, Friedensschlüsse, fürstliche Heiraten und womit man uns sonst noch in den Geschichts-

büchern belästigt, ist gleichgültig gegenüber diesen grossen Wasserscheiden der Geschichte. Wenn Sie sich denken, dass wir heute sehr ungeduldig sind, weil wir von dem Ausgang der Wahl Mac Kinleys oder Bryans nicht gleich am selben Tage Genaues wissen und dass wir Grossväter gehabt haben, die es sich nicht vorstellen konnten, dass man eine Nachricht nicht schneller bekommen kann, als der Wagen fährt — abgesehen von dem unbeholfenen optischen Telegraphen — so werden Sie erkennen, welche ungeheuere Veränderung im Weltall vor sich gegangen. Es ist ja nicht nur eine Bummlerneugierde, wenn wir wissen wollen, was drüben in Amerika vor sich geht. Es hängt davon ungeheuer viel ab, es können die furchtbarsten Krisen ausbrechen, und Sie wissen, dass ganz Europa mit einigem Bangen hinübergesehen hat nach dem Ausgange der Wahl. Wenn nun aus dieser Veränderung des Weltbildes, aus der Erleichterung des Verkehrs der Schluss gezogen werden muss, dass Leiden, die aus der Enge der Verhältnisse früherer Zeiten entsprungen sind, nicht mehr zeitgemäss sind, so werden Sie einigermassen disponiert sein für das, was ich Ihnen jetzt vortragen will. Wir können heute sagen, dass die Erde wirklich für alle Raum hat. Sie alle kennen die Abbildungen von Städten aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, wie klein diese sind, und wir begreifen es beinahe, dass eine engherzige und nicht sehr regsame Bevölkerung ein wirtschaftliches Element, das sich rührig zeigt, hasst und drangsaliert. Aber das alles hat ja keinen Sinn mehr. Es muss nicht sein. Der Antisemitismus ist ein Anachronismus nicht in dem Sinne, wie man es zu sagen pflegt: „Hundert Jahre nach Lessing!" usw. Jawohl, hundert Jahre nach Lessing gibt es noch Leute genug, die borniert und jeder edleren Regung unfähig sind — und solche wird es immer geben. Aber es ist dennoch nicht mehr notwendig, unter dem Antisemitismus zu leiden. Allerdings dauert es einige Zeit, bis man zu diesem Schlusse vordringt, und nicht nur wir, die wir schliesslich alle gedrückte Leute waren und sind, denen es gar nicht gestattet ist, grössere Träume zu träumen, sondern auch die professionellen Politiker

haben die Konsequenzen aus den Verkehrswundern sehr spät gezogen. Was ist nun die Konsequenz der Verkehrsentwicklung? Die Kolonialpolitik. Und wir sehen, dass in den Staaten, die an ihre Zukunft denken — in allen geschieht es ja nicht — Kolonialpolitik getrieben wird. Wir sehen, wie der dunkle Erdteil erforscht und durchquert wird, wie man von ihm Besitz ergreift, sich um jedes Stück Land rauft, weil die Leute, welche die Geschicke von Menschen zu dirigieren haben, wissen, was Land ist, und für die kommenden Zeiten vorsorgen.

Im künftigen Jahrhundert nun wird man sich nach einem anderen Erdteil wenden, die Politik des künftigen Jahrhunderts ist eine asiatische seit dem chinesisch-japanischen Kriege und seit der gedankenvollen Anleihe, die sich daran geknüpft hat und der wir den provisorischen Frieden verdanken, in dem wir leben.

Wenn nun diese Wendung nach Asien in der Kolonialpolitik sich fühlbar gemacht hat, so ist es nicht unvernünftig, wenn auch wir, gedrängt durch die tägliche Wahrnehmung, die täglich ärger wird, an eine Kolonialpolitik denken.

Diese ist nicht von neuem Datum, und ich bin weit entfernt, da irgend etwas für mich in Anspruch nehmen zu wollen, ich bin hierzu erst gestossen worden durch glückliche und merkwürdige Resultate, die bereits erzielt waren. Diese Politik existiert bei uns schon lange. Sie wurde in den Vierziger-Jahren begonnen von Sir Moses Montefiore, der mit dem Vizekönig von Egypten unterhandelt hat, um für die Juden ein Territorium zu bekommen. Sie haben gehört, in welcher Weise das später weiter fortgepflegt und von Hirsch und Edmund Rothschild wieder aufgenommen wurde.

Die verschiedenen Kolonisationsversuche, die einzelne Vereine, und zwar in allen Ländern der Erde unternahmen, beweisen zunächst, dass diese Kolonisationsbewegung spontan überall auf-

gegangen ist, als ein notwendiger, vorschauender, vorbauender, vorsorgender Gedanke für den Fall einer Entwicklung, die hoffentlich nicht so arg sein wird, wie manche Pessimisten sich es vorstellen.

Jedenfalls ist er ganz vernünftig und verdient wirklich nicht die Schmähungen, denen er ausgesetzt ist, ein Gedanke, der sich verteidigen lässt, wenn Sie sich die Zustände vergegenwärtigen, die wir jetzt haben, wenn Sie sehen, welchen Charakter der Antisemitismus hat, dessen wir uns erfreuen.

Dieser Antisemitismus ist ganz verschieden von allen Formen des Judenhasses, die wir in der Geschichte kennen gelernt haben, und muss verschieden sein, weil er hinter einer vollständigen Emanzipation auftritt. Die Kolonisationsbewegung ist keineswegs, wie manche, die päpstlicher sind als der Papst, behauptet haben, eine unpatriotische, denn sie will ja nur dort eine Erleichterung schaffen, wo Druckerscheinungen wahrzunehmen sind.

Dieser jetzige Antisemitismus hat, wie ich schon wiederholt ausgeführt habe, aber denjenigen wiederhole, die es noch nicht hörten, zwei Gründe. Der erste Grund ist der, dass es uns in der langen Dauer der Verfolgungen unmöglich geworden ist, spurlos resorbiert zu werden. Wir bleiben wahrnehmbar, wir sind eine Gruppe, eine historische Gruppe von Menschen, die erkennbar zusammengehört und einen gemeinsamen Feind hat, das scheint mir die ausreichende Definition für die Nation zu sein. Ich verlange von der Nation nicht eine Gleichsprachigkeit oder vollkommen gemeinsame Merkmale der Rasse. Diese ganz ruhige Definition genügt für die Nation. Wir sind eine erkennbar zusammengehörende historische Gruppe von Menschen, die durch den gemeinsamen Feind zusammengehalten werden. Das sind wir, ob wir es leugnen oder nicht, ob wir es wissen oder nicht, ob wir es wollen oder nicht. Der andere Grund des Antisemitismus ist der, dass wir zu viel Intelligenzen produzieren und dieses

Uebel jährlich, ja täglich ärger wird. Sie müssten denn die grossen Reservoirs, aus denen unsere Kräfte nachströmen, vollkommen verschliessen, wie man es versucht hat, oder ableiten. Nun ist unsere Ueberproduktion an Intelligenzen eine einheimische und eine von aussen zuströmende. Wie wollen Sie schon mit der Einheimischen fertig werden? Um dem Antisemitismus den Boden zu entziehen, müssen Sie ihm doch die Gründe entziehen, und glauben Sie ja nicht, dass Sie durch philosophische Erwägungen, durch einen Appell an die Menschlichkeit einen einzigen Antisemiten hinter dem Ofen hervorlocken werden. Dem Antisemitismus können Sie weder die historischen Gründe wegnehmen noch auch die gegenwärtigen. Baron Hirsch hat gemeint, das geistige Niveau der Juden müsse heruntergeschraubt werden. Er hat es gut gemeint, aber er hat nicht richtig raisonniert, denn die Entwicklung zeigt, dass es immer hinaufgeht. Es ist einfach nicht möglich, das Niveau herunterzudrücken, sondern es wird immer höher. Jeder jüdische Bourgeois, jeder jüdische Kaufmann und Gewerbsmann hat diesen edlen Trieb in sich, seinen Sohn etwas lernen zu lassen, weil er weiss, dass Wissen zur Freiheit führt, ebenso wie wir wissen, dass es auch uns zur Freiheit führen wird.

Nehmen Sie sich eine Statistik her, da können Sie sehen, dass an den Universitäten und in allen Zweigen, wo wir uns betätigen, ein Missverhältnis unserer Intelligenzen herrscht. Sie können also auch das nicht beheben und das wird, wie gesagt, immer ärger, und da wir uns mit dem Fortschritt schneller vertraut machen, — wir machen zwar nicht alle Erfindungen, benützen sie aber sämtlich eiligst, und dazu haben wir das Recht, so geht das immer weiter, und man weiss nicht, in welcher Weise das die Erbitterung noch steigern muss. Wie verhält es sich aber weiter mit der Verhinderung des Zuflusses nicht einheimischer Intelligenzen? Da hat man teils von Seite einzelner Regierungen und teils aus der Judenschaft heraus gewisse Abwehrmassregeln versucht Auf der einen Seite hat man nichts dagegen gehabt,

wenn die Juden sich aus Russland entfernt haben, man hat es ihnen sogar nahegelegt, und auf der anderen Seite, wo man sie auch nicht gern sehen will, haben sich Wohltätigkeits-Komitees gebildet, die die Leute möglichst rasch weit weggeschafft haben in ein anderes Land, ungefähr so wie jemand gesagt hat: „Schafft mir ihn aus den Augen, er zerbricht mir das Herz." Diese Leute wurden also in eine neue Diaspora hinausgestreut, weit über den Erdkreis, und ich möchte Ihnen da zwei Beispiele zitieren, die auch für die Kolonisierungsfähigkeit der Juden nicht gleichgültig sind. Das eine Beispiel liefert uns der Afrikareisende Juncker, der eines Tages in Südwestafrika vor die Agentur des Hamburger Wildtierhändlers Hagenbeck kam. Vor dem Hause spielte das kleine Kind des Agenten mit kleinen Löwen und Tigern, und der Agent hiess Kohn.

Einem Berichte über die Südseeinseln habe ich folgendes entnommen: Ungefähr in der Mitte zwischen Australien und Südamerika ist eine kleinere Inselgruppe, die Cooksgruppe. Eine dieser Inseln heisst Rarontonga. Auf dieser ist der Chef der wichtigsten Verkehrsunternehmung, der Cooks-Trade-Company, ein Oesterreicher, namens Kohn.

Ueberall findet man also Juden und nirgends lässt man sie zu Hause sein. Es eignet sich auch nicht jeder Ort zu ihrer Aufnahme.

So muss sich die Jewish Colonisation Association, die Erbin des Baron Hirsch, jetzt schon damit beschäftigen, dass die Resultate in Südamerika ungünstige sind. Die Juden gedeihen dort nicht, und es zeigt sich ein ganz deutlicher Antisemitismus auch schon dort.

Was soll also aus den Juden werden? Totschlagen kann man nicht alle, und die üblen Druckerscheinungen mehren sich. Jeder Tag liefert uns Berichte und man braucht nur unsere Zeitungen

zu lesen, um eine gedrängte Uebersicht der alle Wochen vorkommenden Misshandlungen und Verfolgungen von Juden zu finden.

Unter solchen Umständen hat sich uns der Gedanke aufgedrängt, ein Becken zu konstruieren, welches von überall her die für überflüssig angesehenen, als schädlich empfundenen Juden aufnimmt, und als dieses Becken erscheint den Kolonisationsfreunden der alte historische Ort, wo das Volk der Bibel gewohnt hat, welches unsere breiten, noch nicht so gebildeten Massen noch immer sehr lieben. Man findet das ja lächerlich. In dem Lande, welches auf sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt, ist durch einen merkwürdigen Zufall die Wiederanpflanzung möglich. Sie wissen alle, was jetzt am Bosporus vorgeht. Es ist das unter dem Namen „Die Lage der Türkei" bekannt. Die Lage der Türkei ist eine ziemlich schlechte.

Ich war im Juni dieses Jahres dort, um mir Rechenschaft zu geben über all diese Verhältnisse, und ich habe auch einiges feststellen können. Die Lage ist eine sehr schlechte, und das lässt sich für die Lösung der Judenfrage gebrauchen. Sie werden erst kürzlich von Versuchen gehört und gelesen haben, die gemacht werden, um die finanzielle Lage der Türkei zu sanieren.

Die finanzielle Lage ist nämlich tatsächlich die Wurzel all dieser Zustände. Die Türkei ist ein Land, welches durch Krieg gross geworden ist, sich durch Kriege erhalten hat und im jetzigen kostspieligen bewaffneten Frieden zugrunde geht. Als die Zeit kam, die wir vorhin als eine Geschichtsscheide erkannt haben, die Zeit der modernen Erfindungen, vermochte dieser Staat nicht, sich anzupassen und teilzunehmen, und so ist er allmählich heruntergekommen.

Die Landeskultur in der Türkei ist eine betrübende. Wenn Sie über die bulgarische Grenze hinauskommen, sind Sie plötzlich in der Wildnis. Bulgarien ist noch kultiviert, die Türkei nicht mehr. Dieser Staat kann unseren jetzigen Frieden nicht ertragen,

denn der erfordert sehr viel Geld, das Land aber verarmt immer mehr und mehr. Die Folgen zeigen sich auch in der Verwaltung, die nicht recht funktioniert. Dies führt zur Korruption, diese zu Revolten, zu Massakres und diese zu — diplomatischen Noten. Die Finanzen der Türkei in die Hand zu nehmen, ist nur möglich mit Hilfe der jüdischen Hochbank.

Ich meine, dass diese diplomatisch-finanzielle Aktion für die Kolonisation und somit für die Lösung der Judenfrage nachteilig ist, und ich hoffe, dass sich die jüdische Hochbank dazu nicht hergeben wird.

Freilich ist ein Wunsch, der hier in solcher Weise ausgesprochen wird, noch nicht sehr kräftig, aber ich bitte Sie, zu glauben, dass wir unsere Wünsche bereits an verschiedenen Punkten und in verschiedenen Städten und Ländern vorzubringen in der Lage sind, und es wird vielleicht nicht ganz wirkungslos sein, wenn wir die grossen jüdischen Financiers darauf aufmerksam machen.

Die Gefahr, dass diese finanzielle Intervention jetzt gleich erfolgen werde, ist übrigens darum nicht sehr gross, weil der Sultan einen rechten Widerwillen dagegen hat, dass sich fremde Leute in seine Steuern einmischen. Es ist also Hoffnung vorhanden, dass sich die jetzige Gestaltung der Türkei noch eine Zeit lang erhalten wird.

Der Sultan kann nämlich eine Hilfe für seine Finanzen, die einzig wirksame, einzig aufrichtige, nur durch eine Verständigung mit Juden, und zwar mit Juden, welche die jüdische Politik und nicht Kabinettspolitik in irgend einem Auftrage betreiben, erzielen. Ich will Ihnen das gleich erläutern.

Die Kolonisation im grossen Massstabe, die wir für wünschenswert halten, kann nur gedacht werden als eine, die unter ihrem Selbstschutze steht und ihre Autonomie hat, sonst verpflanzen wir neue Armenier irgendwohin.

Die Erlaubnis der Masseneinwanderung wäre nun ein grosses Zugeständnis von Seite der türkischen Regierung, für das man ihr wieder Zugeständnisse machen müsste. Das kann ungefähr in folgender Weise gemacht werden: Es wird für die Erlaubnis der Einwanderung der Juden in Palästina in dem grossen Massstabe, wie es notwendig ist, eine Anleihe geboten. Diese Anleihe basiert auf dem Tribut, welchen die Juden zu zahlen haben. Dafür gibt es in der Geschichte eine Menge von Beispielen; das ist also nichts Ungewöhnliches. Der Tribut wäre für die ersten Jahre von 100 000 Pfund Sterling beginnend gedacht und würde bis zur Höhe von etwa einer Million Pfund Sterling ansteigen. Auf diesen Tribut wird dann das Anlehen gemacht. Es könnte also die Türkei ein ansteigendes Anlehen bekommen, das mit 2 Millionen Pfund Sterling beginnt und bis zu 20 Millionen Pfund Sterling ginge. Das ist wenigstens etwas, das ernsthaft diskutiert wird und nicht nur am Kaffeehaustische oder im Wirtshaus, sondern von Leuten, die einiges zu verfügen haben.

Der Tribut, welcher dem Anlehen zugrunde liegen soll, kann durch die bestehenden Kolonisierungs-Gesellschaften garantiert werden. Es gibt namentlich einen sehr grossen Fonds, der dazu beinahe ausreichen würde. Immerhin wäre man dabei noch auf die Mitwirkung, wenn schon nicht auf das Geld der Hochbank angewiesen.

Käme man aber nicht in der nächsten Zeit zu einer solchen Verständigung mit der Türkei, so könnten die Juden inzwischen überall einen Nationalfonds für diesen Zweck sammeln. Der Fonds müsste selbstverständlich überall in der Verwahrung derjenigen bleiben, die ihn gesammelt haben. Auch bedingte Subskriptionen würden genügen.

Ich wollte Ihnen damit nur einen Entwurf mitteilen, wie die Kolonisation Palästinas in grossem Massstabe durchgeführt werden kann.

Was dieses Land, das ungefähr so gross ist wie Belgien und ein kaltes, gemässigtes und ein warmes Klima hat, dessen Seeküste das Klima und die Früchte des südlichen Italiens und Siciliens aufweist — was dieses Land dann weiter zu seiner Entwicklung braucht und wie das gemacht werden kann, darüber will ich mich nicht in Einzelheiten verlieren. Es wird, wenn der Gedanke der Kolonisation Palästinas so allgemein werden wird, wie er es verdient, an grossen und wichtigen Aufgaben nicht fehlen. Dass ein solcher Fonds zu sammeln ist, wird jedem Juden einleuchten. Nicht nur denen, die, wie beispielsweise gewisse russische Zionisten, das Land, das sie kaufen wollen, unter sich auslosen und also darin eine Art von Lotterie konstruieren. Es wird auch denjenigen enleuchten, die keine Auswanderungs-Gedanken haben, weil sie erkennen werden, welche Sicherung ihrer Existenz darin liegt, wenn es gelingt, die Massen von russischen und rumänischen Juden dort anzusiedeln.

Zur Leitung der verschiedenen wirtschaflichen und technischen Aufgaben würde eine Jugend verwendbar werden, der jetzt in vielen Ländern das Vorwärtskommen schon sehr erschwert ist. Es würde dadurch eine grosse Erleichterung bewerkstelligt werden, die sich überall bemerkbar machen müsste, und zwar bis zu dem Grade, wo man auch bemerkt, dass die Juden nicht mehr in genügender Anzahl vorhanden sind. Es würde zum Schwinden und zum Zusammenbruche des Antisemitismus führen.

Das, was ich Ihnen hier auseinandergesetzt habe, mit leider unzulänglichen Mitteln der Rede, das mag etwas Ideales, allzu Ideales sein, obwohl ich Ihnen viele praktische Dinge gesagt habe, die ins Leben hinausgreifen. Aber selbst wenn es etwas Ideales ist, so wird man es vielleicht mit Genugtuung begrüssen können. Dieses Ideal ist freilich aus uns herausgestampft worden, aber es ist da und es hat uns wieder zurückgeführt dorthin, von wo wir uns haben wegschwemmen, haben auslaugen lassen.

Ich meine das Milieu unseres Geistes und unseres Charakters, in welchem so viele Generationen vor uns sich erhalten haben.

Und wenn sie sich unter so schweren Bedingungen erhalten haben, so müssen die sehr viel guten Charakter gehabt haben, und tatsächlich ist die ganze Geschichte der Judenverfolgungen ein für uns ruhmvolles Kapitel in der Geschichte der Menschheit. Die Grausamkeiten des Mittelalters waren etwas Unerhörtes, und die Menschen, die der Folter widerstanden, müssen in sich etwas sehr Starkes gehabt haben, eine innerliche Einheit, die uns abhanden gekommen ist. Eine Generation, die vom Judentum abseits aufgewachsen ist, hat diese Einheit nicht und kann ebensowenig mit unserer Vergangenheit rechnen, als in die Zukunft blicken. Darum wollen wir uns wieder in das Judentum zurückziehen und uns aus dieser Burg nicht mehr werfen lassen. Man mag diesen Volksgedanken, der da ist, wegzulächeln versuchen, aber er ist da. Ihn wollen wir hochhalten und hochflattern lassen. Und nachdem wir dieses Bekenntnis abgelegt haben, nachdem wir gesagt haben, dass wir Juden sind, dann erst wollen wir an der Misere anderer teilnehmen.

Uns ist nichts Menschliches fremd. Auch wir wollen an der Besserung der allgemeinen Zustände mitarbeiten, aber als Juden, nicht als unbestimmte Menschen, und was wir dann als Juden tun, das wird uns auch zur Ehre gereichen. Man wird uns achten lernen, wenn wir auch ein Ideal haben wie andere Völker. Manche glauben wohl, das sei eine uralte Schrulle, die auch wir jetzt mitmachen. Das ist aber ganz etwas Modernes, so modern wie unsere Leiden und Schicksale vom Tage. Wir haben immer etwas zu leiden gehabt und haben ausgehalten, und jetzt stehen wir doch in einer anderen, in einer aufgeklärten Zeit, wo die Standhaftigkeit leichter ist.

Man soll nicht mit einem billigen Witze sagen, dass wir im Sinne der Antisemiten sprechen. Das ist falsch! Es schwärmen ganz ernste und durchaus nicht judenfeindliche Christen für diese Idee. So wie in der Griechenzeit die Aufrichtung Griechenlands der Menschheit gefallen hat, so wird ein Schrei der Be-

wunderung durch die Welt gehen, wenn diese getretenen Juden sich unter den Beschimpfungen so hoch aufrichten. Und darum glaube ich, dass wir in einer solchen Zeit, ob uns auch manche einzelne Ansicht trennt, ob der eine sein Ideal etwas weiter vorwärts oder ostwärts setzt als der andere, dass wir uns einander nähern und fest zusammenhalten sollen, weil man uns auch in Bausch und Bogen bekämpft.

Ich weiss es nicht, ob wir noch in dieser Generation die Befreiung aus Schimpf und Elend erleben werden. Möglich ist es, vorausgesetzt, dass wir klug und entschlossen sind. Aber das weiss ich, dass schon das Wandern auf diesem Wege uns zu anderen Menschen machen wird. Wir gewinnen unsere verlorene innerliche Einheit wieder und mit dieser ein bisschen Charakter, und zwar unseren eigenen Charakter. Keinen marranischen, erborgten, unwahren, sondern unseren eigenen. Und dann erst wollen wir mit allen anderen rechtschaffenen Menschen wetteifern in Gerechtigkeit, Nächstenliebe und hohem Freisinn, wollen uns auf allen Feldern der Ehre betätigen, in Kunst und Wissenschaft es vorwärts zu bringen trachten, damit ein Glanz von unseren Taten auf die Aermsten unseres Volkes zurückfalle.

So verstehe ich das Judentum.



DR GUEDEMANNS „NATIONAL-JUDENTUM"



Dr. GUEDEMANNS „NATIONAL-JUDENTUM“

Der Oberrabbiner von Wien, Herr Dr. Güdemann, hat sich die Mühe genommen, eine Broschüre über den Zionismus zu schreiben; genauer: gegen den Zionismus. Niemand erkennt so bereitwillig wie ich die Kompetenz Sr. Ehrwürden an, zu dieser Frage das Wort zu ergreifen. Er kennt sie gut. Er wusste wenigstens bis zu einer gewissen Zeit alles, was in unserer Bewegung vorging. Und es wird vielleicht manchen interessieren, jetzt zu hören, dass ich meine Schrift: „Der Judenstaat“ in den Bürstenabzügen Sr. Ehrwürden vorlegte. Ich wusste, dass ich mit dieser Publikation etwas Folgenschweres unternahm und wollte nicht leichtfertig ein Buch in die Welt hinausschicken, das, in der besten Absicht, meinen Stammesbrüdern zu nützen, verfasst worden war, und durch ausserhalb meines Willens befindliche Umstände dem Judentum vielleicht schaden konnte. Darum nahm ich Fühlung mit einigen Männern, die ich für ernst und besonnen halten durfte, und zu diesen gehörte auch Herr Dr. Güdemann. Ich hatte mit ihm schon von Paris aus einen Briefwechsel über die Judenfrage und später häufig mündlichen Gedankenaustausch unterhalten. Herr Dr. Güdemann kannte meine Schrift „avant la lettre“ und als er mir am 2. Februar 1896 nach Durchsicht der Bürstenabzüge schrieb: „Ich habe alles gelesen und finde nichts zu monieren“, war dies eine Beruhigung für mein Gewissen

Ich zitiere nur das eine Wort aus seinen Briefen, die recht viel Begeisterung für die Sache und freundliche Urteile über meine Absicht enthalten.

Mit dieser Erinnerung will ich keineswegs das Recht Sr. Ehrwürden bestreiten, seine Ansichten zu ändern. Dieses besitzt jeder. Auch hat jeder das Recht zu irren. Herr Dr. Güdemann hatte es damals, er hat es auch jetzt. Ich wage nicht zu entscheiden, wann er davon grösseren Gebrauch machte. Wir glauben ja nicht an die Unfehlbarkeit von Menschen. Es genügt, wenn wir das Gerechte wollen, und das setze ich bei meinem verehrten Gegner voraus. Bin ich zum Streit nicht legitimiert? Mir scheint, ja. Der Zionismus, dem ich nach meinen Kräften diene, ist von Herrn Dr. Güdemann vehement angegriffen worden. Zwar bewegt sich der Angreifer in vagen Unpersönlichkeiten, aber jeder weiss, was und wen der Verfasser des „Nationaljudentums" meint. Auch hat es hier in der „Oesterreichischen Wochenschrift" der Herr, welcher die Ankündigung der Güdemannschen Schrift besorgte, ausdrücklich gesagt: „Das Büchlein ist in seinen drei ersten Abschnitten der Vergangenheit gewidmet, im vierten der Zukunft zugewendet. Die erste Gruppe könnte betitelt sein: Israel als der natürliche Feind der Nationalitätsidee, die zweite geradezu: Dr. Güdemann contra Dr. Herzl."

Diese Angabe ist ganz richtig. Herr Dr. Güdemann ist nun freilich nicht der erste Oberrabbiner, der sich öffentlich gegen das Nationaljudentum erklärt. Der ehrenwerte Chief-Rabbi von London ist ihm schon vor einigen Monaten zuvorgekommen. Nämlich der eine Chief-Rabbi Dr. Adler — ein aus Deutschland nach England gekommener Mann, der gewiss von den Angelsachsen abzustammen wünscht — während der andere Chief-Rabbi Dr. Gaster sich ebenso bestimmt für den Zionismus aussprach. Die Sache ist kontrovers.

Nun bin ich wohl ein wenig erstaunt, aber durchaus nicht ent-entrüstet über den Angriff, mit dem Herr Dr. Güdemann unsere

Sache beehrt. Es ist eine wahre Freude, einen solchen Gegner zu haben, der niemandem zu Gefallen redet oder schweigt. Der Herr Oberrabbiner befindet sich in einer so unabhängigen Position, dass der Gedanke ausgeschlossen ist, er führe etwa wie mancher andere die Sache der Reichen gegen die Armen. Nur innere Gründe können ihn zu seinem Auftreten bestimmt haben. Aber wenn wir dies auch achtungsvoll konstatieren, so müssen wir doch bedauern, dass er die stärksten Gründe seiner jetzigen Auffassung verschwiegen hat. Die Gründe, welche er in seiner Schrift anführt, sind schwach.

Man liest nicht lange, so stösst man schon auf einen befremdlichen Widerspruch. Gleich am Anfang (S. 4) sagt der Verfasser, dessen Autorität in diesem Punkte niemand anzweifeln wird, dass „die jüdische Religion mit den jeweiligen politischen Verhältnissen nie etwas zu tun hatte.“ Diese Feststellung hat er jedoch schon auf der nächsten Seite (S. 5) vergessen und schreibt: „Aber über dem Streite, den die Parteien um das zukünftige Schicksal der Juden führen, ist die jüdische Religion fast ganz übersehen worden. Ihr Votum sollte aber in allen jüdischen Fragen, also auch hier, nicht bloss zuerst gehört werden, sondern auch ausschlaggebend sein.“

Nun ist, wie Dr. Güdemann inzwischen selbst richtig angegeben hat, der Zionismus aus politischen Verhältnissen entstanden und strebt danach, für die Juden andere politische Verhältnisse zu schaffen. Die jüdisch-nationale Bewegung ist politisch durch und durch. Also entweder — oder! Entweder die jüdische Religion hat mit politischen Verhältnissen nie etwas zu tun — oder ihr Votum sollte zuerst gehört werden. Dass sie aber gleichzeitig nichts damit zu tun haben und ausschlaggebend sein soll, halte ich für schwer vereinbar.

Nehmen wir nun einen Augenblick an, die zweite Behauptung wäre richtig. Die Religion soll ausschlaggebend sein. Was heisst

das? Das hiesse die ganze Sache dem Streite der Theologen ausliefern, und diese verehrten Herren sind zu gelehrt, um sich jemals einigen zu können. Der eine Chief-Rabbi sagt nein, der andere Chief-Rabbi sagt ja, von den Rabbinern ganz zu schweigen, die sowohl ja als auch nein sagen. Wohl führt Herr Dr. Güdemann eine Reihe von Zitaten in Schlachtordnung gegen den Zionismus auf, aber ich vermute, dass sich mindestens ebenso viele für den Zionismus würden finden lassen. Ich bin freilich zu unwissend, um sie zu liefern. Herr Dr. Güdemann vermöchte es; er vermochte es wenigstens am 2. Februar 1896, denn er hatte ja damals „nichts zu monieren". Doch da finde ich in einem vor kurzem erschienenen Schriftchen des gelehrten Kaufmannes Ahron Marcus von Podgorze eine Stelle, die uns hilft:

„Die Kolonisationsbewegung ist vor mehr als 50 Jahren in streng frommen Kreisen durch die angesehensten Rabbiner ins Leben gerufen worden, mit der ausgesprochenen Tendenz der Staatbildung. Das Werk שיבת ציון enthält über 100 zustimmende Gutachten unserer grössten Rabbiner." — Wie vermag Herr Dr. Güdemann dieser Tatsache gegenüber seinen Ausspruch (S. 40) zu rechtfertigen: „Aber niemals ist von irgend einer berufenen Seite an die Gesamtheit der Juden der Aufruf zu einem sozusagen unblutigen Kreuzzug, zur Wiedergewinnung ihrer nationalen Selbständigkeit ergangen?"

Und derselbe Ahron Marcus sagt an einer anderen Stelle, dass „die orthodoxesten Juden mit Bereitwilligkeit die Vorschläge zur staatlichen Regenerierung des Judentums annehmen, welche von den modernsten Freidenkern gemacht werden." Dieser Ahron Marcus in Podgorze muss es wissen; er ist selbst ein „Chossid", freilich dabei ein hochgelehrter und geistreicher Schriftsteller, der ein merkwürdiges Buch über die neuere Philosophie verfasst hat. In seinem bürgerlichen Verhältnis aber ist er ein Kaufmann. „Er lebt nicht vom Judentum", wie unser Freund Leon Kellner sagt, „sondern für das Judentum."

Dass die konsequenten Freidenker im Zionismus mit den konsequenten Orthodoxen Hand in Hand gehen können, wird nur derjenige nicht verstehen, der nicht weiss, was der Zionismus ist. Der Zionismus umfasst alle Söhne der jüdischen Nation. Einer der Grundsätze unseres Zionismus ist die volle Gewissensfreiheit. Diejenigen, deren Ueberzeugung ohne Bruch ist, die ihre Gesinnung ohne Rücksicht auf Freund oder Feind äussern, achten einander im Zionismus mit einer grossen Herzlichkeit. Wir lassen jeden nach seiner Fasson selig werden. Und insbesondere wir Freidenker bewundern die Orthodoxie sehr, die unter namenlosen Leiden die Religion der Juden konserviert hat, ohne ausweichenden Opportunismus, ohne Gefälligkeit für die Mächtigen und Reichen, starr, treu, unbeugsam.

Aber ist das nicht eine petitio principii, wenn ich sage, dass der Zionismus alle Söhne der jüdischen Nation umfasse? Die Nation wäre doch erst zu beweisen. Auf diesen Punkt wirft sich Herr Dr. Güdemann mit voller Wucht Ich will die Tatsache, dass die Juden ein Volk sind, mit seinen Worten beweisen, und nachher mit meinen. Er sagt (S. 7): „Dass die Juden, oder wie sie ursprünglich hiessen, aber auch jetzt noch mit gutem Rechte genannt werden, die Israeliten, einst ein Volk gewesen sind, ist eine geschichtliche Tatsache.“ Da hat er schon wieder vergessen, was er den Zionisten zwei Seiten früher vorwarf. Dort (S. 5) meint er, „dass eine Behandlung des Judentums nach Massgabe des Augenblicksbedarfes unwissenschaftlich ist.“

Wobei bleibt es also? Gehen wir von einer geschichtlichen Tatsache aus oder „behandeln wir nach Massgabe des Augenblicksbedarfs“?

Ferner sagt Se. Ehrwürden (S. 7):

„Untersuchen wir jedoch, wie bei ihnen (den Juden) dasjenige, was eine Vielheit von Menschen zu einem Volke macht, sagen

wir die Volksseele oder der nationale Geist, sich äussert, inwiefern sie hierin anderen Völkern gleichen und hinwiederum sich von ihnen unterscheiden! Von der Sesshaftmachung in Palästina bis zur zweiten Zerstörung Jerusalems, also während des ganzen Bestandes des israelitisch-jüdischen Volkes treten in ihm alle jene Erscheinungen hervor, denen wir auch bei anderen Völkern begegnen und auf welchen das Volksbewusstsein beruht: Einheitlichkeit des Vaterlandes, der Sprache, Religion, Rechtspflege und Sitte.“

Beruht wirklich das Volksbewusstsein nur auf diesen Einheitlichkeiten, wie er meint? Es beruht nicht auf der Einheitlichkeit des Vaterlandes, das zeigen die in der Welt versprengten Teile anderer Völker und im grösseren Massstab die Kolonien. Denn alle Völker leben heute gewissermassen in der Diaspora; nur unser privilegium odiosum ist es, dass wir überall Kolonisten ohne Mutterland sind. Wir haben Vaterländer, das sind die, wo wir Staatsbürger sind — so weit man es eben gestattet — aber wir haben kein Mutterland. Und dieses Mutterland sucht der Zionismus mit der Seele.

Aber weiter. Das Volksbewusstsein beruht auch nicht auf der Einheitlichkeit der Sprache, Beweis Oesterreich oder die Schweiz. Nicht auf der Einheitlichkeit der Religion, Beweis alle Kulturstaaten. Nicht auf der Einheitlichkeit der Rechtspflege, Beweis Deutschland vor der Einigung. Nicht auf der Einheitlichkeit der Sitte, Beweis jedes Land, in dem es Klassenunterschiede gibt. Das Volksbewusstsein beruht überhaupt nicht auf diesen Erscheinungen, sondern es bringt sie hervor, nachdem es schon sehr stark geworden ist. Worauf beruht also das Volksbewusstsein, das Herr Dr. G ü d e m a n n nicht erklären kann?

Es beruht auf der Erkenntnis einer Anzahl von Menschen, dass sie durch geschichtliche Umstände zusammengehören und in der Gegenwart aufeinander angewiesen sind, wenn sie nicht zugrunde

gehen sollen. Wie die Nützlichkeit solchen Zusammenhaltens allmählich von höheren Ideen durchsetzt und von Gemeinem gereinigt wird, das wäre ein schöner Gegenstand für Untersuchungen, es würde uns aber jetzt zu weit führen. Jedenfalls lässt sich das alles ohne esoterische Wichtigtuerei und mit einfachen Worten sagen, weil es eine einfache Sache ist und von den einfachsten Herzen leicht verstanden wird.

Wir sind eine Nation. Wer befindet sich im Widerspruch mit der Geschichte? Die es leugnen oder die es behaupten? Meine Definition der Nation habe ich wiederholt gegeben: Die Nation ist eine historische Gruppe von Menschen, die erkennbar zusammengehören und durch einen gemeinsamen Feind zusammengehalten werden.

Uebrigens gibt Herr Dr. Güdemann (S. 13) selbst zu, dass jedes Volk durch den Feind entsteht. Es gehört zu den Reizen seiner Darstellung, dass er sich häufig widerspricht. Meint er, dass wir nicht mehr ein Volk sein dürfen, obwohl oder weil wir geschichtlich eines waren? Wir könnten ihm sagen, dass wir selbst ohne jenes alte Band das unverjährbare Recht hätten, ein neues Band zu schaffen. Ich nehme sein Wort von Seite 13: „Die Kriegsfackel entflammte die nationale Begeisterung, an ihrem Feuer wurde das Band geschmiedet, welches die Massen einigte und zu einer Nation machte.“

Tatsächlich aber ist jenes Band aus alter Zeit noch vorhanden, das weiss jeder Jude und der Herr Oberrabbiner wüsste es nicht? O, er beruft sich auch auf das Gemeinsame, so weit es ihm passt. Er spricht von unseren gemeinsamen Aufgaben und gemeinsamen Zielen, von unserer „Mission“. Diese Mission! Darunter hat man nichts der Arbeit jener armen Mönche ähnliches zu verstehen, die zu Menschenfressern in wilde Weltteile hinausgehen, um sie zum Christentum zu bekehren. Das Judentum will keine Proselyten machen, das weiss ich bestimmt; ich

habe es nämlich von Herrn Dr. Güdemann selbst gehört. Die jüdische „Mission“ ist etwas Sattes, Behagliches, Gutsituiertes. Seit Jahr und Tag sehe ich mir die Leute an, die mir diese „Mission“ zur Antwort geben, wenn ich von der wachsenden Not unserer Armen rede. Diese Missionäre befinden sich alle vortrefflich. Herr Dr. Güdemann sagt aber gegen die Nationaljuden mit überlegener Ironie: „es kann dabei geschehen, dass über die Absicht, den Juden zu helfen, das Judentum zugrunde gehe.“

Welches Judentum? Das, welches er heute vertritt, oder das, welches er im Februar 1896 vertrat. Es scheint, er schützt die Religion vor der Nation. Aber wer schützt die Religion vor dem Herrn Oberrabbiner? Was er S. 40 und 41 sagt, gehört zu den schwersten Selbstbeschuldigungen, die nur darum nicht alle Rabbiner treffen, weil eben nicht alle Rabbiner seiner Ansicht sind. Er sagt: „Zion galt und gilt den Juden als das Symbol ihrer eigenen, aber auch der die ganze Menschheit umfassenden Zukunft. In diesem nichts weniger als nationalen Sinne ist auch die Bitte um Rückkehr nach Zion in unseren Gebeten zu verstehen, in welchen sie demnach einen rechtmässigen Platz behauptet.“

So! Also, wenn man um die Rückkehr nach Zion betet, so ist darunter das Gegenteil zu verstehen? Die Worte des Gebetes haben also nicht den Sinn, den die Gemeinde, treu am Worte hängend, mit ihnen verbindet? Und in dem Augenblicke, wo die Beschaffenheit der Weltverhältnisse, der nach der Emanzipation eingetretene also endgültige Antisemitismus, das wiedererwachende Nationaljudentum, die Lage im Orient und die technischen Errungenschaften zusammenwirken, um die Rückkehr nach Zion zu einer nahen Möglichkeit zu machen — in diesem Augenblick sagt ein Oberrabbiner: „Macht euch nichts daraus — es war nur ein „Symbol“!

Und da will Se. Hochwürden uns noch über den „wahren Zionismus“ belehren? „Denn der wahre Zionismus ist von der Zukunft der Menschheit nicht zu trennen.“ (Seite 40). Jawohl, das wissen wir, und so ist unser Zionismus mit seinen sozialen Reformen (Siebenstundentag usw.), mit seiner Duldsamkeit und seiner Liebe zu den Aermsten unter den Verstossenen auch gemeint.

Ich versage es mir heute noch mehr zu antworten. Im Grunde bedaure ich es, dass Herr Dr. Güdemann mich zu einer Polemik gezwungen hat, in der ich ihn nicht ganz so schonen konnte, wie ich es gern gewollt hätte, weil es ein älterer Mann ist und weil wir früher freundschaftlich verkehrten. Ich glaube, er hat sich gutmütig missbrauchen lassen von Hintermännern, deren Stunde schlagen wird. Diese Leute haben die Mässigung missverstanden, deren sich der Zionismus bisher befliss und auch weiter befleissigen wird, wenn man ihn nicht erbittert und durch Perfidien vergiftet. Diese Leute, von denen man fortwährend hört, bald durch den Skandal ihrer Maitressen, bald durch den Triumph ihrer Rennpferde, bald durch die Börsenmanöver, mit denen sie den Mittelstand der Börse zu Proletariern machen, bald durch die Korruption, die sie um sich her wie einen Pesthauch verbreiten; diese Leute, die man überall sieht, nur nicht, wo die armen Juden in einem schweren Kampfe stehen, diese Leute mögen sich in acht nehmen, dass nicht in ihrem Rücken eine zweite Volksbewegung gegen sie aufstehe, numerisch schwächer, aber gerade darum verzweifelter als die erste. Ah ja, es gibt sogenannte „Wohltäter“ unter ihnen; das heisst, sie züchten Schnorrer. Das heisst, sie schaden dem jüdischen Volke auch noch durch milde Gaben aus denjenigen Vermögen, die mitunter auf kompromittierende Art entstanden sind. Ah ja, die Herren sind auch geschickt genug, sich persönlich vom Antisemitismus loszukaufen: durch Gefälligkeiten, Geld und Opfer an Ueberzeugung — die letzteren kosten sie am wenigsten.

aber mit den Zionisten gibt es nur ein Arrangement, und das ist Zion.

„Wenn man denjenigen Juden, welchen in ihrer bisherigen Heimat der Kampf ums Dasein allzu sehr erschwert wird, Gelegenheit bietet, sich anderwärts anzusiedeln, so ist dies in hohem Grade löblich und verdienstlich.“ Wer sagt das? Derselbe Herr Dr. Güdemann auf Seite 39 seiner vorliegenden Schrift. Man findet bei ihm alles. Dass unser Zionismus diese Ansiedler mit genügendem internationalen und staatsrechtlichen Schutz ausrüsten will, ist doch nicht unvernünftig! Schon die bisherigen Versuche haben gezeigt, dass der Boden in Palästina gut und das „Menschenmaterial“ vortrefflich ist. Und gerade die bäuerlichen Existenzformen sind am schwersten herzustellen. Was dem Baron Hirsch in Argentinien nicht gelang, das gelingt in Palästina. Warum? Weil „Nationaljudentum“ den alten Boden düngt. Es erscheint wunderbar. Alles Natürliche ist wunderbar. Und es wird rasch und hoch zugehen, wenn die Nation ganz wach ist, die wir Zionisten aufrütteln. Da sieht sie ihr altes Land am Mittelmeer herrlich gelegen, mit kaltem, gemässigtem und warmen Klima; ein Land, aller Kulturen fähig, mit langruhenden Bodenschätzen und doch für andere nichts wert, weil andere nicht die befruchtenden Menschenströme hinzuleiten vermögen, die dem Zionismus gehorchen. Und wenn wir nun nicht verzückt oder verlogen in die Wolken starren, sondern ruhigen Blickes nach jenem Punkte hindeuten, der wirklich die Erlösung bedeutet, so bedarf das keiner geheimen Auslegungskünste. Dort ist das Zion der Armen, der Jungen und auch der Frommen.

PROGRAMM DER „WELT“.



PROGRAMM DER „WELT“

Unsere Wochenschrift ist ein „Judenblatt“.

Wir nehmen dieses Wort, das ein Schimpf sein soll, und wollen daraus ein Wort der Ehre machen.

„Die Welt“ ist ein Blatt der Juden. Welcher Juden? Etwa der Starken, denen man ohnehin hilft? Nein, nein, die brauchen keine Unterstützung.

„Die Welt“ ist das Blatt der Armen, der Schwachen, der Jungen, aber auch aller derjenigen, die sich, ohne selbst in bedrängter Lage zu sein, zu ihrem Stamme heimgefunden haben. Wage es niemand, zu sagen, dass wir den Klassenhass in das Judentum hineintragen, wenn wir uns der Schwachen unter unseren Brüdern annahmen. In unseren Reihen stehen Männer genug, die weder „Proletarier“ noch Umstürzler noch Tollköpfe sind. Die Sache, der wir dienen, ist gross und schön, ein Werk des Friedens, die versöhnende Lösung der Judenfrage. Ein Gedanke, wohl geeignet, edlere Menschen — sie seien Christen, Mohammedaner oder Israeliten — zu begeistern.

Wir möchten, um es mit den unseren Freunden schon vertrauten Worten zu sagen:

Eine völkerrechtlich gesicherte Heimstätte schaffen für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimilieren können oder wollen.

Unter der Zionsfahne finden wir uns zusammen. Blicken wir aber auch nach einem fernen Ziele, so dürfen und werden wir doch den heutigen Zuständen der Juden unsere Aufmerksamkeit nicht entziehen. „Die Welt“ soll dem jüdischen Volk eine Wehr und Waffe sein, und zwar eine reine Waffe. Gegen wen? Gegen seine Feinde — ohne Unterschied der Konfession.

Man erwarte dabei nicht, dass wir zur Sprache des Pöbels hinabsteigen oder dass wir alles verherrlichen werden, was Juden tun und lassen. Eine redliche, ernste Selbstkritik muss dem Judentum erspriesslich sein, und die wollen wir üben, mögen auch manche darüber wehklagen, dass es „in dieser Zeit“ geschieht.

Eine der schwersten Folgen des Antisemitismus war es, dass „in dieser Zeit“ gewisse Leute eine Art von Straflosigkeit genossen. Was die Judenfresser von ihnen sagten, galt natürlich als wüste Uebertreibung, und die anständigen Juden glaubten zu allem schweigen zu müssen. Daraus konnte eine Solidarhaftung aller für die Niederträchtigkeiten einzelner durch unsere Gegner konstruiert werden. Und gerade die Minderwertigen unter den Juden hatten eine Deckung an unseren Feinden, indes unsere Besseren in ihrem Ehrgefühl tief beleidigt wurden.

Die neue nationaljüdische Bewegung will auch darin Wandel schaffen. Von unseren Universitäten ist diese Bewegung vor fünfzehn Jahren ausgegangen, und es ist ihr ein Glanz von Idealen geblieben, selbst wenn sie nun seit Jahr und Tag in das praktische Leben hinausgetreten ist und mit dessen Bedingungen rechnet. Wie viele törichte Vorstellungen sind über unser wiedergeborenes Nationaljudentum verbreitet! „Die Welt“ wird sie zerstreuen. Man schilt uns durcheinander Reaktionäre und Revolutionäre, wo wir doch nur einen massvollen gesunden Fortschritt wünschen. Wir hängen mit unserem Gemüt am Alten, das ist wahr, wir lieben die schöne kampf- und leidensvolle Vergangenheit unseres Volkes; aber wir wollen doch nicht in irgend eine Enge des Geistes

zurück. Es ist nur die Aufgabe der Dichtung und Geschichtsschreibung, die wir nach Massgabe des Raumes in der Zeitung pflegen werden, uns von den einstigen Zuständen zu berichten

Solche Erinnerungen gehören uns allein, die Schönheit der Hoffnungen aber teilen wir mit allen Menschen. „In dieser Zeit“ des erneuten Judenjammers gehen auch gar herrliche Dinge in der Welt vor. Die Naturkräfte werden bewältigt, die Kultur erobert sich rastlos neue Gebiete, aus dem Verkehr der Völker entwickeln sich mildere Sitten, und eine tiefe Sehnsucht nach sozialen Reformen bewegt neben den Aermsten auch die Besten. Die junge Männlichkeit des Nationaljudentums nimmt teil an allen diesen Arbeiten und Bestrebungen — nicht etwa zum egoistischen Vorteil unseres Volkes allein, sondern auch zum Wohle anderer Menschen. Das wird sich in unserer Zeitung ebenfalls erkennen lassen.

Und zwischen Erinnerung und Hoffnung steht unsere Tat. Auf Erforschung der Zustände, Erkenntnis der politischen Weltlage und Vereinigung aller Kräfte gründet sich unser Werk.

„Die Welt“ wird das Organ der Männer sein, die das Judentum aus dieser Zeit hinauf in bessere Zeiten führen wollen.

Wien, den 3. Juni 1897.



DER KONGRESS.



DER KONGRESS

Der für Ende August nach München einberufene Kongress wird vermutlich ein Datum in der Geschichte der Juden bilden. Schon jetzt hat der Kongress die Ehre, recht lebhaft bekämpft zu werden. Und er hat das Glück, in seiner Existenz gesichert zu sein.

Aus den meisten Ländern Europas sind bereits Delegierte angemeldet, ferner aus Asien, Afrika, und grossartig hat in den Vereinigten Staaten von Amerika die Agitation für die Beschickung des Kongresses begonnen. Alles, was die Juden betrifft, wird von jeher missverstanden oder entstellt. Nicht anders ergeht es unserer Bewegung. Aber schlimmer als die geringfügigen Spötteleien unserer Feinde wirkt in diesem Falle die Angst mancher unserer Stammesgenossen, die um des Himmels willen nur von einer Judensache nichts hören mögen, und gar von einer gemeinsamen Judensache! Denn unseren Gegnern muss es gestattet sein, von Land zu Land einander die Hände zu reichen. Uns nicht. Wir müssen als Zusammengehörige verfolgt werden und dürfen uns nur in kraftloser Isolierung wehren, wenn überhaupt . . .

Was ist das aber für eine gemeinsame Sache, die wir in München vorhaben? Soll da etwa ein internationaler Bund geschlossen werden zur Bekämpfung unserer christlichen Mitbürger oder zur Herstellung einer Organisation, welche den Erdkreis umspannen und dem jüdischen Einflusse dienstbar machen soll?

Wir empfehlen nicht nur unseren Freunden, sondern auch unseren rechtschaffenen Feinden, solche abenteuerliche Erzählungen mit Verachtung abzuweisen und sich die Erzähler daraufhin anzusehen, ob es Einfaltspinsel oder dunkle Ehrenmänner seien. Was wir wollen, sagen wir selbst, sagen es in aller Einfachheit, und wenn der Ton der Wahrheit in unseren Worten ist, werden alle wahrheitsliebenden Menschen ihn herausfühlen.

Mit den inneren Zuständen unserer Vaterländer beschäftigen wir uns weder auf dem Kongress noch anderswo in einer gemeinsamen Weise. In diesen Dingen haben wir nichts Gemeinsames und perhorreszieren ausdrücklich und nachdrücklich jederlei Zusammenwirken. Wir wären doch töricht, wenn wir in die Oeffentlichkeit gingen, um uns über dergleichen zu verständigen. Wer vernünftig und ruhig nachdenkt, wird vielmehr gerade im Gegenteile finden, dass die geplante öffentliche Erörterung der jüdischen Frage ein Beweis für die vollkommene Loyalität unserer Bestrebungen ist. Der Kongress ist nur soweit international, als es die Frage selbst ist. Zur Lösung dieser in vielen Ländern bestehenden, gleichartigen, wenn auch verschiedentlich abgestuften Schwierigkeiten ist das Zusammenwirken von Juden aus all den Ländern erforderlich. Das wollen wir — nichts drunter und nichts drüber.

Wir stecken nicht den Kopf in den Sand: die Judenfrage besteht, sie wird sogar von Tag zu Tag ärger, und wo sie heute nicht ist, wird sie morgen sein. Sie kann ohne unser Hinzutun nicht in einer friedlichen Weise gelöst werden. Darum ist das Werk, das wir unternehmen, ein Versöhnungswerk. Wir konzentrieren die immerhin nicht unbedeutenden Kräfte der Judenheit auf diesen Punkt. Es ist jetzt nicht der Augenblick, langwierig und eingehend zu besprechen, wie das im einzelnen geschieht und noch weiter zu geschehen hat.

Der Ernst, das Mass und die Offenheit in unserem Wirken können unserer Sache auch nichtjüdische Sympathien erwerben, daran

ist nicht zu zweifeln. Die Verhandlungen des Kongresses werden hoffentlich einiges an dem herkömmlichen Bilde, das man sich von den Juden macht, berichtigen. Schon stehen uns allerwärts Freunde von einer neuen Art auf, Freunde, die sich wahrhaftig nicht als Antisemiten an unserem Gedanken begeistern, die mithelfen wollen, diesen alten Jammer aus der Welt zu schaffen.

Wie gross der Jammer der zerstreuten Juden ist, das weiss man ausserhalb des Judentums eigentlich noch gar nicht. Der Kongress wird eine Uebersicht der Lage liefern und die Mittel zur Abhilfe beraten. Und das soll geschehen ohne Gewinsel, ohne Betteleien, aber auch ohne Schmähung der Andersdenkenden. Der Kongress hat eine so grosse Aufgabe, dass er über Nichtigkeiten ruhig zur Tagesordnung übergehen wird.

Wir sind mit unseren Bestrebungen durch die merkwürdigste Fügung in eine Zeit hineingeraten, wo im Orient mancherlei Wirren eine Verbesserung der Zustände wünschenswert machen.

Der Abfluss jüdischer Massen nach dem Lande der Väter würde nicht nur eine Erleichterung für die vom Antisemitismus aufgewühlten Staaten bedeuten, in denen die Juden zu den äussersten Umsturzparteien hingedrängt werden, sondern auch dem türkischen Reiche einen Zuwachs an Kultur und Wohlstand bringen. Unsere Lösung der Judenfrage besteht in der Aufhebung zweier Kalamitäten — die eine kann durch die andere beseitigt werden. Die Teilung der Türkei wünscht jetzt niemand, denn das würde den Weltkrieg bedeuten. Dabei schreien die türkischen Finanzen doch nach einer Ordnung, und man sieht nicht recht, wie diese hergestellt werden könnte. Selbst wenn die Griechen fähig wären, eine Kriegsentschädigung auch nur zu versprechen, wird dennoch niemand glauben, dass den dringendsten Bedürfnissen damit abgeholfen wäre. Bliebe also wieder nur das alte Spiel der Anleihewucherer, die das osmanische Reich immer tiefer in die Misère bringen, unter immer härterer Bedingungen, und

schliesslich auch zum Schaden der angelockten Gimpel. Eine wirkliche Ordnung der Finanzlage kann die Türkei nur von den Nationaljuden erwarten.

Der regierende Sultan Abdul Hamid ist ein Herrscher voll grossmütiger Regungen, voll menschlichen Mitgefühls für alle Leiden. Wer ihn kennt, weiss, dass gerade dieser viel angefeindete Khalif in seinem milden Herzen tief bekümmert ist über das Unglück mancher seiner Untertanen, denen er in patriarchalischer Denkweise ein Vater sein will.

Wir halten eine Verständigung mit diesem gütigen Fürsten unter Zustimmung der von der Judennot befreiten Mächte nicht nur für wünschenswert, sondern auch für möglich. Allerdings könnte dies nur auf der gesicherten Grundlage unternommen werden, dass das künftige Schicksal der einwandernden Juden vor Zufälligkeiten und Fährlichkeiten geschützt sei. Der politische Zionismus denkt nicht lediglich daran, die notleidenden Juden fortzuschaffen; es muss auch im Vorhinein dafür gesorgt werden, dass sie das heutige Elend nicht mit einem unbestimmten, unberechenbaren vertauschen. Wir wollen keinen Menschenschmuggel betreiben. Die Ansiedlung einzelner Personen oder kleiner Gruppen in Palästina kommt nicht wesentlich in Betracht. Wir bekämpfen diese harmlosen Versuche nicht, denn sie beweisen immerhin die Tüchtigkeit und Ackerbaulust unserer armen Arbeiter. Eine endgültige Lösung der Judenfrage können solche vom besten Willen eingegebene Versuche nicht bringen, und wollte man sie in grösserem Massstabe betreiben, so würden sie vielleicht die türkische Regierung mit Misstrauen erfüllen. Uns aber liegt nichts ferner, als eine planlose Bewegung einzuleiten. Es wäre geradezu gegen unser Interesse, das Land unter ungenügenden Rechtsbedingungen zu kultivieren.

Der Kongress wird für alles hier nur flüchtig Angedeutete die feste und gute Form zu finden haben. Dem Kongresse strömen

seit Wochen, seit die Einberufung verlautbar ist, die Klagen und Wünsche unserer gedrückten Brüder zu. Der Kongress wird das Vertrauen derjenigen zu rechtfertigen haben, die seinen Worten lauschen und sich nach seinen Anordnungen gehorsam in Reihen gliedern wollen. Noch wissen wir nicht, wann und auf welchen Wegen wir zum Ziele kommen werden. Aber dieses freudige Bewusstsein besitzen wir alle, die wir am Werke mitarbeiten: dass wir vielen das Geschenk der Hoffnung gegeben und den Aermsten das Glück der weiten Horizonte eröffnet haben.



LEROY-BEAULIEU UEBER DEN ANTISEMITISMUS.



LEROY-BEAULIEU UEBER DEN ANTISEMITISMUS

Herr Anatole Leroy-Beaulieu, der den Juden schon eines seiner besten Bücher verdankt: „Israël chez les nations", hat sich unlängst wieder mit uns beschäftigt. Diesmal war der elegante Schriftsteller weniger glücklich als in seinem ersten israelitischen Werk. Er macht in seinem Büchlein „l'Antisémitisme" den Eindruck, als hätte er nicht viel über die Judenfrage zu sagen. Und während man die 433 Seiten von „Israel unter den Nationen" mit beständiger Teilnahme lesen und sich an der leicht hinplaudernden Gelehrsamkeit des Verfassers erfreuen konnte, empfindet man bei diesem kurzen Vortrag von 75 kleinen Seiten bald eine gewisse Leere.

„L'Antisémitisme" war nämlich ein freier Vortrag, eine sogenannte „Conférence", die Herr Leroy-Beaulieu im Institut catholique zu Paris vor einigen Monaten hielt. Dieser Schauplatz, die Person des Redners und die Art der Unterbrechungen, denen er ausgesetzt war, hätten eigentlich die grossen Blätter veranlassen sollen, sich eingehender mit der Sache zu beschäftigen. Aber man spricht bekanntlich nicht gern von der Judenfrage; man glaubt noch immer, sie durch Schweigen totmachen zu können. Es ist etwas Unheimliches in solcher Verblendung sonst kluger Leute. Es

ist, wie wenn jemand an einem Ort, wo nicht geraucht werden soll, die brennende Tabakpfeife in die Tasche steckte. Er kriegt ein Brandloch in den Rock und wird nachher doch erwischt.

Zu den verschwiegenen Ereignissen in der modernen Entwicklung der Judenfrage gehört auch Leroy-Beaulieus Vortrag im katholischen Institut. Es war eine merkwürdige Begebenheit, die mit allgemeiner Unzufriedenheit endete. Die Antisemiten, gegen die Herr Leroy-Beaulieu vom katholischen Katheder herab loszog, hatten einen schlechten Tag. Aber auch Herr Leroy-Beaulieu hatte keinen guten. Und am übelsten waren die Juden daran, denn sie wurden von Herrn Leroy-Beaulieu verteidigt. Ein solcher Verteidiger ist das schwerste Missgeschick, das einen Angeklagten treffen kann. Herr Leroy-Beaulieu spricht von den Juden mit einem geradezu vernichtenden Wohlwollen, er beschämt sie durch seine Güte, und nie haben sie so viel Ursache zerknirscht zu sein, als wenn er sie entschuldigt. Ein Jude von gesundem, nicht unbescheidenem Selbstgefühl muss sich ganz verknittert und weggeworfen vorkommen, nachdem er die Schrift dieses verbindlichen Akademikers zu Ende gelesen hat. Woher das kommen mag? Wir sind doch wahrhaftig nicht verwöhnt. Wir hören Tag für Tag die, wie es scheint, schwierige Frage erörtern, ob wir denn auch Menschen seien wie andere. Es gibt Leute, welche diese Frage mit Entschiedenheit verneinen, dann solche, die mit Einschränkungen bejahen; wenige sind ohne Vorbehalt für uns, und das ist menschlich erklärbar. Das „Liebe deinen Nächsten" ist nichts Alltägliches — hätte es sonst ein derartiges Aufsehen in der Weltgeschichte erregt? . . . Kurz, wir sind nicht verwöhnt.

Wir haben auch schon das Klagen über unser Los verlernt. Wir tragen es, wie es kommt. Und nun fasst uns einer mit sanfter, glatter Hand an, wie um uns wohlzutun; aber wir fühlen dabei nur Schmerz. Ist unsere krankhafte Ueberempfindlichkeit daran schuld? Nein, der gute Mann streichelt unsere offenen Wunden. Er möge sie brennen, schneiden, er möge uns neue schlagen,

wenn er ein rechter Feind ist; doch was soll das Streicheln, da er ja kein rechter Freund ist?

Darin liegt es. Ueber die Judenfrage kann man heute nur als offener Parteigänger schreiben. Das heisst: die Judenfrage hat zwei Aspekte, einen geschichtlichen und einen aktuellen. Der historische lässt sich mit kühler Ruhe betrachten, ja die akademische Gelassenheit ist dabei sehr verdienstlich. Aber die aktuelle Judenfrage verträgt diese kühle Art der Behandlung nicht. Hüben und drüben leidet und kämpft man, hüben ist mehr Leiden, drüben mehr Streiten. Kommt aber einer, der dieses Schauspiel mit ungetrübter Seelenruhe betrachten, man könnte sagen: geniessen will, so wird er in beiden Lagern Zorn erregen. Wer jetzt in der Judenfrage mittun will, muss zunächst erklären, ob er Welf oder Waibling ist. Geschichtsschreiber kann es in diesem Zustande der Sache noch nicht geben, höchstens Kriegsberichtserstatter, und die mögen vorsichtig sein, sonst werden sie nach Kriegsrecht behandelt.

Es war also unvorsichtig von Herrn Leroy-Beaulieu, dass er am 27. Februar 1897 in das Katholische Institut ging, um den Antisemiten milde zu erklären, inwiefern er nicht vollkommen mit ihnen übereinstimmen könne, und den Juden, die von ferne horchten, welche Gebrechen er an ihnen rüge. Für die weisen Dämpfungen, Vorbehalte, Einschränkungen in dieser Rede hat niemand Sinn. Man sollte nicht glauben, wieviel Aergernis eine so sanfte Auseinandersetzung zu erregen vermag. Herrn Leroy-Beaulieus Vortrag ist ein schönes Beispiel dafür, wie toll die Behutsamkeit ausfallen kann. Und doch steht er nach wie vor auf dem Standpunkt seines Buches „Israel unter den Nationen", er sagt nicht ein Wort, dessen Wirksamkeit er nicht schon erprobt hätte; der kluge Mann hat nur vergessen, dass Buch und Rede, Geschichte und Politik zweierlei Dinge sind. Ein Philosoph muss schweigen, ein Politiker reden können.

Später, nach seiner „Conférence" sah Herr Leroy-Beaulieu es ein. Beweis dafür das Vorwort des kleinen Buches. Da veröffent-

licht er seine Antwort an den „Generaldelegierten der antisemitischen Liga in Frankreich." Der Brief ist saftig. Herr Leroy-Beaulieu hat die Gemütsruhe verloren, die wir an ihm bewunderten, solange die Juden die Angegriffenen waren. Dieser feine Gelehrte hat auch Temperament. Er schreibt dem Generaldelegierten: „Mein Herr! Sie haben mich in einem offenen Briefe zu einer Disputation unter den Auspizien der antisemitischen Liga von Frankreich eingeladen. Sie haben die Güte, mich im vorhinein der Höflichkeit Ihrer Freunde zu versichern. Diese Höflichkeit habe ich unglücklicherweise bei meinem Vortrag im Katholischen Institut kennen gelernt. Wenn es einen Ort in Paris gab, wo Ihre Freunde, die sich Christen nennen und sich gern als Vorkämpfer der Kirche aufspielen, ihre Wohlerzogenheit und Achtung vor der Redefreiheit hätten zeigen müssen, so war es sicherlich das Amphitheater des Katholischen Instituts. Sie haben das leider nicht verstanden. Zum Aergernis der grossen Mehrheit meiner Zuhörer haben sie mich fort und fort unterbrochen durch blödsinnige Spässe und grobe Gassenbübereien. Ich habe eine Erfahrung gemacht. Wer auf die Aufrichtigkeit oder Wohlerzogenheit Ihrer Freunde rechnete, wäre naiv."

Der ungarische Schriftsteller Agai erzählt in einem Feuilleton die folgende hübsche Geschichte. Einmal war er in Ostende mit einem ungarischen Bischof beisammen. Der Kirchenfürst hatte unter seinem langen Rock Stiefel an. Langer Rock und Stiefel sind aber die Merkmale, woran die Ostender Gassenjugend die polnischen Juden erkennt. So liefen denn die Buben hinter dem Bischof drein, hänselten ihn und bewarfen ihn mit Steinen, wie sie es den nach Ostende verirrten polnischen Juden zu tun pflegen. Der geistliche Herr geriet völlig ausser sich und trachtete nur, einen Wachmann zu finden, der ihn vor dem unerklärlichen Mutwillen der Buben schützen sollte. Den Wachmann fragte er, was denn die Jungen hätten. Der lächelte gutmütig: „So machen sie es nun einmal mit den Juden." — „Was, Jude? Ich bin ein Bischof!" Und er schlug den Rock zurück, dass der verblüffte

Polizist das grosse goldene Kreuz erblickte. Als aber der Bischof noch ganz erregt von dem Abenteuer mit seinem Landsmann Agai zusammentraf und es ihm erzählte, sagte dieser: „Sehen Sie nun, bischöfliche Gnaden, wie das schmeckt: ein Jude zu sein. Sie haben es nur eine Viertelstunde gekostet — wir machen das seit achtzehnhundert Jahren durch . . ."

Wie dem Bischof zu Ostende, ist es Herrn Leroy-Beaulieu im Katholischen Institut zu Paris ergangen. Und doch schlug er oft genug den Rock zurück und zeigte das Kreuz auf seiner Brust. Mehrmals wiederholte er, dass er ein guter Arier, Christ, Franzose sei. Solche Erklärungen sind das erstemal nützlich und klingen bei der Wiederkehr matt. Und sie haben ihn vor dem Unwillen der Antisemiten, deren Neigung er gewinnen wollte, nicht geschützt. Er aber ist entrüstet über die Form ihrer Opposition. Schon nach so kurzer Zeit, Herr Leroy-Beaulieu? Noch einige solche Erfahrungen, und Sie würden die Frage vielleicht weniger „wissenschaftlich" auffassen.

Wissenschaftlich fasst er sie auf, das ist wahr. Er setzt die drei Seiten des Antisemitismus auseinander: die religiöse, die nationale, die soziale. Auf allen drei Seiten, sagt er, sind die Klagen der Antisemiten zum Teile begründet. Wörtlich schreibt er: „Der Unterschied zwischen den Antisemiten und mir ist in diesem dreifachen Feldzuge hauptsächlich ein Unterschied im Vorgehen und in der Methode; aber das allein ist wichtig genug."

Das ist eine loyale Erklärung unseres „Verteidigers", die wir uns merken und den jüdischen Schwachköpfen gelegentlich vorhalten wollen. Den Antisemiten hat die Erklärung nicht genügt, und sie folgten dem Vortrag mit Murren und heftigem Widerspruch. Nun muss gesagt werden, dass die Argumentation Leroy-Beaulieus voll der angenehmsten Feinheit ist. Wer nicht Jude oder Antisemit ist, wird sie mit Vergnügen lesen, vorausgesetzt, dass die Frage dann überhaupt noch Interesse hat. Leroy-Beaulieu

besitzt die schmackhafte Gelehrsamkeit, deren grosse Muster in Frankreich Renan und Taine waren. Die Dinge, über die er spricht, kennt er gründlich, wenn er auch leicht und gefällig darstellt. Er zeigt eine ebenso tiefe als lieblose Kenntnis der jüdischen Art, er sieht jeden Splitter in unserem Auge. Wir dürften und wir würden uns darüber nicht beklagen, wenn er als unser Gegner spräche. Aber er will als Gerechter genommen werden, und dazu fehlt ihm, wenn man so sagen kann, die Lieblosigkeit gegen die anderen. Es sind das vielleicht nur Nuancen, „Unterschiede im Vorgehen und in der Methode", aber sie genügen vollkommen. Geben wir ihm seinen richtigen Platz, erkennen wir ihn als das was er ist, als unseren Gegner, und die Diskussion mit ihm wird an Klarheit gewinnen. Er ist einer unserer verbindlichsten, gebildetsten, feinsten Gegner, aber unser Gegner. Die Antisemiten, die sich von ihm bekämpft glauben, weil er gegen ihre Form der Judenfeindschaft spricht, haben ihn nicht verstanden: er schadet uns.

Herr Leroy-Beaulieu schadet uns, wie uns manche unserer Nation entfremdete Juden schaden, und deren Gedankengänge sind auch öfters die seinigen. Verhältnismässig am schönsten und grossmütigsten raisonniert er gegen den religiösen Antisemitismus. Das ist der erste Teil seiner Ausführungen. Zunächst berichtigt er den Irrtum, als ob die antichristliche Bewegung des vorigen Jahrhunderts, namentlich in Frankreich, von den Juden ausgegangen wäre. „Es war kein Jude, der das Losungswort „Ecrasons l'infâme!" ausgab. Voltaire war es, und statt ein Zögling oder Freund der Juden gewesen zu sein, könnte er eher von den Antisemiten als einer ihrer Vorläufer reklamiert werden."

Unter Ludwig XVI. gab es in Paris kaum einige hundert Juden, die meisten waren arm und unbekannt, in entlegene Vorstädte verwiesen. Die waren zu schwach, um irgend welchen Einfluss auf die Revolution, auf die Verweltlichung und Entchristlichung der modernen Gesellschaft nehmen zu können. Später freilich scheinen

die Juden an der Entchristlichung der Gesellschaft gehörig mitgearbeitet zu haben. Wie haben sie das getan? Als Einzelne oder in jüdischen und verjudeten Vereinigungen. Als Einzelne waren und sind sie ohnmächtig. Von jüdischen Vereinigungen kennt Leroy-Beaulieu nur eine nennenswerte: die Alliance Israélite Universelle. Und als verjudete Vereinigung wäre höchstens die Freimaurerei zu erwähnen.

Leroy-Beaulieu erklärt die Beschaffenheit der Alliance Israélite, die in den siebziger Jahren von Crémieux gegründet wurde und in allen Ländern, namentlich in den barbarischen, die Interessen der Glaubensgenossen, die Freiheit der Religionsübung und die Sicherheit der Personen gewährleisten sollte. Er findet gegen diese der „Evangelischen Allianz" nachgebildete Vereinigung nichts einzuwenden. Wir Zionisten sind da anderer Ansicht als Herr Leroy-Beaulieu und die Allianzjuden. Wir halten diese Einrichtung für eine törichte. Nie hat eine Vereinsnarretei im Verhältnis zum äussersten möglichsten Nutzen soviel geschadet wie diese komische „Universelle Allianz", die weder universell noch eine Allianz und am allerwenigsten jüdisch ist. Mit ihrem pomphaften und leeren Namen hat diese Allianz unsere Gegner glauben gemacht, dass eine geheime internationale Verbrüderung zur Herstellung einer jüdischen Weltherrschaft bestehe. Je eher diese Allianz vom Erdboden verschwinden wird, desto besser wird es sein. Wir Zionisten sind auf das deutlichste und entschiedenste gegen jede solche internationale Vereinigung von Juden, die, wenn sie wirksam wäre, den mit Recht verpönten „Staat im Staate" vorstellte, und da sie machtlos und nichtssagend ist, nur Nachteile bietet. Es ist hier nicht der Platz, unseren entgegengesetzten Standpunkt ausführlich zu erklären. Nur das sei gesagt, dass wir zur Lösung der Judenfrage nicht einen internationalen Verein, sondern eine internationale Diskussion wünschen, das heisst: nicht Bündeleien, geheime Interventionen, Schleichwege, sondern die freimütige Erörterung unter der beständigen und vollständigen Kontrolle der öffentlichen Meinung.

Sehr interessant sind die Ausführungen Leroy-Beaulieus über die Freimaurerei. Er weist nach, dass die Juden erst spät, in manchen Ländern noch jetzt nicht in die Logen gelangen konnten. Der Antiklerikalismus der Freimaurerei ist also nicht das Werk der Juden, wenn sie auch allmählich und vielleicht mit Leidenschaft daran teilgenommen haben. Es war wohl der grösste politische Fehler der eben freigelassenen Juden. Psychologisch ist dieser Fehler allerdings erklärbar. Mit einer wahren Wonne nahmen viele am Sturm gegen die Kirche teil, von der aus die Juden Jahrhunderte hindurch so bitterlich verfolgt worden waren. Auch auf diesem Punkte ist unsere Erziehung seither vervollständigt worden. Der moderne Jude wird auch, wenn er ein Freidenker ist, ja dann erst recht, jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Haben wir etwa jetzt Religionsfeldzüge zu führen, wir, die solche nicht einmal zur Zeit unserer staatlichen Existenz führten, wir, die niemals Proselyten machen wollten? Vor den Geheimnissen des Lebens stehen auch wir mit dem demütigen Wort „Ignorabimus"! Für die Zustände der Schwachen, für die Erziehung der Jugend und für den Abschiedstrost der Alten scheint uns die Religion noch immer unersetzlich. So war denn der Antiklerikalismus der Juden nichts als Ranküne. Und Ranküne ist die dümmste Politik. Wir büssen sie.

Schwach ist Leroy-Beaulieu in der Besprechung des nationalen Antisemitismus. Wir werden bei der Konklusion sehen, warum. Den nationalen Antisemitismus erläutert er ausweichend. Er mahnt nur die Katholiken, den Vorwurf des Kosmopolitismus nicht leichthin zu gebrauchen; denn auch die Kirche sei kosmopolitisch, sie sei es vor allem. Er konstatiert, was wir ja zur Genüge wissen: dass die Juden noch vor wenigen Jahren überall im Begriffe waren, sich zu assimilieren und dass diese Bewegung gerade durch diejenigen zum Stillstand gebracht wurde, die den Juden vorwerfen, dass sie nicht in der sie umgebenden Bevölkerung aufgehen. Er spöttelt ferner über den ethnographischen Dilettantismus der Antisemiten. Die Juden seien keine zusammenhängende

Rasse u. dergl. Als ob die judenfeindliche Bewegung dadurch irgendwie alteriert würde, dass ihr Schlagwort wissenschaftlich bemängelt werden kann. Das ist Gelehrtennaivität.

Konnten und mussten wir vorhin mit Leroy-Beaulieus eigenen Worten feststellen, dass er kein Freund der Juden ist, so werden wir im dritten Teil seiner Ausführungen finden, dass er den Juden dennoch kein Unrecht tun will. Wir wären ihm dafür dankbar, wenn er nicht irrtümlich als Verteidiger der Juden gälte. Wir brauchen nicht zu untersuchen, wer an diesem Missverständnisse Schuld trägt: er selbst oder andere; vielleicht nur seine zu subtile Stellungnahme. In solchen Meinungskämpfen, wie sie die Judenfrage veranlasst, ist die contradictio in adjecto unbegreiflich und darum unerträglich. Man kann kein judengerechter Antisemit, kein welfischer Waibling sein.

Im dritten Teile, welcher die ökonomische Seite der Frage behandelt, erklärt Leroy-Beaulieu, wie die Juden durch geschichtliche Umstände auf den Handel, auf das Geldgeschäft geworfen wurden; wie das einst ackerbauende und kriegerische Volk entkräftet wurde; wie es dennoch die körperliche Arbeitslust nicht verlor, Beweis die Massenverhältnisse im Osten Europas, das furchtbare Sweating in England und Amerika, wo man den Juden nicht Parasitismus im Zwischenhandel, sondern die Erniedrigung des Standard of life der Arbeiter vorwirft. Wir wissen das alles sehr genau, aber er sagte es den Antisemiten. Diesen geht das freilich zu einem Ohr hinein und zum anderen hinaus. Sie klagen über einen Zustand, es ist ihnen gleichgültig, wie er historisch zu erklären sei. In seinem nationalökonomischen Wesen ist der Antisemitismus eine schutzzöllnerische Bewegung. Sah man das nicht vor kurzem selbst im „judenfreundlichen" Ungarn bei der merkwürdigen, viel zu wenig beachteten Grenzsperre gegen die russische Einwanderung? Herr Leroy-Beaulieu versteht so viel, er versteht so fein; nur seine Zeit versteht er nicht. Er glaubt noch starr an das laissez faire, laissez aller. Das ist vorbei. Ob

man darüber jammere oder juble, es ist vorbei. Man wird irgend einmal wieder dazu kommen, jetzt steht die Welt in einem anderen Zeichen. Herr Leroy-Beaulieu liebt die Juden nicht, und dennoch bekämpft er den Antisemitismus; hier sind wir endlich bei der Erklärung des Widerspruchs. Er ist ein Liberaler, starr doktrinär von der alten Schule, linkes Zentrum.

Seine Prinzipien sind ihm teurer als seine Antipathie. Die Antisemiten sind einheitlicher gesinnt, vielleicht weil sie ihre Prinzipien nach ihrer Antipathie richten.

Und Herr Leroy-Beaulieu zieht aus seinen Prämissen seine Schlüsse. Er ist für Freiheit, gleiches Recht für alle; erstens, weil das sein Prinzip ist; zweitens, weil es in der Judenfrage keinen anderen Ausweg gibt. Welche Lösung schlagen die Antisemiten vor? Ausnahmegesetze oder Austreibung der Juden. Beide hält Leroy-Beaulieu nicht für empfehlenswert. Die Ausnahmegesetze, die er in Russland zu studieren Gelegenheit hatte, bewährten sich nicht. Auch wäre das in einer Autokratie Mögliche schwer in eine Demokratie zu verpflanzen. Gegen die Austreibung aber spräche nach seiner Ansicht namentlich, dass der Judenaustreibung später die Austreibung anderer, endlich der Jesuiten folgen könnte. Hierzu kommt die Schwierigkeit, dass man auch in anderen Ländern die Juden ausweisen möchte. Wohin sollten die alle gehen? „Das Problem scheint mir unlöslich," schreibt er und fügt gleich hinzu:

„Allerdings gäbe es noch ein Verfahren, das zu verschweigen meine Loyalität mir verbietet. Das wäre die Wiederherstellung des Judenstaates." Und er spricht kurz von unserer zionistischen Bewegung. Doch glaubt er nicht, dass die Errichtung des Judenstaates die geeignete Lösung wäre. Das wundert uns weiter nicht nach seinen Voraussetzungen, insbesondere nicht nach der Schwäche seiner Bemerkungen über die nationale Seite der Judenfrage. Er meint auch, dass das Land unserer Väter nicht mehr

Raum genug für uns hätte. Das lasse er unsere Sorge sein. Zunächst würden nicht alle Juden hingehen. Die sich wohlbefinden, würden bleiben, wo sie sind, bis ihre Vermögen zerfallen, sie und ihre Familien in der jetzigen Umgebung resorbiert sind. Es wäre ja nicht einmal im Interesse der antisemitischen Länder, alle Juden zu verlieren. Es würde ein gesunder Abfluss beginnen und dauern, solange der Antisemitismus dauert. An dem Tag, in der Minute, wo die Stimmung eines Landes zugunsten der Juden umschlägt, rührt sich keiner mehr vom Fleck, gewiss kein Gutsituierter. Der Zionismus gibt den Völkern das Mittel an die Hand, sich die Zahl ihrer Juden nach dem Bedürfnis zu regulieren. Das, das ist die Lösung der Judenfrage.

Und was soll mit den jetzigen Bewohnern Palästinas, mit Muselmanen und Christen geschehen? erkundigt sich Herr Leroy-Beaulieu. Was? Die wären nach unserer Ansicht am besten daran, weil sie Arbeit, Verkehr und Kultur in ihr armes verkarstetes Land bekämen. Und was sollte mit den heiligen Stätten geschehen? Wir glauben, dass diese nie mehr in den Besitz irgend einer Macht gelangen werden. Sie sind völkerrechtlich wohl für ewig extra commercium. Was allen gehört, kann und wird niemandem gehören. Wer vermag es sich vorzustellen, dass die verschiedenen christlichen Konfessionen den Besitz der heiligen Orte einer einzigen in Besitz gäben. Die wachsende Differenzierung der christlichen Bekenntnisse hat ja so weit geführt, dass man sich dabei beruhigte, die heiligen Orte in der Hut von Nichtchristen zu wissen. Und angenommen, aber nicht zugegeben, dass es jemals dazu käme, ist es noch mehr denn fraglich, ob man gerade dem offiziell irreligiösen Frankreich die res sacrae der Kulturwelt überliesse.

Das ist nämlich die Idee des Herrn Leroy-Beaulieu, wie er, die Buchöffentlichkeit vergessend, gesteht, „da wir hier unter uns Franzosen sind." Er möchte — partant pour la Syrie — nach der Teilung der Türkei das Land der Juden für Frankreich haben.

Nun, mit der Teilung der Türkei hat es noch seine guten Wege. Seit Herr Leroy-Beaulieu seinen Vortrag hielt, hat die Türkei ganz gediegene Proben ihrer Lebenskraft gegeben. An die Teilung der Türkei denkt gegenwärtig kein ernster Politiker mehr. Freilich braucht die Türkei dringender als je eine finanzielle Hilfe, und diese wird sich nur durch die Juden erhalten können. Es handelt sich nicht darum, dem Sultan eine Provinz zu nehmen sondern nur darum, eine völkerrechtliche gesicherte Heimstätte für diejenigen Juden zu schaffen, die anderswo nicht existieren können.

Wir haben das schon oft gesagt, und wir werden es unermüdlich fortsagen, bis man uns versteht. Wir Zionisten gehen unseren Weg weiter, ungebeugt, unverdrossen, unter Spott und Anfeindungen, über Intrigen und Gemeinheiten hinweg, bis man uns versteht. Aber wenn uns Krämer, Eigensüchtige und niedere Leute missverstehen, die Liebhaber der schönen und grossen Ideen sollten uns ihre Sympathien schenken. Das ist doch nichts Geringes: die Renaissance eines unglücklichen, verlorenen Volkes. Ein Leroy-Beaulieu der Zukunft wird vielleicht unsere Bewegung — ob sie gesiegt haben oder unterlegen sein wird — mit Wohlwollen schildern.

Für den Leroy-Beaulieu von heute aber — er wird diese Zeilen lesen — wollen wir den Duft und die Musik Bérangerscher Verse hierhersetzen; deren er sich vielleicht nicht mehr entsinnt. Er wird sie gedankenvoll geniessen:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée,
Le sage lui dit: Cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou, qui croit au lendemain,
L'épouse: elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Ihre wörtliche Uebersetzung ist:

Wie lange harrt eine Idee
Als dunkle Jungfrau ihres Freiers!
Die Dummen schelten sie verrückt,
Der Weise spricht zu ihr: verbirg Dich!
Da trifft sie fern von allen Leuten
Ein Narr, der noch an Morgen glaubt,
Und freit sie; da sie fruchtbar wird,
Ist es der ganzen Menschheit Glück.



PROTESTRABBINER

PROTESTRABBINER

Das Neueste in der Judenbewegung sind die Protestrabbiner. Max Nordau hat diesen Typus bereits mit einem Worte gebrandmarkt, das bleiben wird: Es sind die Leute, die im sicheren Boot sitzen und den Ertrinkenden, die sich an den Bootrand klammern möchten, mit dem Ruder auf die Köpfe schlagen. So ist schon der gewöhnliche aggressive jüdische Zionsfeind. Nimmt man noch die Anstellung als „Seelsorger" einer grösseren Gemeinde hinzu, so ist der Protestrabbiner fertig. Fünf solche Protestrabbiner haben im „Berliner Tageblatt" und an anderen Orten die nachstehende Erklärung erlassen:

> Der geschäftsführende Vorstand des Rabbinerverbandes in Deutschland: Dr. Maybaum (Berlin), Dr. Horovitz (Frankfurt), Dr. Guttmann (Breslau), Dr. Auerbach (Halberstadt), Dr. Werner (München) veröffentlicht folgende Erklärung: „Durch die Einberufung eines Zionisten-Kongresses und durch die Veröffentlichung seiner Tagesordnung sind so irrige Vorstellungen über den Lehrinhalt des Judentums und über die Bestrebungen seiner Bekenner verbreitet worden, dass der unterzeichnete Vorstand des Rabbinerverbandes in Deutschland es für geboten erachtet, folgende Erklärung abzugeben:
>
> 1. Die Bestrebungen sogenannter Zionisten, in Palästina einen jüdisch-nationalen Staat zu gründen, widersprechen den

messianischen Verheissungen des Judentums, wie sie in der heiligen Schrift und den späteren Religionsquellen enthalten sind.

2. Das Judentum verpflichtet seine Bekenner, dem Vaterlande, dem sie angehören, mit aller Hingebung zu dienen und dessen nationale Interessen mit ganzem Herzen und mit allen Kräften zu fördern.

3. Mit dieser Verpflichtung aber stehen nicht im Widerspruch jene edlen Bestrebungen, welche auf die Kolonisation Palästinas durch jüdische Ackerbauer abzielen, weil sie zur Gründung eines nationalen Staates keinerlei Beziehungen haben.

Religion und Vaterlandsliebe legen uns daher in gleicher Weise die Pflicht auf, alle, denen das Wohl des Judentums am Herzen liegt, zu bitten, dass sie sich von den vorerwähnten zionistischen Bestrebungen und ganz besonders von dem trotz aller Abmahnungen noch immer geplanten Kongress fern halten."

Das ist ein merkwürdiges Dokument. Der erste Eindruck, den wir davon haben, ist, dass es das Ansehen der Juden nicht gerade erhöhen wird. Die ganze Erklärung ist ja, wie jeder Jude auf den ersten Blick sieht, nach aussen hin gewendet. Es ist eine jener verächtlichen und verachteten Beteuerungen, die um die Gunst der Feinde winseln.

Zum Glück sind nicht alle Rabbiner so. Namen, wie die von Mohilewer in Bialystok, Zadok Kahn in Paris, Rülf in Memel, Gaster in London und viele, viele andere können wir nur in aufrichtiger Verehrung nennen. Und wir tun es nicht als Parteileute. Der Zionismus ist keine Partei. Man kann zu ihm von allen Parteien kommen, gleichwie er alle Parteien eines Volks-

lebens umfasst. Der Zionismus ist das jüdische Volk unterwegs. Und darum ist das Verhalten der Protestrabbiner ein ungeheuerliches.

Will einer von der jüdischen Nation, aus der er stammt, sich wegwenden und zu einem anderen Volk übergehen, so mag er es nur tun. Wir Zionisten werden ihn nicht aufhalten. Nur ist er ein Fremder für uns. Seine neuen Volksangelegenheiten kümmern uns nicht näher, aber auch ihn nicht die unserigen. Er hat bei uns nichts dreinzureden, und wenn er klug ist, wird er es auch gar nicht versuchen, denn es kann ihn bei Teutonen, Galliern, Angelsachsen nur verdächtig machen, wenn er sich noch um innere jüdische Sachen sorgt. Will er für seine assimilatorische Lösung der Judenfrage Genossen werben, so ist dazu das beste Mittel, dass er zeige, wie gut man ihn aufnimmt, wie voll man ihn anerkennt, wie wohl er sich befindet.

Aber dem Judentum angehören, das Judentum sozusagen berufsmässig ausüben und es gleichzeitig bekämpfen, das ist etwas, wogegen sich jedes rechtliche Gefühl auflehnen muss.

Sehen wir uns nun Punkt für Punkt die „Erklärung" der fünf Herren an. Sie beruht auf einer fundamentalen Unwahrheit. Die fünf Herren geben an, dass „durch die Einberufung eines Zionistenkongresses so irrige Vorstellungen über den Lehrinhalt des Judentums und über die Bestrebungen seiner Bekenner verbreitet worden" seien. Wo haben die fünf Herren in der „Einberufung" oder in der „Tagesordnung" des Kongresses irgend einen Hinweis auf den „Lehrinhalt des Judentums" gelesen? Davon steht kein Wort, keine auch nur entfernte Andeutung in den Verlautbarungen der Einberufer. Folglich kann an den „so irrigen Vorstellungen über den Lehrinhalt", den diese fünf Herren zu kennen angeben, auch etwas anderes Schuld sein, als die Einberufung des Kongresses. Die fünf Herren müssen übrigens recht herzlich gelacht haben, als sie die „so irrigen Vorstellungen über den

Lehrinhalt usw." zum Vorwand nahmen. Und sie gehen nun zu Punkt 1 über. „Die Bestrebungen sogenannter Zionisten usw." „Sogenannt" ist gut, „sogenannt" ist sogar sehr gut. Es ist Ironie darin. Spätere Kommentatoren werden Punkt 1 der Erklärung den ironischen nennen. Was mögen die fünf Herren wohl für ein Gesicht dazu gemacht haben, als sie die „messianischen Verheissungen des Judentums" in den Mund nahmen? Wir wissen ja schon, wie sie alles in sein Gegenteil drehen und umdeuten. Wenn sie von Zion sprechen, ist alles darunter zu verstehen, nur um Gottes willen nicht Zion.

Es ist uns von einem ebenso wahrhaft frommen wie gelehrten Manne eine gründliche Widerlegung dieses ersten Punktes zur Verfügung gestellt worden. Gerade aus der heiligen Schrift und den späteren Religionsquellen beweist unser Freund die Richtigkeit der zionistischen Bestrebungen. Aber wir versagen es uns, diese Gründe ins Treffen führen zu lassen, weil es sich nicht um eine theologische Diskussion handelt.

Und nun kommen wir zu Punkt 2. Was soll das heissen, wenn „das Judentum seine Bekenner verpflichtet, dem Vaterlande, dem sie angehören, mit aller Hingebung zu dienen" usw.? Das hat doch nur einen denunziatorischen Sinn. Man merkt übrigens, dass die Wiege des Herren Maybaum nicht in Deutschland gestanden ist. Die Protestrabbiner von Frankfurt, Breslau, Halberstadt und München hätten einen des Deutschen mächtigeren Schriftsteller mit der Abfassung der Urkunde betrauen sollen. Ein Deutscher schriebe nie: „das Vaterland, dem ich angehöre", sondern „mein Vaterland", „dein Vaterland", „ihr Vaterland". Man gehört einem Vaterland nicht an, sondern es gehört einem; jedem einzelnen gehört das ganze Vaterland. Wem aber sein Vaterland nicht gehört, der ist übel dran. Er liebt es darum noch immer, weil er eben nicht aufhören kann, es zu lieben. Diese Liebe äussert sich nicht in hohlen Deklamationen, sie schliesst jede Opferbereitschaft ein; aber sie schliesst nicht aus, dass sich die Energischen auf sich

selbst besinnen und nach einer Lösung suchen, durch die Abhilfe geschaffen werden kann. Und es ist durchaus keine Spitzfindigkeit in der Auffassung der Zionisten: dass jeder seinem Vaterland ebensosehr diene, wie der Nation, der er angehört — hier ist das Wort am Platze — wenn er den inneren Frieden der Bürgerschaft durch eine vernünftige und moderne Kolonisationsbewegung herbeizuführen trachtet.

Die fünf Herren verbeugen sich übrigens beim dritten Punkt, welchen man den ausweichenden nennen kann, auch vor den „edlen Bestrebungen", jüdische Ackerbauer in Palästina anzusiedeln. Und das enthält eine leichte aber verständliche Augendienerei gegenüber gewissen wohlhabenden Glaubensgenossen, die für die Kolonisation grosse Opfer bringen wollen. Wir Zionisten halten nun freilich die Bauernansiedlung für törichter als edel, wenn es ohne völkerrechtliche Garantien geschieht. Wir wollen ja unsere armen, schwerbedrückten, verfolgten Brüder nicht nur in der Hast fortschaffen, sondern auch ihre Zukunft sichern. Und dass wir diese Garantien herstellen wollen, das wagt man zu verdächtigen, anzugreifen?

Die fünf Herren schliessen mit der dringenden Aufforderung, man möge sich von dem „trotz aller Abmahnungen noch immer geplanten Kongress" fernhalten. Die Herren mögen abmahnen, so viel sie wollen, der Kongress findet statt, weil er stattfinden muss, weil das zerstreute Volk seiner mit Sehnsucht und Hoffnung harrt. Beispiellos ist die Lage der Juden, und es wäre uns versagt, darüber in Ruhe und vollster Gesetzlichkeit, unter den Augen aller Welt zu beraten? Welcher rechtschaffene Christ wird darin etwas Tadelnswertes finden? Wenn unsere Bestrebungen keine Sympathien erwecken, so werden uns die Mächtigen dieser Erde einfach nicht unterstützen, so werden uns die Völker nicht bei dem Erlösungswerke helfen — und der Jammer wird eben fortdauern. Wessen Lage verschlechtern wir damit? Gibt es einen einzigen Vorwurf, den man uns nicht schon früher

machte? Die Brand- und Hetzreden, die neunundneunzigmal gegen uns geführt wurden, wird man zum hundertsten Male halten. Aber auch das glauben wir nicht. Wir haben deutliche Zeichen dafür, dass unsere Loyalität und Offenheit selbst unseren Gegnern, vor die wir ruhig hintreten, nicht missfällt. Schliesslich spricht doch ein grosses Leiden aus unserer Bewegung, und mit dem Menschlichen findet man immer den Weg zum Herzen der Menschen. Wer wird es uns verübeln, wenn wir, die zumeist nicht unmittelbar betroffen sind, am namenlosen Elend unserer Brüder nicht kalt vorübergehen?

Wo aber waren und sind die Protestrabbiner mit ihren Protesten, wenn unglückliche Juden, unglücklich nur, weil sie Juden sind, beschimpft, beraubt und erschlagen wurden und werden? Jetzt in Algier, und jetzt in Russland, bald in Persien und bald in Galizien, hier und dort und überall Klagerufe. Und die Protestrabbiner murmeln dann höchstens in ihren Verdauungsstunden etwas von einer Mission; von einer Mission, die der krasseste Hochmut wäre, wenn sie überhaupt etwas bedeutete, denn die Kulturvölker würden und müssten sich entschieden verbitten, von uns missionarisiert zu werden. Wenn es eine jüdische Mission gab, so war es das Christentum, und das ist auf die Herren Protestrabbiner nicht mehr angewiesen.

Der Zionismus aber, das sehen wir immer deutlicher, wird zu einer heilsamen Krise des Judentums werden. Die Gegensätze, die entstehen, müssen zu einer Klärung verrotteter Verhältnisse, und endlich zu einer Läuterung des Volkscharakters führen. Alles ist zum Guten! Es ist auch zum Guten, dass manche Rabbiner gegen ihr eigenes Volk eine solche Stellung einnehmen. Und wäre es auch nur, dass eine neue Bezeichnung für diese Herren gewonnen wurde, so ist auch das schon von Wert. Ein Mohilewer, ein Rülf, edle, bewunderswerte Männer, die in ihren treuen Herzen jedes Leid ihrer armen Glaubensgenossen mitlitten, die mitten drin im Volke stehen, wo es am schwersten verfolgt wird

— sie hiessen nicht anders als der erstbeste Hochzeits- oder Leichenredner. Jetzt haben wir die Unterscheidung. Damit sie fürder nicht mit den guten Rabbinern verwechselt werden, wollen wir die Angestellten der Synagoge, die sich gegen die Erlösung ihres Volkes verwehren, die Protestrabbiner nennen.



EROEFFNUNGSREDE
ZUM ERSTEN KONGRESS



EROEFFNUNGSREDE
ZUM
ERSTEN KONGRESS

Geehrte Kongressmitglieder! Als einem der Einberufer dieses Kongresses ist mir die Ehre zugefallen, Sie zu begrüssen. Ich will es mit wenigen Worten tun, denn jeder von uns dient der Sache gut, wenn er mit den kostbaren Minuten des Kongresses spart. In drei Tagen haben wir viel Wichtiges zu besorgen. Wir wollen den Grundstein legen zu dem Haus, das dereinst die jüdische Nation beherbergen wird. Die Sache ist so gross, dass wir nur in den einfachsten Worten von ihr sprechen sollen. Soweit es sich jetzt schon beurteilen lässt, wird in diesen drei Tagen eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Judenfrage geliefert werden. Der gewaltige Stoff gliedert sich unter der Hand unserer Referenten.

Wir werden Berichte hören über die Lage der Juden in den einzelnen Ländern. Sie alle wissen, wenn auch vielleicht nur in einer unbestimmten Weise, dass diese Lage mit wenigen Ausnahmen eine nicht erfreuliche ist. Wir fänden uns wohl kaum zusammen, wenn es anders wäre. Die Gemeinsamkeit unserer Geschicke hat eine lange Unterbrechung erlitten, obwohl die versprengten Teile des jüdischen Volkes allenthalben Aehnliches erdulden mussten. Erst in unserer Zeit ist durch die neuen Wunder des Verkehrs die Möglichkeit einer Verständigung und

Verbindung der Getrennten gegeben. Und in dieser Zeit, die sonst so hoch ist, sehen, fühlen wir uns überall vom alten Hass umgeben. Antisemitismus ist der Ihnen nur zu wohlbekannte moderne Name der Bewegung. Der erste Eindruck, den die Juden von heute davon hatten, war Ueberraschung, die in Schmerz und Zorn überging. Unsere Gegner wissen vielleicht gar nicht, wie tief im Innersten sie gerade diejenigen unter uns verletzt haben, die sie möglicherweise nicht in erster Linie treffen wollten. Das moderne, gebildete, dem Ghetto entwachsene, des Schacherns entwöhnte Judentum bekam einen Stich mitten ins Herz. Wir können das heute ruhig sagen, ohne uns verdächtig zu machen, dass wir an die Tränendrüsen unserer Gegner appellieren wollen. Wir sind mit uns im Reinen.

Man war in der Welt von jeher schlecht über uns unterrichtet. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches man uns so häufig und grimmig vorwarf, es war in voller Auflösung begriffen, als uns der Antisemitismus anfiel. Dieser hat es wieder gestärkt. Wir sind sozusagen nach Hause gegangen. Der Zionismus ist die Heimkehr zum Judentum noch vor der Rückkehr ins Judenland. Wir heimgekehrten Söhne finden im väterlichen Hause manches, was der Besserung dringend bedarf; wir haben namentlich Brüder auf tiefen Stufen des Elends. Man heisst uns aber in dem alten Hause willkommen, weil es wohl bekannt ist, dass wir nicht den vermessenen Gedanken hegen, an Ehrwürdigem zu rütteln. Das wird sich bei der Entwickelung des zionistischen Programmes zeigen.

Schon hat der Zionismus etwas Merkwürdiges, ehedem für unmöglich Gehaltenes zuwege gebracht: die enge Verbindung der modernsten Elemente des Judentums mit den konservativsten. Da sich dies ereignet hat, ohne dass von der einen oder der anderen Seite unwürdige Konzessionen gemacht, Opfer des Intellektes gebracht worden wären, so ist dies ein Beweis mehr, wenn es noch eines Beweises bedürfte, für das Volkstum der

Juden. Ein solcher Zusammenschluss ist nur möglich auf der Grundlage der Nation.

Es werden nun auch Debatten stattfinden über eine Organisation, deren Notwendigkeit jeder einsieht. Die Organisation ist der Beweis des Vernünftigen in einer Bewegung. Hier ist aber ein Punkt, der nicht deutlich und energisch genug herausgearbeitet werden kann. Wir Zionisten wünschen zur Lösung der Judenfrage nicht etwa einen internationalen Verein, sondern die internationale Diskussion. Der Unterschied ist für uns von der höchsten Wichtigkeit, wie ich Ihnen nicht erst auseinanderzusetzen brauche. Dieser Unterschied legitimiert auch die Einberufung unseres Kongresses. Es kann sich bei uns nicht um Bündeleien, geheime Interventionen und Schleichwege handeln, sondern nur um eine freimütige Erörterung unter der beständigen und vollständigen Kontrolle der öffentlichen Meinung. Es wird einer der nächsten, schon jetzt in grossen Umrissen wahrnehmbaren Erfolge unserer Bewegung sein, dass wir die Judenfrage in eine Zionsfrage umwandeln werden.

Eine so grosse Volksbewegung muss von vielen Seiten angepackt werden. Der Kongress wird sich daher auch mit den geistigen Mitteln zur Wiederbelebung und Pflege des jüdischen Nationalbewusstseins beschäftigen. Auch auf diesem Punkt haben wir mit Missverständnissen zu kämpfen. Wir denken nicht daran, auch nur eines Fusses Breite von erworbener Kultur aufzugeben, sondern denken an ein weiteres Vertiefen der Kultur, wie es jedes Wissen bedeutet.

Uebrigens liess das geistige Leben der Juden von jeher bekanntlich weniger zu wünschen übrig, als das ihrer körperlichen Betätigung. Dies haben die praktischen Vorläufer des jetzigen Zionismus eingesehen, als sie anfingen, einen jüdischen Ackerbau hervorzurufen. Von diesen Kolonisationsversuchen in Palästina und Argentinien können und werden wir alle nie anders

als mit aufrichtiger Dankbarkeit sprechen. Aber sie waren nur das erste, sie sind nicht das letzte Wort der zionistischen Bewegung. Diese muss grösser sein, wenn sie überhaupt sein soll. Ein Volk kann sich nur selbst helfen; kann es das nicht, so ist ihm eben nicht zu helfen. Wir Zionisten wollen aber das Volk zur Selbsthilfe anregen. Dabei sollen keine verfrühten, ungesunden Hoffnungen erweckt werden. Auch aus diesem Grunde ist eine Oeffentlichkeit der Behandlung, wie sie unser Kongress bezweckt, von hohem Wert. Wer die Sache ruhig bedenkt, wird sich doch sagen müssen, dass der Zionismus auf andere Weise, als durch eine rückhaltlose Auseinandersetzung mit den beteiligten politischen Faktoren sein Ziel nicht erreichen kann. Die Schwierigkeiten der Kolonisationsbefugnis wurden bekanntlich nicht erst durch den Zionismus in seiner gegenwärtigen Gestalt geschaffen. Man muss sich fragen, welches Interesse die Erzähler solcher Märchen denn eigentlich haben. Das Vertrauen der Regierung, mit der man über eine Ansiedlung jüdischer Volksmassen im grossen Massstabe verhandeln will, lässt sich durch eine offene Sprache, durch ein loyales Vorgehen erreichen. Die Vorteile, die ein ganzes Volk als Gegenleistung zu bieten vermag, sind so bedeutend, dass die Unterhandlungen von vorneherein mit genügendem Ernst ausgestattet sind. In welcher rechtlichen Form die Einigung schliesslich stattfinden soll, darüber heute viel zu reden, wäre ein müssiges Beginnen. Nur das Eine ist unverbrüchlich festzuhalten: Die Basis kann nur ein Zustand des Rechtes und nicht der Duldung sein. Mit der Toleranz und dem Schutzjudentum auf Widerruf haben wir nachgerade genug Erfahrungen gemacht.

Unsere Bewegung hat folglich nur dann einen vernünftigen Zug, wenn sie öffentlich-rechtliche Bürgschaften anstrebt. Die bisherige Kolonisation hat das erreicht, was sie nach ihrer Anlage erreichen konnte. Sie hat die vielbestrittene Tauglichkeit der Juden zur Landarbeit erhärtet. Sie hat diesen Beweis, wie es in der Rechtssprache heisst, zum ewigen Gedächtnis erbracht. Aber

die Lösung der Judenfrage ist sie nicht und kann sie in der bisherigen Form nicht sein. Sie hat auch, gestehen wir es uns offen, einen bedeutenden Anklang nicht gefunden. Warum? Weil die Juden rechnen können, es wird sogar behauptet, dass sie es zu gut können. Wenn wir nun annehmen, dass es neun Millionen Juden gibt und dass es der Kolonisation gelänge, jährlich zehntausend Personen in Palästina anzusiedeln, so würde die Lösung der Judenfrage neunhundert Jahre in Anspruch nehmen. Das sieht unpraktisch aus.

Nun wissen Sie aber, dass die Ziffer von zehntausend Ansiedlern jährlich geradezu phantastisch ist, unter den jetzigen Verhältnissen nämlich. Die türkische Regierung würde bei einer solchen Ziffer sofort die alten Einwanderungsverbote auffrischen — und das wäre uns gerade recht. Denn wer da glaubt, dass die Juden sich in das Land der Väter gleichsam einschmuggeln könnten, der täuscht sich oder täuscht andere. Nirgends wird das Auftauchen von Juden so schnell signalisiert wie in der historischen Heimat des Volkes, eben weil es die historische Heimat ist. Und es wäre auch gar nicht in unserem Interesse gelegen, verfrüht dahin zu gehen. Die Einwanderung der Juden bedeutet einen Kräftezufluss von unverhoffter Fülle für das jetzt arme Land, ja für das ganze osmanische Reich. Seine Majestät der Sultan hat übrigens mit seinen jüdischen Untertanen die besten Erfahrungen gemacht, gleichwie auch er ihnen ein gütiger Souverän ist. Es liegen also Bedingungen vor, die bei einer klugen und glücklichen Behandlung der ganzen Sache zum Ziele führen können. Die finanzielle Hilfe, welche die Juden der Türkei bieten können, ist nicht unbeträchtlich und würde zur Beseitigung manches innern Uebels dienen, an dem dieses Land jetzt leidet. Wenn ein Stück Orientfrage mit der Judenfrage zugleich gelöst wird, so ist dies gewiss im Interesse aller Kulturvölker. Die Ansiedlung der Juden wäre wohl auch eine Besserung der Lage der Christen im Orient.

Aber nicht nur von dieser Seite her darf der Zionismus auf die Sympathien der Völker rechnen. Sie wissen, dass der Judenstreit in manchen Ländern zur Kalamität für die Regierung geworden ist. Ergreift man für die Juden Partei, so hat man die aufgewühlten Massen gegen sich. Ergreift man gegen die Juden Partei, so hat dies beim eigentümlichen Einfluss der Juden auf den Weltverkehr oft schwere wirtschaftliche Folgen. Es gibt dafür Beispiele in Russland. Verhält sich endlich die Regierung neutral, so sehen sich die Juden ohne Schutz in der bestehenden Ordnung und flüchten in den Umsturz. Der Zionismus, die Selbsthilfe der Juden, eröffnet nun den Ausweg aus diesen mannigfachen und sonderbaren Schwierigkeiten. Der Zionismus ist einfach der Friedensstifter. Es geht ihm freilich dabei wie Friedensstiftern gewöhnlich: er muss sich am meisten herumschlagen. Nur wenn unter den mehr oder minder ehrlichen Argumenten gegen unsere Bewegung auch das vorkommt, dass man uns des Mangels an Patriotismus zeihen werde, so richtet sich dieser verdächtige Einwurf von selbst. Von einem vollständigen Auszug der Juden kann wohl nirgends die Rede sein. Die sich asssimilieren können oder wollen, bleiben zurück und werden resorbiert. Wenn nach einem gehörigen Abkommen mit den beteiligten politischen Faktoren die Judenwanderung in aller Ordnung beginnt, so wird sie für jedes Land doch nur so lange dauern, als dieses Juden abgeben will. Wie der Abfluss zum Stillstand kommen soll? Einfach durch das allmähliche Abschwellen und endliche Aufhören des Antisemitismus. So verstehen, so erwarten wir die Lösung der Judenfrage.

Das alles haben meine Freunde und ich oft gesagt. Wir wollen uns die Mühe nicht verdriessen lassen, es immer und immer wieder zu sagen, bis man uns versteht. Bei dieser feierlichen Gelegenheit, wo sich Juden aus so vielen Ländern zusammengefunden haben, auf einen Ruf, auf den alten Ruf der Nation, heute sei unser Bekenntnis feierlich wiederholt. Muss uns nicht eine Ahnung grossen Geschehens überfliegen, wenn wir denken, dass

in diesem Augenblicke die Hoffnungen und Erwartungen von vielen Hunderttausenden unseres Volkes auf unserer Versammlung ruhen? Nach fernen Ländern, ja über das Weltmeer wird in der nächsten Stunde die Nachricht von unseren Beratungen und Beschlüssen eilen. Darum soll Aufklärung und Beruhigung von diesem Kongress ausgehen. Ueberall soll man erfahren, was der Zionismus, den man für eine Art von chiliastischem Schrecken ausgab, in Wirklichkeit ist: eine gesittete, gesetzliche, menschenfreundliche Bewegung nach dem alten Ziel der Sehnsucht unseres Volkes. Was die einzelnen unter uns schrieben oder sagten, konnte und durfte man achtlos übergehen — nicht mehr das, was der Kongress hervorbringt. Möge darum der Kongress, der fortan der Herr seiner Debatten ist, als ein weiser Herr wirtschaften.

Und endlich wird der Kongress für seine eigene Dauer sorgen, damit wir nicht wieder auseinander laufen, spurlos und ohne Wirkung. In diesem Kongresse schaffen wir dem jüdischen Volk ein Organ, das es bisher nicht hatte, das es aber dringend, zum Leben dringend braucht. Unsere Sache ist zu gross für den Ehrgeiz und die Willkür einzelner Personen. Sie muss ins Unpersönliche hinaufgehoben werden, wenn sie gelingen soll. Und unser Kongress soll ewig leben, nicht nur bis zur Erlösung aus der alten Not, sondern nachher erst recht. Heute sind wir hier auf dem gastlichen Boden dieser freien Stadt — wo werden wir übers Jahr sein?

Aber wo wir auch seien und wie lange unser Werk bis zur Vollendung dauere, unser Kongress sei ernst und hoch, den Unglücklichen zum Wohle, niemandem zu Trutz, allen Juden zur Ehre und würdig seiner Vergangenheit, deren Ruhm wohl schon fern, aber unvergänglich ist!



ERGEBNISSE DES KONGRESSES



ERGEBNISSE DES KONGRESSES

Wenn wir uns bemühen wollen, gerecht zu sein, gebührt unser erster, unser bester Dank den ehrlichen Gegnern, die sich durch den schönen Kongress von Basel von ihren bisherigen Irrtümern abbringen liessen und unumwunden eingestanden, dass sie eines Besseren belehrt sind. Wir dürfen nicht unbescheiden triumphieren, weil der Kongress unsere Vorhersagungen bestätigte. Freuen wir uns still, ohne dünkelhafte Rechthaberei, denn wir stehen erst am Anfange eines ungeheuren Werkes, und wer gestern gegen uns war und sich uns heute ergriffen anschliesst, beweist damit eine edle Fähigkeit, sich zu begeistern, für die wir nicht genug erkenntlich sein können. Willkommen also die Neuen in unseren Reihen.

Schon haben wir die gestrigen Misèren und Anfeindungen vergessen. Der Kongress ist über die Erwartung gelungen, das ist die Hauptsache; daneben schrumpft alles andere zusammen. Auch die jetzt noch grollen und schmähen, werden eines Tages kommen müssen, und wenn vor nichts anderem, so doch endlich vor der Gewalt der Tatsachen sich beugen.

Was ist in Basel geschehen? War das eine Zusammenkunft von Schönrednern und Phantasten? Hat man sich dort an den eigenen Worten und unmöglichen Träumen berauscht? Ist man schliesslich mit leeren Illusionen nach einer Versammlungskomödie auseinandergelaufen? Wir formulieren die Frage absichtlich so, dass

unsere höhnischen Gegner nur zu bejahen brauchen. Mögen sie es tun. Wer in Basel war an diesen drei Tagen erwachender jüdischer Geschichte, wird das Kritteln der Hämischen mit Unmut abweisen. Es ist ja mancher hingekommen, der lachen wollte, und dem das Lachen verging, als die jüdische Nation, die arme, gequälte, aus vielen Wunden blutende, die Totgesagte, Totgeglaubte, die dennoch nicht sterben kann und will, plötzlich vor ihm aufstand, in der ganzen Majestät ihres Leidens und mit dem Glanze der Hoffnung in ihren Augen. Wir sind ein unglückliches Volk, aber ein Volk, ein Volk, das wurde in Basel von den Abgesandten vieler Hunderttausende aus der ganzen Welt bezeugt. Wer noch Lust hat, mag darüber spotten.

Man kann sich als Abkömmling des jüdischen Stammes von unserer Bewegung fernhalten; aber wir glauben nicht, dass sich einer den Beifall oder die Achtung von Nichtjuden erwerben kann, der als Jude die Zionisten mit Kot bewirft. Wer auf diese Art beweisen will, was er für ein echter Marrane ist, dessen schmähliche Liebedienerei ist umsonst.

Der eine Satz, welcher als Grundlage unserer Bewegung bisher formlos anerkannt war — die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für diejenigen Juden, die sich nicht anderswo assimilieren können oder wollen — ist nunmehr vom Kongress feierlich sanktioniert worden. Wir haben diesen Grundsatz als den Ausdruck unseres nationalen Willens dem Urteile der Welt unterbreitet und harren gelassen auf den Spruch, den sie fällen wird. Ist es noch fraglich, wie Menschen, die nicht völlig in Lieblosigkeit erstarrt sind, über einen so bescheidenen, so gerechten Wunsch urteilen werden? Wir haben ohne Gewinsel die Judennot vor aller Welt ausgebreitet und zugleich den Vorschlag gemacht, im allgemeinen Interesse eine Abhilfe aus unserer eigenen Kraft heraus zu schaffen. Sind wir in unserer Narretei sehr verbohrt, wenn wir annehmen, dass eine Sprache von solcher Offenheit die Teilnahme aller anständigen Menschen erregen muss?

Bisher war unsere Bewegung gleichsam im Ghetto geblieben, da hat sie freilich schon genug Missverständnisse und Kämpfe erregt. Nun ist sie ins Freie hinausgekommen und beschäftigt die öffentliche Meinung auf dem ganzen Erdenrund. Viele Hunderte von Zeitungen haben sie ihren Lesern in der eben vergangenen Woche mitgeteilt. Es gibt noch tote Stellen, wo man ratlos schweigt; auch das wird nicht mehr lange dauern. Wenn einmal die Glocken zu läuten anfangen, müssen alle Glocken läuten.

Es ist nun bekannt geworden, was der Zionismus ist und will. „Dass er etwas ist und dass er etwas will" — wie wir vor Monaten in der „vorläufigen Anzeige" sagten, die auf so viel Widerspruch stiess. Die Schilderung der Judenlage, die Fassung des Programmes, die Führung der Organisation und die Darstellung der bisherigen Kolonisationsversuche gewähren jedem, der sehen und hören will, ein deutliches Bild der zionistischen Bewegung. Sagen wir um ein Wort zu viel, wenn wir behaupten, dass es eine gesittete, gesetzliche und menschenfreundliche Bewegung ist? Sie vermag vielen, vielen zu nützen und keineswegs den Juden allein — und wem vermöchte sie zu schaden? Etwa denen, die schon assimiliert oder auf dem besten Weg zur Assimilierung sind? Welche Torheit! Denen erleichtert es geradezu den Uebergang, sie sagen sich einfach von der Stammesgemeinschaft für immer los — „das Beissen ist überflüssig."

Aber, wenn wir als eines der wichtigsten Ergebnisse des Kongresses das hinstellen dürfen, dass man fortab überall genau über das bisher entstellte oder verschwiegene Wesen des Zionismus unterrichtet ist, so dürfen wir darin doch nur ein erstes Ergebnis erblicken. Durch die ganze Anlage unserer Bewegung, die sich am hellen Tag unter aller Augen abspielt, sind wir auf das Wohlwollen, die Mithilfe der öffentlichen Meinung und der beteiligten Regierungen angewiesen. Wenn unser Bestreben, eine grosse und wachsende Schwierigkeit zu beseitigen,

wirklich die Sympathien in dem Masse geweckt hat, wie wir es zu bemerken glauben, so muss man uns entschieden helfen. Das eingesetzte Komitee in Wien hat nebst der Vorbereitung des nächsten Kongresses die Aufgabe, sich der Zustimmung der offiziellen Kreise zu versichern. Es muss sich bald zeigen, ob man unsere gute Absicht versteht und würdigt. Wir können, wir werden nur arbeiten, wenn man uns bereitwillig hilft. Anderenfalls müssten wir uns damit begnügen, der öffentlichen Diskussion eine neue Grundlage gegeben zu haben, und müssten ruhig zuwarten, bis sich das Verständnis überall klärt. Wünschen die Regierungen eine Lösung der Judenfrage, die alle Teile befriedigt, so werden sie Gelegenheit haben, das durch ihr Entgegenkommen zu zeigen. Haben wir uns bisher von Exaltationen freigehalten, so liegt jetzt weniger als je ein Grund vor, die Bahn der Besonnenheit, der gesunden und ruhigen Arbeit zu verlassen. Wer wieder glaubt oder sagt, dass uns das Gelingen des Kongresses zu Torheiten verleiten werde, den werden wir wieder enttäuschen, wie wir auch bisher die Unheilsprophezeihungen unserer Gegner Lügen straften und ihre Ränke zu schanden machten. Der Zionismus hat bisher den Juden nicht geschadet, er wird ihnen auch weiterhin nicht schaden. Im Gegenteil. Gar manche, die den Namen unseres Stammes mit einem Tone der Verachtung auszusprechen gewohnt waren, sind von unserer Bewegung betroffen, vielleicht sogar schon beschämt. Ein wackerer Bürger von Basel, der auf der Galerie den Verhandlungen des Kongresses beigewohnt hatte, drückte das in einer naiven Weise aus. Er sagte beim Fortgehen zu einem unserer Leute, den er wohl auch nur für einen Zuschauer hielt: „So habe ich mir die Juden nicht vorgestellt." Es ist Reue und das Aufkeimen einer besseren Erkenntnis in diesem einfachen Wort. Von bösen Legenden umsponnen, von Anklagen entstellt, ist unser Bild in der Vorstellung der Völker. Hätte unser Kongress nichts anderes zu Wege gebracht, als dass man uns nicht mehr samt und sonders für beutegierige Schwindler hält, dass man dazu angeregt wird, jeden von uns nach seinen Werken zu messen, so wäre damit doch immer-

hin auch schon einiges gewonnen. Und wir haben auf dem Kongress des ferneren bewirkt, dass sich das Judentum aus der knienden Stellung, die es einigen Geldsäcken gegenüber einnahm, aufzurichten begonnen hat.

Von Einzelnen in der Versammlung wurde ja sogar der Versuch gemacht, die Bewegung als eine sozialdemokratische hinzustellen. Das ist sie nicht, und der Vorsitzende durfte unter der Zustimmung der grossen Mehrheit des Kongresses diesen Versuch zurückweisen. Der Zionismus umfasst alle Parteien, und er kann weder eine politische noch eine religiöse Richtung bevorzugen, denn er stellt die Nation vor, die ganze Nation.

Das aber ist das grösste Ergebnis des Kongresses: es hat sich gezeigt, dass der jüdische Nationalgedanke die einigende Kraft besitzt, alle sprachlich, sozial, politisch und religiös Verschiedenen zur einheitlichen Masse zusammenzuballen. Das wurde bisher am heftigsten geleugnet, und gerade das wurde in Basel am glänzendsten erwiesen. Parteigegensätze, die sonst überall, wo sie zusammenkommen, laut aufheulen, verstummten augenblicklich, beim ersten Appell an die Nation. Die Brüder haben sich gefunden.

Es war eine solche Weihe in diesen Tagen, dass es eine Versündigung an der Nation gewesen wäre, gewisse beklagenswerte Vorkommnisse in der bisherigen Kolonisationsarbeit öffentlich zu erörtern. In einem von der besten Absicht eingegebenen Werke ereignen sich Missbräuche, die so ziemlich allen bekannt sind, nur denen nicht, deren Gutmütigkeit am schwersten missbraucht wird. Man hat sich auf dem Kongresse damit begnügt, sie anzudeuten. Es konnte aus höheren Gründen nicht mehr getan werden; mögen die Armen, die ihre Beschwerden kaum zu seufzen wagen, doch die Beruhigung erhalten, dass man ihrer gedenkt und ihnen helfen will.

Das Schmerzenskind der Kolonisation soll fürderhin anders gepflegt werden, das war ein deutlich ausgesprochener Wunsch

des Kongresses. Da sich der Zionsgedanke nun vor aller Welt ausgesprochen hat, kann ohnehin nicht mehr vom Einschmuggeln von Kolonisten die Rede sein. Die sogenannte Infiltration muss zum Stillstand gebracht werden, bis die vom Kongress einstimmig verlangten öffentlich-rechtlichen Garantien geschaffen sind. Das bisher Eingerichtete soll erhalten und gepflegt werden, die bestehenden Kolonien aber nicht mehr von aussen her, sondern aus der in Palästina befindlichen proletarischen Bevölkerung alimentiert werden. Dadurch entfällt für die türkische Regierung jede Veranlassung, die Einwanderung zu erschweren, denn bis auf weiteres soll es keine Einwanderung mehr geben. Erkennt die Regierung Sr. Majestät des Sultans, welche Ressourcen durch das jüdische Volk eröffnet werden können, so wird sie das Ihrige dazu tun. Das muss abgewartet werden. Wir aber werden den unsterblichen Gedanken unseres Volkes mit alter Treue auch fernerhin in unserem Gemüte hegen. Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.


DER BASELER
KONGRESS



DER BASELER KONGRESS

In den drei letzten Tagen des August 1897 hat in Basel ein Kongress stattgefunden, dessen Bedeutung anzuerkennen jetzt schon Freunde und Feinde ziemlich einig sind. Es war der Kongress der Zionisten. Das Wort selbst war vorher in der Oeffentlichkeit soviel wie unbekannt. In Basel stellte sich der Zionismus sozusagen der nichtjüdischen Welt vor, und man erfuhr aus den Verhandlungen, welche Ziele diese Bewegung anstrebt.

Wer ein bisschen am öffentlichen Leben teilgenommen hat, weiss, unter welchen Missverständnissen, Anklagen, Verleumdungen jeder politische Gedanke in die Diskussion gerät. Es kommt wohl daher, dass über allgemeine Gegenstände jeder ein massgebendes Urteil zu haben glaubt, und je weniger einer die letzten Konsequenzen zu überblicken fähig ist, um so rascher und bestimmter pflegt er sich zu äussern. Für den gelassenen Betrachter menschlicher Dinge ist das ein Born immer frischer Heiterkeit. Unternimmt man ein schweres Werk, so muss man sich vor allem die Freiheit der Anschauung für die Gegner bewahren. Dann dienen ihre heissesten, auch ihre bösesten Bemühungen nur dazu, den Schaffenden zu erquicken. Ich kann sagen, dass, seit ich mich um das Los meiner armen Brüder bekümmere und viel Elend kennen gelernt habe, unendlich viel mehr, als ich zu Beginn vermutet hatte, die krampfhaften Anstrengungen der Gegner die einzige Quelle des Vergnügens für mich waren. That was the humour of it.

Sonst ist es eine traurige Sache. Unsere Bewegung ist aus der Not geboren, aus der Not der Juden in der ganzen Welt. Aber bevor ich weitergehe, will ich für die Leser, welche auch noch nicht das erste Wort von der Sache kennen, die Definition des Zionismus geben. Diese Definition war in meinem vor anderthalb Jahren erschienenen Buche „Der Judenstaat" formuliert, und der Baseler Kongress hat sie sanktioniert. „Der Zionismus strebt die Schaffung einer öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte an für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimilieren können oder wollen."

Wenn ich diesen mir schon so geläufigen Satz, den ich oft und oft ausgesprochen, unzähligemal verteidigt habe, wieder überlese und dabei bedenke, zu welchen Kämpfen innerhalb der Judenheit er bereits Anlass gegeben hat und wie er jetzt, wo er aus dem Ghetto hinaustritt, von allen Seiten angepackt, gezaust und manchmal durch die Gosse geschleift wird, so muss ich mich über die Blindheit der Leidenschaften wundern. Vielleicht wird es den unbefangenen Lesern dieser Zeilen ähnlich ergehen. Man sollte doch meinen, dass eine so bescheidene Forderung, die niemandes Rechte gefährdet oder verletzt, so wilde Stürme nicht erregen müsste. Es gibt dafür nur eine zureichende Erklärung: Die Judenfrage passioniert noch heute wie in alten Zeiten die Gemüter, und in diesem Jahre des Heils ist man noch ebensowenig zu ruhiger Rede über die Juden abgeklärt wie in den achtzehn Jahrhunderten, seit unsere besiegten Vorväter in die Kriegsgefangenschaft fortgeschleppt und über den Erdkreis verstreut wurden. Und da wagen es manche Juden zu behaupten, dass es eine Judenfrage überhaupt nicht gebe. Nein, nein, die Judenfrage ist leider wirklich vorhanden, und wer sie am Leib oder an der Seele erfahren hat, der wird den Schmerz nie wieder los. Und in solcher Lage befinden sich die meisten Juden der Welt. Es ist heute so wenig wie je vorher meine Absicht, eine empfindsame Stimmung für die Juden hervorzurufen. Ich konstatiere einfach, dass wir leiden. Max Nordau hat das auf dem Baseler Kongress in Worten

gesagt, deren edlen Schmerz und Wohlklang man nicht übertreffen kann. Er meinte: „Das ist die sittliche Judennot, die bitterer ist als die leibliche, weil sie höher differenzierte, stolzere, feiner fühlende Menschen heimsucht."

Es sei unumwunden eingestanden, dass wir Zionisten das moralische Leiden der Juden für das grössere halten, obwohl wir in manchen Ländern Brüder haben, welche blutig verfolgt, misshandelt, im Erwerb und in der Sicherheit des Besitzes beeinträchtigt werden. Grausamkeiten und Notstände aller Art müssen auch andere Volksminoritäten und Individuen in der ganzen Welt erdulden, da wir noch weit sind von jenem idealen Zustande, wo jeder durch die Gerechtigkeit aller die Erdentage glückselig verbringen wird. Wir verlangen auch nicht, dass es gerade den Juden besser gehen müsse als anderen Menschen. Nur das odiose Privileg möchten wir beseitigen, dass wir eine Ausnahmestellung einnehmen sollen, weil wir als Juden geboren sind. Jedem nach seinen Werken! ist auch unser Spruch, und wir sehen zur Herbeiführung dieses gerechteren Zustandes kein anderes Mittel, als die Herstellung einer rechtlich gesicherten, dauernden Heimstätte für das jüdische Volk.

Aber dies schien ja die Vorfrage: ob es überhaupt noch ein jüdisches Volk gebe. Natürlich leugneten das diejenigen, die ein Volk nur dort sehen, wo eine Masse von Menschen territorial geeint beisammen haust. Dass der besondere Fall der Juden individualisiert werden und dass man vorher zur reinen Definition des Volkstums greifen müsse, das übersahen diese scharfsinnigen Denker. Ich glaube, die Nation ist eine historische Gruppe Menschen von erkennbarer Zusammengehörigkeit, die durch den gemeinsamen Feind zusammengehalten wird. Man werfe einen Blick auf die Geschichte der Nationen und sage, ob eine einzige anders entstanden ist. Akzeptiert man aber diese historische Definition des Volkes, so wird es schwer sein, zu bestreiten, dass auch die Juden eines sind. Sie sind sogar ein

Volk von ganz ausserordentlicher Zähigkeit der Existenz, da sie ihren Staat und den Besitz ihres Territoriums um achtzehn Jahrhunderte unter beispiellosen Qualen überlebt haben.

Diese Behauptungen stellte ich schon im „Judenstaat" auf. Heute brauchen wir ein solches Raisonnement überhaupt nicht mehr, denn an Stelle der logischen Folgerungen und historischen Nachweise ist eine Tatsache von ganz neuer Kraft und Bedeutung getreten: Der Baseler Kongress! Auf dem Baseler Kongress haben die Juden durch konkludente Handlungen und ausdrückliche Erklärungen ihr Volkstum dargetan. Natürlich wird auch das bestritten. Alles wird bestritten, was wir sagen und tun. Es ist vielleicht noch selten vorgekommen, dass Tatsachen, die vor aller Augen liegen, mit solcher Kühnheit geleugnet werden, wie in unserem Falle. Schwarz wird weiss genannt, das Gerade heisst krumm, und Ja ist Nein. Wer das eine Zeitlang durchgemacht hat, der wird völlig abgestumpft gegen den Widerspruch, besonders wenn er es mit Gegnern zu tun hat, die nicht einmal ihren eigenen Behauptungen treu bleiben.

Von nichtjüdischer Seite wird unser Volkstum überhaupt nicht in Abrede gestellt. Mit den weiteren Konsequenzen dieses Volkstums sind freilich nicht alle einverstanden, aber gegen die Tatsachen selbst hat kein unbefangener Mensch etwas einzuwenden.

Juden ist es vorbehalten, sich dagegen aufzulehnen; Juden gibt es, die sich mit aller Gewalt dagegen stemmen. Warum? Es liegt hier ein Missverständnis der Angst vor, und in der Angst gehen die Herren zu weit. Sie sollten sich damit begnügen, zu erklären, — wenn es gerade für den Einzelnen sich als notwendig erweist, eine solche Erklärung abzugeben — dass sie für ihre Person dem jüdischen Volke nicht oder nicht mehr angehören. Ein derartiges Bekenntnis wird jeder mit Achtung anhören, wenn im übrigen der Charakter des Bekenners Achtung verdient; wenn er nicht verdächtig ist, aus niedrigen Beweggründen so sprechen.

Aber das ganze Volk aus der Welt hinauszuleugnen, weil man ihm nicht angehören will, das ist ein Uebermass der Vorsicht und zugleich eine Unbescheidenheit in der Beweisführung. Herr X. oder Madame Y. sind keine Juden — vortrefflich! (In einzelnen Fällen sogar sehr vortrefflich für uns.) Aber darum kann es doch noch ein Volk der Juden geben.

Und was die jüdischen Gegner der jüdischen Nation sonst noch für kuriose Sprünge machen! Ich muß dabei zuweilen an eine Anekdote aus dem Ghetto denken, eine jener Anekdoten, die Heinrich Heine so ergötzlich fand. Zwei Juden kommen vor den Richter. Der Kläger fordert Entschädigung für einen ausgeliehenen Topf, den ihm der Geklagte zerbrochen wiederbrachte. Der Geklagte wendet dagegen dreierlei ein: „Erstens hat er mir überhaupt keinen Topf geliehen. Zweitens war der Topf schon gebrochen, als er mir ihn gab. Drittens habe ich ihn ganz zurückgestellt." Der Vergleich ist burlesk, die Sache selbst ist es in noch weit höherem Grade. Es wirkt komisch, wenn einzelne Juden sagen: „Erstens bilden die Juden keine Gemeinschaft. Zweitens hat das Judentum eine Mission in der Welt zu erfüllen. Drittens sind wir nur Patrioten, die an nichts als an ihr besonderes Vaterland denken."

Eins. Die Juden bilden keine Gemeinschaft? Ja, dann ist auch der Leugner nicht befähigt, eine andere als seine individuelle Auffassung zu sagen, die so viel oder so wenig Autorität für die Uebrigen hat wie dieser einzelne Sprecher.

Zwei. Das Judentum hat eine Mission. Also gibt es doch eine Gemeinschaft? Denn das Judentum, dessen Diaspora als notwendig erklärt wird, kann doch nur in den menschlichen Trägern bestehen. Der ideelle Gehalt des Judentums ist ja unabhängig von diesen Trägern und gehört längst in sittlichen Gedanken und unvergänglichen Schriften der Kulturmenschheit. Demnach fühlten die Juden den Beruf in sich, die ganze Welt zu hof-

meistern? Das ist nicht wahr. Wenn dem so wäre, schlösse es die lächerlichste und zugleich widerwärtigste Ueberhebung in sich. Diesen Dünkel mögen einzelne Leute haben, die Gemeinschaft der Juden hat ihn gewiss nicht. Wir wollen nur in Reih' und Glied mit den anderen Völkern an der Herbeiführung glücklicherer Zeiten für alle Menschen arbeiten. Dieser Traum ist gross genug.

Drei. Der patriotische Einwand. Wir Zionisten haben das Gefühl, unserem Vaterlande gut zu dienen, wenn wir zu einer geordneten Ableitung überschüssiger, die Unzufriedenheit erregender und selbst tief unglücklicher Menschen verhelfen. In manchem Lande bedeutet das nicht mehr und nicht weniger als die Herstellung des Friedens unter den Bürgern. Ist das etwa ein unpatriotisches Werk? Und wer sind die mitunter recht ungestümen Vertreter dieser Einwendung? Der Hauptverfechter des Patriotismus für England ist der Chiefrabbi von London, Herr Adler, ein Deutscher. Ueber preussischen Patriotismus erteilt die Lehren der Rabbiner Dr. Maybaum von Berlin, ein Ungar. Und in letzter Zeit hat sich dem Protest als Belgier auch der Rabbiner von Brüssel angeschlossen, Mr. Bloch, der nach seinem Namen zu urteilen weder ein Flamänder noch ein Wallone ist

Für einzelne Länder hat der Zionismus einen präventiven Wert. Es gibt heute zwei Oasen in der antisemitischen Welt: England und Ungarn. In Ungarn aber hat man bereits die Grenzsperre gegen die Einwanderung der armen galizischen und russischen Juden ernstlich erörtert. Und England wird morgen antisemitisch sein, wenn der Zufluss unglücklicher russischer Juden nach dem Londoner Eastend auftaucht, während sich gleichzeitig die jüdischen Paläste um den Hydepark herum auffallend vermehren. Es ist auch in England und Ungarn Zeit, höchste Zeit, die Notwendigkeit einer Ableitung einzusehen. Nun wären wohl manche, vielleicht alle, die sich in gesicherter Position befinden, mit der von uns vorgeschlagenen Kolonisation der proletarischen Volks-

kräfte einverstanden; nur dürfe von den öffentlich-rechtlichen Garantien nicht gesprochen werden, das könnte Misstrauen gegen den Patriotismus derer erregen, die bleiben wollen. Allons donc! Welcher vernünftige und loyale Mensch wird etwas Arges darin sehen, wenn für eine so grosse Volksbewegung zunächst die völkerrechtlichen Sicherheiten gefordert werden? Dem Zionismus gehorchen heute bereits grosse Volksmassen mit Hingebung, aber nur unter einer Bedingung: dass die Rechtsbasis in unseren Wünschen nicht aufgegeben werde. Ein Verlassen dieses Standpunktes würde die Führer der Bewegung augenblicklich um alle Autorität bringen, und die heute bereits zum Volksbewusstsein gebrachten Massen würden sofort wieder in Atome zerstäuben. Es war in dieser Hinsicht auf dem Baseler Kongresse sehr lehrreich zu sehen, wie gerade die Vertreter der breiten Schichten einer Einschränkung des Grundsatzes der öffentlich-rechtlichen Sicherung mit Heftigkeit widerstrebten. Die Programm-Kommission hatte die Fassung „rechtlich gesicherte Heimstätte" vorgeschlagen. Dagegen wurde stürmisch verlangt, es müsse „völkerrechtlich gesicherte" heissen. Man einigte sich erst auf das vermittelnde Wort „öffentlich-rechtlich". Der Sinn dieses Wortstreites ist, dass der Kongress nicht die Erwerbung von Ländereien, sondern eines Landes für das Volk wünscht und das so deutlich hervorheben will, als es angeht, ohne gewisse legitime und souveräne Empfindlichkeiten zu verletzen.

Ländereien können wir privatrechtlich überall in der Welt in jedem Augenblick erwerben. Um das handelt es sich den Zionisten gar nicht. Das Privatrechtliche ist in unserem Falle überhaupt gleichgültig, es wird später kommen, so wie sich die Bodenspekulanten nach dem Erfolg unserer Bewegung anschliessen werden. Der Blick der Zionisten ist nur auf das öffentliche Recht gerichtet. Da suchen sie die Lösung des alten Uebels. Wenn ich das paradox ausdrücken dürfte, würde ich sagen: Ein Land, das nach öffentlichem Rechte dem Judenvolke gehört, das aber bis zur letzten Parzelle grundbücherlich im Eigentum von Nichtjuden

ist, bedeutet die Lösung der Judenfrage für immer. Hingegen ruft das Anwachsen des privatrechtlichen Grundbesitzes in jüdischen Händen überall den Antisemitismus hervor. Hier ist der Kern der ganzen Frage. Vielfach ist behauptet worden, dass die Richtung des Zionismus, die ich vertrete, nichts anderes sei, als was schon Baron Hirsch und andere versuchten, um die jüdischen Proletarier zu Ackerbauern zu machen. Aber ich glaube, dass es doch etwas Verschiedenes sei. Hirsch und die Liebhaber von Zion gingen von der privatrechtlichen Seite an die Frage heran, während wir, die politischen Zionisten, die Sache nach öffentlichem Recht anpacken wollen.

Darin steckt nun, wenn mich nicht alles täuscht, weder Grössenwahn noch irgend eine gesetzwidrige Absicht. Es ist lediglich der Versuch einer adäquaten Behandlung dieser grossen Sache. Und schon in unserem öffentlichen Vorgehen ist wohl der Beweis erbracht, dass wir nichts gegen Recht und Moral vorhaben. Wir haben in Basel eine Versammlung vor aller Welt abgehalten, und da ist das Volksbewusstsein, der Volkswille in zuweilen erschütternden Ausdrücken zum Vorschein gekommen. Nach Basel zogen Juden aller Länder, aller Zungen, aller Parteien, aller Formen des religiösen Bekenntnisses. Es waren über zweihundert Vertreter des jüdischen Volkes, die meisten waren Delegierte von Hunderten und Tausenden.

Die Herren aus Rumänien brachten allein über fünfzigtausend Unterschriften ihrer Auftraggeber mit. Nie gab es eine buntere Versammlung von Meinungen in einem so engen Raum. In jeder anderen beratenden Körperschaft hätte es aber sicherlich mehr Kampf der Meinungen gegeben als in dieser. Da waren Leute beisammen, die sich in ihren philosophischen und religiösen, in ihren politischen und wirtschaftlichen Anschauungen schroff gegenüberstehen, die das voneinander wissen, die das vor einander nicht verbergen. Kurz, die Parteien, die es in jeder Nation gibt und die das Gedeihen des Volkes nicht hindern, sondern

fördern. Aber in Basel wurden alle Gegensätze zurückgestellt, als hätte eine Verabredung stattgefunden, dass man in den grossen Augenblicken, wo die Nation aufstand, nicht mehr Sozialist, Liberaler oder Konservativer, nicht mehr Freidenker oder Orthodoxer sein solle, sondern nur Jude. Wir alle, die wir nach Basel gingen, um über die Lösung der Judenfrage zu beraten, wir waren überrascht, überwältigt, als sich gleichsam über unseren Köpfen etwas vollzog, das wir in dieser Fülle und Gewalt nicht geahnt hatten: Die Einmütigkeit im Judentum! Wir waren auch zu bewegt, um uns gleich davon genaue Rechenschaft zu geben.

Der Rabbiner von Basel, der nicht Mitglied des Kongresses war, sondern als Zuschauer den Verhandlungen beiwohnte, erbat sich in der letzten Sitzung das Wort, um feierlich zu erklären, dass er ein entschiedener Gegner des Zionismus gewesen und bekehrt worden sei. Und dieser ehrliche Mann, den wir schon achteten, als er unser Gegner war, ist seither ein Apostel unserer Bewegung.

Selbst die kühlen, die fremden und auch die in spöttischer Absicht erschienenen Zuhörer wurden, wie wir später vernahmen, von dem Vorkommnis tief ergriffen. Und was es für uns selber war, was wir dabei empfanden, als die wiedergeborene Nation zum ersten Male die Augen aufschlug? Alte Männer mit weissen Bärten schluchzten bitterlich. In den Augen der Jungen entzündete sich ein grosser Ernst.

Aber ich will nicht von unseren Empfindungen sprechen.

Es hat ein jüdischer Gentleman in der „Times" einige vorlaute Bemerkungen über den Baseler Kongress gemacht. Wäre er in Basel gewesen, er hätte sich vielleicht diese törichten Reden erspart. Er meinte unter anderem, der Kongress wäre keine richtige Nationalversammlung gewesen, weil gewisse wohltätige Körperschaften und Gemeindevorstände nicht vertreten waren. Sie waren nicht da? Parbleu, wir hatten sie nicht eingeladen. Was gehen

uns denn die Gemeindevorstände, Wohltätigkeitsgesellschaften und alle jüdischen Pickwick-Klubs an? Der gute Einsender der „Times" hat unsere Bewegung einfach nicht verstanden. Er weiss nicht, was die Auferstehung der Nation ist. Er hat nicht bemerkt, dass wir ohne alle Galadiners und Spendensammlungen bereits begonnen haben, das Judentum auf neue Grundlagen zu stellen. Es ist hier nicht der Platz, über das jüdische Gemeindeleben und seine Auswüchse zu sprechen. Was es da an Narrheiten, Aufgeblasenheiten und drolligen Missbräuchen gibt, kann nicht Gegenstand unserer heutigen Betrachtungen sein.

Vieles davon erscheint komisch oder hässlich, wenn man es sich nicht mit nachdenklichem Erbarmen aus dem Werdegang dieser Gruppen erklärt. Die Rolle der Reichen in der Gemeinde, die Gefügigkeit mancher Priester, das zwitterhafte Bestreben, die alte Tradition mit einem übertriebenen Nachahmen der Landesgewohnheiten zu vereinigen, die dreiste Bettelhaftigkeit der wirtschaftlich Schwächeren — für das alles hat der Geschichtskundige Erklärungen voller Nachsicht. Aber wenn wir der Gemeinde auch nicht zürnen, so sind wir doch weit entfernt, uns von ihr beeinflussen zu lassen. Der Zionismus stellt eine andere Gemeinde des Judentums auf, eine neue, grössere, eine einzige. Und ein anderes repräsentatives System.

Es gibt auch einen gewissen westeuropäischen Hochmut, welcher die Juden anderer Länder als recht zurückgebliebene Geschöpfe behandelt.

Immer ist der ein Barbar, der nicht verstanden wird. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli. Und so stellt man sich wohl unter dem osteuropäischen Juden eine Art Kaliban vor. Welcher Irrtum! Für mich, ich gestehe es, war das Auftreten der Juden aus Russland das grösste Ereignis des Kongresses. Ich war schon seit einiger Zeit in fesselnder Korrespondenz mit mehreren, hatte auch verschiedene Besuche erhalten, die mich interessierten. Aber ich hütete mich davor, mir nach diesen Kulturmenschen ein Bild

von der Masse zu machen. Nur die Berichte über die körperliche Tüchtigkeit und Arbeitslust der unteren jüdischen Schichten in Russland nahm ich als wahr an und musste sie als wahr annehmen, da sie genügend beglaubigt erschienen und von jedem Augenzeugen bestätigt wurden, der die ärmsten russischen Juden beim Handwerk oder bei der Landarbeit in den „Kolonien" genannten philanthropischen Versuchsstationen gesehen hatte. Die Tüchtigkeit dieser Arbeiter und unskilled labourers ist ja eine der Grundlagen unseres Planes. Ihnen fällt doch die Aufgabe zu, die erste Kulturarbeit im öden Lande zu besorgen. Sie wollen, sie werden die Urbarmacher sein. Aber wir hatten uns nie etwas anderes vorgestellt, als dass sie auf unsere geistige Hilfe und Führung angewiesen seien. Und da tauchte vor uns auf dem Baseler Kongress ein russisches Judentum auf, das wir in solcher Kulturstärke nicht erwartet hatten. Das ist nicht Caliban, sondern Prospero. An die siebzig Mann aus Russland waren auf dem Kongress erschienen, und wir durften mit aller Bestimmtheit sagen, dass sie die Meinungen und Gefühle der fünf Millionen Juden in Russland repräsentieren.

Und welche Beschämung für uns, die wir geglaubt hatten, ihnen überlegen zu sein. Alle diese Professoren, Aerzte, Advokaten, Ingenieure, Fabrikanten und Kaufleute haben ein Bildungsniveau, das gewiss nicht unter dem der Westeuropäer ist. Sie sprechen und schreiben im Durchschnitt zwei oder drei moderne Kultursprachen, und dass jeder in seinem Fache tüchtig sein muss, lässt sich aus der Härte des Daseinskampfes vermuten, den sie in ihrem Lande zu bestehen haben. Sie sind in der Oeffentlichkeit der Kongressverhandlungen mit Absicht nicht sehr hervorgetreten, weil man ja damit rechnen muss, dass die Zwecke und Ziele des Zionismus in der Welt noch nicht genügend bekannt sind. Der Irrtum konnte bestehen oder von Böswilligen hervorgerufen werden, dass in Basel irgend etwas gegen die geltende Ordnung der Dinge beraten werde. Die Russen hatten sich daher aus begreiflichen Gründen eine gewisse Reserve aufzuerlegen, bis das

Terrain in dieser Richtung geebnet wäre, und jeder einzelne Redner, aus welchem Lande er auch immer gekommen war, nahm auf diese Situation Rücksicht. Heute darf wohl schon angenommen werden, dass Regierung und öffentliche Meinung auch in Russland über den Zionismus vollständig aufgeklärt sind. Die russischen Blätter haben den Kongress mit Aufmerksamkeit behandelt.

Aber wenn unsere russischen Zionisten an den öffentlichen Debatten auch nur bescheiden teilnahmen, so lernten wir sie doch in den Privatgesprächen kennen und schätzen. Fasse ich diesen Eindruck, der sehr stark war, in ein Wort zusammen, so ist es: Sie besitzen die innere Einheit, die den meisten europäischen Juden abhanden gekommen ist. Sie fühlen sich als Nationaljuden, aber ohne beschränkten und unduldsamen Nationaldünkel, der freilich bei der jetzigen Lage der Juden auch kaum verständlich wäre. Es plagt sie kein Gedanke, sich zu assimilieren, ihr Wesen ist einfach und ungebrochen. Diese russischen Juden geben mit ihrem ganzen Wesen Antwort auf die Streitfrage, die uns von armseligen Schwätzern so oft entgegengehalten wird: ob das Nationaljudentum nicht die Entfernung von der modernen Kultur zur unvermeidlichen Folge haben müsse? Nein. Diese Leute sind auf dem rechten Weg, ohne viel Raisonnement, vielleicht sogar ohne darin je eine Schwierigkeit bemerkt zu haben. Sie assimilieren sich keiner anderen Nation, aber sie sind bemüht, von allen Völkern alles Gute zu lernen. So bringen sie es fertig, aufrecht und echt zu sein. Und es sind doch Ghettojuden, die einzigen Ghettojuden, die es in unserer Zeit noch gibt. Da haben wir bei ihrem Anblick verstanden, was unseren Vätern in den schwersten Zeiten die Kraft zum Ausharren gab. Eigentümlich lebensvoll trat unsere Geschichte in diesen Gestalten vor uns hin. Ich musste daran denken, wie man mir in der ersten Zeit oft entgegengehalten hatte: Sie werden nur die russischen Juden für die Sache gewinnen. Wenn man mir das heute wieder sagte, würde ich antworten: Das genügt!

Doch es ist keineswegs eine nur osteuropäische Bewegung. Der Zionismus hat seine Anhänger in der ganzen Welt, und wie nach dem biblischen Wort kamen sie von den vier Enden der Erde nach Basel an den Kongress.

Was haben wir nun in dieser Versammlung der Verstreuten ausgerichtet? Kamen wir nur zusammen, um zu weinen, um Reden zu halten und anzuhören? Ich glaube, wir haben in Basel auch etwas getan.

Wenn man künftig unsere Bewegung aus geschichtlicher Ferne betrachten wird, ohne den Zorn und den Spott des Tages, wird man vielleicht die Logik unseres Vorgehens zugeben. Um zur völkerrechtlich gesicherten Heimstätte zu gelangen, mussten wir zunächst unser Volkstum in die Erscheinung treten lassen. Ist das Volk da, so schafft es sich das Stück Erde, das es braucht. Ich glaube, es ist in alten Zeiten nicht anders zugegangen, wenn eine Gruppe von Menschen gezwungen war, sich eine Niederlassung zu suchen. Wir machen das in den Formen der Gegenwart, das ist der ganze Unterschied. Wir passen unsere Bewegung den wirtschaftlichen und Verkehrsformen unserer Tage an. Wir halten uns stets vor Augen, dass, wenn unser Gedanke alt und einfach ist, wir doch in der Ausführung modern sein können und sein müssen. Nicht mehr durch streifende Hirten und vom Sturm verschlagene Fischer wird die Nachricht von unserer Bewegung verbreitet, sondern sie schwirrt im elektrischen Draht über Land und Meer und rauscht durch die hunderttausend Blätter der Weltpresse. Sitzungsberichte, Interviews, Plaudereien und — Karikaturen tragen unseren Gedanken weit hinaus. Und so wird es auch zugehen, sobald wir vom Rat zur Tat weiterschreiten. An dem Tage, wo wir das Land, das wir brauchen, ergreifen, werden wir es jäh mit Kultur bedecken, mit Bahnen, Telegraphen, Telephonen, Fabriken, Maschinen und vor allem mit jenen sozialen Reformen, nach denen heute jeder gesittete Mensch ebenso heiss verlangt wie nach der Schnelligkeit des Verkehres, nach der

Pflege der Künste und Wissenschaften und nach den Bequemlichkeiten des Lebens. Das braucht man eigentlich nur den ganz naiven Leuten zu erklären, es ergibt sich ja aus den Vorbedingungen vernünftig von selbst. Wo Menschen sind, da findet sich alles. Die Menschen in Bewegung zu setzen, ist die Aufgabe. Diese Kraft hat unsere Idee schon jetzt gezeigt und wird sie immer mehr zeigen. Die erworbene Geschwindigkeit muss zunehmen und es kommt hinzu die Attraktionskraft der gesammelten Massen.

Manchmal wünsche ich mich aus der Bewegung hinaus, nicht nur wegen der Miseren, die man mir macht, sondern aus Neugierde, weil ich mir vorstelle, dass unsere Bewegung von aussen einen merkwürdigen Anblick gewähren muss. Den Staatsjuristen, denke ich mir, muss sie ausserordentlich interessieren. Ob sie gelingt oder nicht, ist sie ein moderner Versuch, der Beiträge zur noch nicht genügend erforschten Psychologie der Massen liefert und den auf Recht und Ordnung gerichteten Willen im Werden zeigt. Ist es nicht einer jener Momente, wo man für Arbeit und Sorgen durch heiteres Geniessen der menschlichen Dummheit belohnt wird, wenn unsere Bewegung, die geradezu durchtränkt ist von Sehnsucht nach Gesetzlichkeit, für eine umstürzlerische gehalten wird? Ist nicht eine hohe Komik darin, wenn man uns mit den Sozialdemokraten verwechselt, weil wir nicht blind sind gegen die Forderungen der Gegenwart?

Den Staatsjuristen wird aber insbesondere die Entwicklung interessieren, wie der Zionismus allmählich seine Organe differenziert. Das eigentümliche Bedürfnis dieser Sache hat ein eigentümliches Vorgehen erfordert. Es ist heute noch nicht die Zeit, das alles auseinanderzusetzen. Halbfertige Dinge soll man nicht zeigen. Es gibt schon Missverständnisse genug um uns herum, und Kinder und Narren können nicht begreifen, wie man in dem Hause wohnen soll, von dem sie erst die Grundmauern aus der Erde wachsen sehen.

Viele unserer Tätigkeiten erfolgen natürlich gleichzeitig und wir haben mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen. Den Montcenis-Tunnel bohrt man von beiden Seiten an, und man hat bis zum letzten Augenblick, wo Licht und Licht sich begegnet, die Sorge, ob man hüben und drüben auf dem gleichen Niveau ist. Wir wollen nur unverzagt bleiben. An der Beseitigung mancher Schwierigkeiten muss uns die öffentliche Meinung der ganzen Welt mithelfen. Wir brechen ja der menschlichen Wohlfahrt eine neue Gasse.

Mannigfaltig sind die diplomatischen Schwierigkeiten. Es muss zunächst allgemein erkannt werden, dass wir ein Stück Orientfrage lösen, wenn wir unter Zustimmung der Mächte mit der Regierung Sr. Majestät des Sultans ein Abkommen treffen. Das Erscheinen der europäisch zivilisierten Juden im Orient wäre zweifellos ein Schutz auch für die dort angesiedelten oder dahin ziehenden Christen, gleichwie es eine Besserung aller Zustände im osmanischen Reich bedeuten würde. Wie? wird mancher sagen, soll man ein Regime noch stärken, unter welchem die unvergessenen Grausamkeiten der letzten Jahre sich ereignen konnten? Wer das einwendet, kennt, glaube ich, die Türken nicht. Sie sind von einer natürlichen Indolenz und Gutmütigkeit, die freilich manchmal in schweren Gewalttaten ausartet. Das Land und seine Leute verarmen immer mehr, und was man für Ausbrüche des Fanatismus halten möchte, wäre bei näherem Zusehen vielleicht als wilde Aeusserung des Missmutes über die eigene üble Lage zu erkennen. In Wirklichkeit sind gerade die Muselmanen, wenigstens die jetzigen in der Türkei, sehr duldsam gegen das religiöse Bekenntnis anderer. Ich weiss, dass ich mit diesen Worten gegen manche vorgefasste Meinung in England*) anstosse; aber was ich sage, schöpfe ich aus eigenen Wahrnehmungen, die ich während meiner Orientreise machte und aus vielen vertrauenswürdigen Berichten. Es geht den Türken

*) Dieser Aufsatz erschien zuerst in der „Contemporary Review".

schlecht, und sie machen dafür nach Art der Kinder und naiven Leute alles eher verantwortlich als sich selbst. Wenn man diesen einfachen Menschen zu höherem Wohlergehen verhilft, sie den sittigenden Einflüssen des modernen Lebens aussetzt, ihnen auf friedliche Weise hilft, Reformen in ihrer verwahrlosten Administration einzuführen, so wird man sie künftighin keine solchen Ausschreitungen begehen sehen.

Das Interesse der türkischen Regierung, mit den Juden ein Arrangement zu treffen, scheint demnach zutage zu liegen. Aber welches Interesse hätten andere Regierungen, die Schaffung eines rechtlich garantierten jüdischen Gemeinwesens zu fördern? Das Interesse ist von Land zu Land verschieden, aber in irgend einer Form ist es überall vorhanden. Es ist die notwendige Ableitung eines unglücklichen, verhassten und dadurch immer mehr zur Verzweiflung gebrachten Elements, das unruhig über den Erdkreis auseinandergeworfen ist und überall den extremsten Parteien zufallen muss. Die Regierungen und alle Freunde der bestehenden Ordnung können sich unmöglich der Einsicht verschliessen, dass sie ein aus bitterer Not zu Umsturzgelüsten getriebenes, durch seine Zerstreuung nicht ungefährliches Element zur Ruhe bringen, wenn sie die von uns vorgeschlagene Lösung unterstützen. Das ist wohl der ergreifendste Zug in unserer Volkstragik, dass das hochkonservative Volk der Juden immer den revolutionären Bewegungen zugejagt wird. Dem würde ein Ende bereitet werden. Konsequenzen, deren ganze wohltätige Fülle wir heute nicht einmal zu ahnen vermögen, würden sich daraus für den allgemeinen Zustand der Menschen ergeben.

Es gibt allerdings eine grosse Zahl aktueller politischer Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, die aber mit einigem guten Willen überwunden werden können. Die Frage der heiligen Stätten allein ist schon ernst genug. Römische Meldungen, welche nach dem Baseler Kongress durch die Weltpresse gingen, besagten, dass Se. Heiligkeit der Papst mit dem Gedanken umgehe,

gegen den Zionismus Stellung zu nehmen.*) Der grosse Staatsmann, der jetzt auf Petri Stuhl sitzt, ist vielleicht über das Tatsächliche unserer Bewegung noch nicht genügend unterrichtet. Wann haben Zionisten auch nur entfernt daran gedacht oder davon gesprochen, jemals in den Besitz dieser vom Glauben der ganzen monotheistischen Menschheit geweihten Orte zu gelangen? So wie das römische Recht den Begriff von Sachen, die extra commercium sind, aufstellte, so meinen auch wir, dass diese Stätten für ewige Zeiten die Fähigkeit verloren haben, irgend einer irdischen Macht zu gehören.

Keinesfalls würde jemals der wahnwitzige Versuch gemacht werden, an dem jetzigen, das christliche Gefühl vielleicht auch nicht völlig befriedigenden Zustande etwas zu ändern, wenn nicht die gesamte Christenheit oder doch deren überwiegende Mehrheit dafür wäre.

Ueberhaupt, und darin möchte ich das Verdienst des Baseler Kongresses suchen, hat die zionistische Bewegung nunmehr den Charakter der vollsten Oeffentlichkeit erhalten. Was wir sagen und tun, steht unter der Kontrolle und Diskussion der öffentlichen Meinung. Wir scheuen das Tageslicht nicht, wir suchen es auf. Haben wir etwas Unrechtes vor, so werden Argusaugen es sehen und tausend Arme es verhindern.

In einem für uns nicht eben freundlichen Artikel einer preussischen Zeitung war vor kurzem der Gedanke ausgeführt, daß Jesus Christus gerade aus dem schwachen Volk der Juden aufstehen musste, weil seine übermenschliche Gestalt jedem anderen Volke, dem sie etwa angehört hätte, zur Macht über die gesamte Menschheit verhelfen musste. Man könnte über diesen eigentümlichen Gedanken Tage und Tage nachsinnen. Aber es würde uns jetzt weit von unserem Gegenstande entführen. Nur

*) Diese Meldung ist seither von vatikanischer Seite offiziös in Abrede gestellt worden.

darf man vielleicht einen anderen Gedanken daran knüpfen: Auch der Besitz der Stätten, wo er einst gewandelt, würde jeder anderen Nation als der jüdischen zu einer so ausserordentlichen Stellung in der christlichen Welt verhelfen, dass man nicht recht einsieht, wie die übrigen Nationen das jemals zugeben sollten.

Wie ist es nun aber, wenn trotz allem und allem, auch nach der vollständigen Aufklärung der öffentlichen Meinung, auch nach der Gewinnung aller Mächte für unseren Plan, auch nach der Zusicherung bedeutender Vorteile an die Türkei, mit der Regierung des Sultans ein Abkommen nicht zu treffen wäre? Dann müssten wir eben auf den Ablauf der schleichenden Krise im Orient warten. Ein Volk kann warten. Es lebt länger als Menschen und Regierungen. Und wie die Dinge im Orient stehen, lässt sich die kommende Stunde der Auflösung mit der Uhr in der Hand berechnen. Glückliche Kriege ändern daran nichts. Die Tapferkeit der Mohamedaner war nicht erst zu beweisen, und Eroberungen lässt man sie nicht mehr machen. Der ganze Verlauf des türkisch-griechischen Krieges war in dieser Hinsicht ungemein lehrreich. Der Khalif kann sich also neue Kulturkräfte nicht mehr durch Waffengewalt dienstbar machen.

Im friedlichen Wettbewerb der Nationen wieder ist die Untüchtigkeit des sonst so braven türkischen Volkes erwiesen. Der Zufluss anderer Volkskräfte ist beim jetzigen Zustande der Unsicherheit wenig wahrscheinlich. Wollten aber selbst fremde Einwanderer unter dem Konsularschutze kommen, so müsste die türkische Regierung dagegen alles aufbieten, denn das Wachstum der Konsulareinflüsse bedeutet ein unaufhaltsames Abbröckeln der inneren Autorität.

Die Juden aber haben, wie die Dinge jetzt stehen, kein Interesse, auch nur einen einzigen Kolonisten hinzuschicken. Die schon dort sind, mögen bleiben, und es gibt im heiligen Lande jüdische Bettler genug, die man durch Arbeitshilfe zu Bauern und Hand-



THEODOR HERZL
MIT VERTRETERN DER KAUKASISCHEN BERGJUDEN
AUF DEM 6. KONGRESSE



werkern machen kann und muss. Das Wohlwollen der türkischen Regierung ist ihnen sicher, um so sicherer, als wir klar und deutlich erklären, dass wir unter den jetzigen Umständen eine weitere Einwanderung nicht wollen. Der Baseler Kongress hat es ausgesprochen, dass die Erhaltung der bisherigen jüdischen Ackerbaukolonien, die vortreffliche Resultate ergeben haben, zu wünschen ist, dass aber keine neue Ansiedlung mehr hinzukommen soll, bevor die genügenden rechtlichen Garantien geschaffen sind. Wir wollen keine schutzlosen Kolonien stiften, die ohne politischen Gegenwert das Land wertvoller machen und zugleich dem Wechsel der Regierungsabsichten und einem Umschlag in der Gesinnung der jetzt freundlichen Bevölkerung preisgegeben wären.

Will aber die Türkei, so wird ihr geholfen werden. Grosse Fonds sind für den Zweck vorhanden. Die Verwalter dieser Fonds mögen mit mir in manchen Punkten nicht einverstanden sein; es ist ebensowenig ihre wie meine persönliche Sache. Es sind übrigens Männer, die ich achte. Sie werden zur Mitwirkung berufen sein, wenn es zur Ausführung kommt.

Die Möglichkeit ihrer Weigerung ist nicht einmal ernstlich in Betracht zu ziehen; sie sind von erprobter Gutwilligkeit und Menschenfreundlichkeit. Auch müssten sie sich sonst vor jedem zerlumpten Juden fürchten, der ihnen mit verdüsterten Augen entgegen käme. Wie wir die Sache nun gestellt haben, ist sie freilich nicht mehr der Gnade oder Ungnade von Philanthropen überlassen. Das Volk hat die Kraft zur Selbsthilfe in sich, wenn es zum Wollen erwacht ist.

Es lagen dem Baseler Kongress mancherlei Entwürfe für den Nationalfonds und andere finanzielle Organisationen vor. Der Antrag des Heidelberger Universitätsprofessors Schapira auf Bildung eines Nationalfonds wurde angenommen. Subskriptionen wurden auch schon angemeldet. Zunächst will aber das vom

Kongress eingesetzte Bureau die Grundzüge einer öffentlichen Verwaltung und Rechnungslegung ausarbeiten, da ja keiner gesonnen ist, sein bisschen Reputation bei einer geheimen Geldgebarung einzubüssen.

Mit ebensolcher Vorsicht wurden auch die verschiedenen Bank- und Finanzprojekte behandelt, ihre öffentliche Erörterung auf dem ersten Kongress überhaupt nicht zugelassen. Wir wollen aus Gründen der allgemeinen Nützlichkeit den Unternehmungsgeist ermutigen, aber nur solche Privatunternehmungen dem jüdischen Volke gegenüber beglaubigen, von denen wir mit einiger Sicherheit vermuten dürfen, dass sie die Volkssache fördern werden. Wir wissen ja, wie unsere Gegner darauf lauern, dass wir uns auf diesem Punkt eine Blösse geben werden. In der ersten Zeit unserer Bewegung, als man den Gedanken für undurchführbar hielt, schalten sie uns Narren. Je deutlicher die Durchführbarkeit erkannt wird, um so hitziger werden sie uns verdächtigen, dass wir Geschäftsleute seien. Die Männer, die an der Spitze der Bewegung stehen, haben nie ein Geschäft gemacht, sowie sie auch keine Berufspolitiker waren und sind. Gegen solche Verdächtigungen appellieren wir an den Schutz unserer Pairs, der Künstler und Philosophen. Die müssen im Inneren unserer Worte lesen können und die Bürgschaft für unsere Meinung übernehmen.

Vom Schreibtisch unserer Arbeitsstube sind wir aufgestanden, als draussen der Judenlärm zu arg wurde. Wir mussten zu unserem Volke hinausgehen, weil es in der Not ist und sich ohne Führung nicht helfen kann. Aber wenn wir, die das Gestalten unserer Träume und das Nachdenken über den Weltgang mehr als alles andere lieben, wenn wir gezwungen sind, in Versammlungen immer dasselbe, immer dasselbe zu sagen, wenn wir die Wahrheiten, die uns am teuersten sind, in unserem eigenen Munde zu Gemeinplätzen werden fühlen — so steigt in uns die Sehnsucht nach jener stilleren Welt herauf. Nur

haben wir jetzt die Pflicht, weiterzugehen, bis ans Ende. Und wenn es uns gelingt, das Volk dahin zu bringen, wo wir es haben wollen, werden wir die schmutzige Phantasie unserer Gegner noch einmal beschämen. Was sollten wir dort für uns selbst wollen? Dort wird unser Volk über sich verfügen, wie es will und kann. Es wird ohne Zweifel auch dort Spekulanten und politicians geben, gewiss nicht weniger, hoffentlich nicht mehr als anderswo. Und wir selber haben nur den einen Wunsch: Dahin zurückzukehren, woher wir kamen, an den Schreibtisch.



DER EWIGE JUDE



Es war ein Irrthum, von dem man zu genesen beginnt, dass durch den sogenannten Fortschritt der Menschheit die Judenfrage gleichsam von selbst verschwinden werde. Versteht man darunter die Zeit, wo Lamm und Wolf friedlich nebeneinander weiden werden, so ist das im nächsten Vierteljahr nicht zu erwarten. Jeder erscheint sich selbst als Lamm. Der Andere ist immer der Wolf. In der Judenfrage hat sich aber etwas Seltsames gezeigt. Der moderne Verkehr, der die Völker einander so nahe bringt, hat die politische und sociale Lage der Juden verschlimmert, während er ihre ökonomische oder sagen wir lieber finanzielle Macht steigerte. Der Jude ist unsteter und dadurch unglücklicher und verhasster geworden, als er je war. Weiss man, welche Völkerwanderungen die Juden in den letzten zwanzig Jahren durchgemacht haben? Es handelt sich da um eine Bewegung von Massen, gegen die der Ortswechsel vieler Stämme zu Beginn des Mittelalters wahrscheinlich nur ein Kinderspiel war. Aus den fürchterlichen Pferchen im Osten Europas brechen seit zwanzig Jahren ununterbrochen Hunderttausende verzweifelter Menschen auf, um anderwärts

2

FAKSIMILE AUS DEM MANUSKRIPT „DER EWIGE JUDE“.



DER EWIGE JUDE

Das Werk, das meine Freunde, die Zionisten, und ich seit zwei Jahren betreiben, war nicht unfruchtbar, da es gelungen ist, der Diskussion der Judenfrage die jetzige Form zu geben. Die Frage wird als das behandelt, was sie ist: als eine sehr grosse politische. Nach dem Weltkongress, den ich trotz des Widerspruches einiger Millionäre und der ihnen ergebenen jüdischen Pfaffen für Ende August dieses Jahres nach Basel einberufen hatte, begann in der Presse aller Länder die Debatte über den Zionismus. Man wusste früher ausserhalb des Ghettos gar nicht, was der Zionismus sei. Denn das Ghetto existiert noch überall, wie unsichtbar auch seine Mauern seien. Das Ghetto besteht im Misstrauen der Gentiles, im Zusammenhocken der Juden und in der Scheu, die Zusammengehörigkeit einzugestehen. Einer der vielen wunderlichen Widersprüche unseres Volkslebens ist: dass wir weit auseinandergestreut und doch auf allen einzelnen Punkten unbehaglich zusammengepresst sind. Das Ghetto hat seine eigene öffentliche Meinung, die ausserhalb der unsichtbaren Mauern nicht gehört wird, und ist es nicht wieder ein Beweis für die Existenz des Ghettos, wenn das ganze hitzige Geschrei um den Zionismus bisher draussen unbemerkt geblieben war?

Was will der Zionismus? Für ein landloses Volk, das zu zahlreich und — sagen wir es rund heraus — zu mächtig ist, um

ohne Gefahr für sich und die anderen von Land zu Land geworfen zu werden, eine definitive Heimstätte schaffen. Dort wird es weniger unglücklich, aber auch weniger gefährlich sein.

Es war ein Irrtum, von dem man zu genesen beginnt, dass durch den sogenannten Fortschritt der Menschheit die Judenfrage gleichsam von selbst verschwinden werde. Versteht man darunter die Zeit, wo Lamm und Wolf friedlich nebeneinander weiden werden, so ist das im nächsten Vierteljahr nicht zu erwarten. Jeder erscheint sich selbst als Lamm. Der andere ist immer der Wolf. In der Judenfrage hat sich aber etwas Seltsames gezeigt. Der moderne Verkehr, der die Völker einander so nahe bringt, hat die politische und soziale Lage der Juden verschlimmert, während er ihre ökonomische oder sagen wir lieber finanzielle Macht steigerte. Der Jude ist unsteter und dadurch unglücklicher und verhasster geworden, als er je war. Weiss man, welche Völkerwanderungen die Juden in den letzten zwanzig Jahren durchgemacht haben? Es handelt sich da um eine Bewegung von Massen, gegen die der Ortswechsel vieler Stämme zu Beginn des Mittelalters wahrscheinlich nur ein Kinderspiel war. Aus den fürchterlichen Pferchen im Osten Europas brechen seit zwanzig Jahren ununterbrochen Hunderttausende verzweifelter Menschen auf, um anderwärts ein Stück Brot und ein bisschen Freiheit zu suchen. Welcher Mensch, der nicht ein versteinertes Herz in der Brust trägt, wird diese jammervolle Wanderung aus dem Elend in das Elend ohne Erschütterung mitansehen können? Aber diese halbverhungerten und ganz verzweifelten Parias tragen nicht nur ihre eigene Not um den Erdkreis herum, sondern auch die der anderen. So fliehen sie vor dem Hass und erzeugen ihn überall, wo sie erscheinen. Kraft ihrer grösseren Armut reissen sie den bisher Aermsten das Brot vom Munde weg. Die geduldige Liebe zur Scholle, die den Bauer macht, wird ihnen verdorben oder verwehrt. Die notgedrungene Wanderschaft macht sie schon auf den untersten wirtschaftlichen Stufen zu Händlern. Ueberall ringen sie mit einer beispiellosen

Unsicherheit der Existenz — und ringen sich durch. Dieser Jammerzug ist mit seiner Tragik, mit seiner elenden Komik auch ein Eroberungszug. Aber auch nachdem die Einzelnen Wurzel in einem Boden geschlagen haben, ist die Not nicht zu Ende. Die Karrieren, in denen der Staat weise und die Gesellschaft instinktiv nur mit Ehre lohnt, werden in den meisten Ländern ängstlich vor den Juden gehütet. Dadurch sind sie auf den Handel geworfen, insbesondere auf denjenigen, welcher die grösste Beweglichkeit nicht nur verträgt, sondern geradezu erfordert: den Geldhandel. Die Entziehung des Bodens auf den unteren Stufen, die Entziehung der Ehre auf den höheren machen den Juden zu dem, was er ist.

Nun gibt es Leute, die in der „Assimilation" die Lösung der Judenfrage sehen. Aber was ist Assimilation? Doch nicht das mehr oder weniger gelungene Swell, das einer spricht; nicht der Schnitt des Bartes, nicht die Kleider, ja nicht einmal die Gewohnheiten des täglichen Lebens. Assimilation ist die Erwerbung von Boden und Ehre in einem Lande. Die Juden wären überall dazu bereit. Lässt man es zu? Wo man es heute zulässt, wird man es morgen zulassen? Wir Juden der antisemitisch gewordenen Kulturländer wollten uns assimilieren, aber gerade unsere Assimilationsversuche haben den modernen Antisemitismus hervorgerufen, weil es die Erwerbung von Boden und Ehre war. Und so wird, so muss es überall kommen, auch in England. Man wird vermutlich sagen, dass ich den Antisemitismus nach England trage. Ich bin schon an alle Perfidien gewöhnt, und nichts hält mich ab, auch weiter die Wahrheit zu sagen, von der ich überzeugt bin. Nur ein voller Erfolg des Zionismus kann die englischen Juden vor dem Antisemitismus bewahren, weil der Zufluss armer und erobernder Juden abgelenkt würde. Es sind das einfache Dinge: sind wenig Juden da, so wünscht man ihre Assimilation; vermehren sie sich, erkennt man in ihrer Assimilation eine Volksgefahr. England ist gegenwärtig dasjenige Land, welches auf die Juden der ganzen Welt die grösste Anziehung ausübt, weil es so hoch in der

Kultur und so duldsam gegen unser Volk ist. Die Folge davon war schon bisher, dass sich die Zahl der Juden in England — wenn ich gut unterrichtet bin — in den letzten zehn Jahren verdreifacht hat. Ich weiss nicht, wer bei Ihnen wünschen wird, dass es so weitergehe. Ich denke, die bereits ansässigen Juden am wenigsten; nur ist die Sache für sie einigermassen delikat. Auf Grund welchen Prinzips sollen sich die Eingewanderten gegen die Einwanderung ihrer Brüder sträuben? Es ist immerhin misslich, zu sagen: Geh anderswohin verhungern, hier störst du mich in meiner Verdauung, und lass du dich anderswo martern, denn ich will hier mein Behagen erhalten. Es ist wirklich eine rechte Not, und sie schiene ohne Ausweg. Aber der Zionismus will sie beenden, indem er für das landlose Volk den eigenen Boden und die eigene Ehre sucht. Die unsteten Proletarier sollen auf der Scholle fixiert werden, die zu lieben ihnen endlich gestattet ist und nach der sie nie aufgehört haben, sich zu sehnen: in ihrem historischen Vaterlande.

Dort würde ihr Erscheinen eine Ordnung und eine Gesittung herstellen, welche im Orient gegenwärtig nicht ausgiebig genug vorhanden sind.

Dies und nichts anderes beabsichtigt der Zionismus. Es ist erfreulich, dass unsere Bewegung in der öffentlichen Meinung Englands einen solchen Widerhall gefunden hat, wie er in den jüngsten Aeusserungen des Daily Chronicle und der Pall Mall Gazette hervorkommt. Der Vorschlag des Mr. Arnold White, eine europäische Konferenz zur Lösung der Judenfrage einzuberufen, deckt sich mit dem, was ich in meinem Buche „Der Judenstaat" gesagt habe: dass die Frage im Rate der Kulturvölker zu erörtern und zu lösen ist. Wenn zwei angesehene Blätter von so verschiedener politischer Färbung in einer Sache übereinstimmen, so darf darin wohl ein vollständiger Ausdruck der englischen Volksstimmung erblickt werden. Ich weiss nicht, ob Lord Salisbury im Drange seiner Geschäfte bereits Zeit gefunden hat, sich über

diese Sache zu unterrichten, die für Gross- und Grösser-Britannien nicht ohne Interesse sein kann. Aber ob es ein Tory oder ein Whig sein wird, der mit der Judenfrage auch ein Stück der Orientfrage zu lösen unternimmt, er wird das Werk eines Staatsmannes im grossen Stile tun, und er kann sicher sein, dass die Welt, so weit sie zivilisiert ist, seinen Worten und Taten mit Teilnahme, vielleicht mit Bewunderung folgen wird. Von Anfang an war ich der Ansicht, dass eine diplomatische Initiative von England werde kommen müssen, weil England, wenn es — gleichsam in der Luftlinie — nach Indien blickt, Palästina streifen muss, und weil England heute noch eine gewisse „serenity" in der Auffassung der Judenfrage besitzt. Wird die Anregung zur Versammlung des europäischen Areopags nicht aus dem britischen Foreign Office kommen, so könnte möglicherweise der deutsche Kaiser sich dieser Sache annehmen, die er kennt. Tatsächlich interessiert sie alle Staaten, es ist eine internationale im höchsten Sinne, und der Zusammentritt einer solchen Konferenz würde sicherlich den allgemeinen Wünschen entsprechen. Es wäre eine Friedenskonferenz von ungewöhnlicher Art und zur Ehre der Menschheit.

Ob aber die Juden wollen? Diese Frage hat der Baseler Kongress einmütig und begeistert bejaht. Die breiten Schichten unseres Volkes waren dort vertreten durch Schriftsteller, Gelehrte, Advokaten, Aerzte, Techniker, auch Kaufleute und Bankiers.

Dass die ungeheure Mehrheit der Juden in der ganzen Welt mit den Baseler Beschlüssen einverstanden ist, darf heute ruhig behauptet werden. Aus allen Weltteilen, aus jedem europäischen Lande kommen uns fortwährend Berichte zu aus Vereinen und Massenversammlungen, wo 200, 500, 1000 und mehr Personen die Baseler Beschlüsse ihrer Vertreter enthusiastisch gutheissen. Was hat es dagegen zu sagen, wenn sich an einzelnen Orten Rabbiner erheben, die gegen den Zionismus protestieren? Vielfach wird ausserhalb des Judentums die Autorität dieser Herren überschätzt. Zu einer politischen Meinungsäusserung sind sie von ihrer Gemeinde überhaupt nicht bevollmächtigt. Wenn einer

beispielsweise Chiefrabbi wird, weil er sich der Gunst einiger reicher Leute erfreut, so verleiht ihm das noch nicht die mindeste Autorität, denn wir kämen ja auf diese Weise dahin, die Lehre im Tempel von den Geldsäcken bestimmen zu lassen. Unsere geachtetsten, gelehrtesten und wahrhaft frommen Rabbiner sprechen sich im Sinne der Religion für die Heimkehr der Juden aus.

Nun schiene es freilich, dass die Patronanz der Haute Banque für die Sache erforderlich sei. Es ist wahr, diese internationalen Finanziers sind reich genug, das Werk zu fördern; sie sind nicht reich genug, es zu verhindern. Wenn sie alles kaufen können, das Stück Blech, aus dem die Feder eines unabhängigen Schriftstellers gemacht ist, können sie nicht kaufen. Der demoralisierte Teil der Presse mag ihnen bei ihren verdächtigen Unternehmungen zu willen sein, sie werden eine Volksbewegung von so raschem Wachstum nicht mehr ersticken. Sie sollen nur die Achseln zucken und lächeln über die Utopien und Träume. Der Tag ist vielleicht nicht fern, wo sie die Fabel anders ansehen werden. De te fabula narratur! Es könnte sich begeben, dass diese komische Bewegung der Elenden, die von einigen verrückten Leuten geführt wird, im blutigsten Ernst vor ihnen steht. Wie? Da sind ein paar Leute, deren Finanzfäden wie ein Netz alle Länder umspannen. Da sind ein paar Leute, qui font la pluie et le beau temps in den wichtigsten Lebensbedingungen der Völker. Aber jede Erfindung frommt nur ihnen, durch jede Not wächst ihre Macht. Und wofür gebrauchen sie diese Macht? Haben sie sich in den Dienst irgend einer sittlichen Idee gestellt, ja stehen sie auch nur bei ihrem eigenen Volke, dem es so bitterlich schlecht geht?

Das werden wir sehen. Die Frage ist formuliert, und sie spitzt sich zu.

Man kann ohne sie nicht Krieg führen und nicht Frieden schliessen. Sie haben den Kredit der Staaten und die Unterneh-

mungen der Einzelnen in ihren gierigen Händen. Die neue Erfindung muss gedemütigt vor ihren Türen betteln, und mit anmassender Ueberlegenheit urteilen sie über die Bedürfnisse ihrer Mitmenschen ab.

Ist also auch der Zionismus von ihrer Gnade abhängig? Nein, merkwürdigerweise nicht. Ungeachtet ihres Stirnrunzelns, ihres Hohnes, und trotz der Angriffe ihrer Presslakaien schreitet unsere Volksbewegung fort. Von unserem Proletariat mit Jauchzen und Schluchzen begrüsst, hat sie sich schon überall die Intelligenz erobert und beginnt den wirtschaftlichen Mittelstand zu gewinnen. Und was bedeutet das? Sind das leere Deklamationen, Vereinsunterhaltungen oder Versammlungsscherze? Nein, das bedeutet die Organisierung der Juden, die möglicherweise eines Tages zu einem Boykott verwendet werden kann, wie man ihn noch nicht gesehen hat. Die Macht dieser Leute besteht weniger in den Haufen Geldes, die sie besitzen, als in dem Kredit und im Umfang ihrer Geschäfte. Von aussen her war ihnen bisher nicht beizukommen, wie löbliche Versuche in dieser Richtung auch gemacht wurden. Jeder solche Versuch galt bisher als antisemitisch und hatte darum von vorneherein die Antipathie der jüdischen Geschäftswelt gegen sich. Das aber wäre etwas anderes, wenn man den ebenfalls schon bedrängten Mittelstand im Namen der nationalen Idee gegen die Geldmagnaten aufriefe. Mitreissen oder niederreissen!

Vorläufig sind wir noch nicht so weit. Dieser flüchtige Ausblick auf den finanziellen Boykott sollte nur andeuten, dass wir Schwärmer eventuell sehr konkrete Mittel zu verwenden gedenken. Der Baseler Kongress hat bekanntlich auch die Gründung einer jüdischen Bank beschlossen. Das Präsidium liess die sofortige Diskussion der vorliegenden Projekte nicht zu, weil die Autorität des Kongresses nicht für den erstbesten Vorschlag eingesetzt werden durfte. Eine Bank für jüdische Kolonialzwecke mit zwei Millionen Pfd. Sterl. Aktienkapital wird ein hinreichend starkes

Instrument sein für die nächsten finanziellen Aufgaben. Wer den Umfang unserer Bewegung kennt, muss es für wahrscheinlich halten, dass zwei Millionen Shares à ein Pfd. Sterl. in der ganzen Welt rasch gezeichnet sein werden. Man empfindet eigentlich eine gewisse Scheu vor der Berührung dieser Gegenstände, wenn man kein Geschäftsmann ist. Aber wir müssen da hindurch, die Konsequenz des Gedankens erfordert es, und die vollständige Inkompatibilität des Geschäftlichen mit dem Politischen wird die Leiter der Bewegung vielleicht vor allzu kotigen Angriffen bewahren.

Ich will schliessen, wie viele Fragen auch noch auftauchen. Von wem und wie das Land zu erwerben sei und so weiter. Ich habe diese Dinge im Oktoberheft der Contemporary Review ausführlich behandelt und möchte jetzt die Gastfreundschaft dieses Blattes nicht missbrauchen. Die Andeutungen mögen genügen. Die unbefangenen Organe der öffentlichen Meinung werden wohl überall ihren Vorschlag einer europäischen Konferenz für die Judenfrage erörtern. Und wenn diese Konferenz dann einberufen wird, so möge sie ein Werk vollbringen, das der Zivilisation unserer Tage würdig ist. Die territoriale Lösung der Judenfrage bedeutet eine Erleichterung für Europa und die Erlösung für uns.

MAUSCHEL



MAUSCHEL

Mauschel ist Antizionist. Wir kennen ihn schon lange, und es hat uns auch immer der Ekel gehoben, wenn wir ihn ansahen, wenn uns das Leben in seine Nähe oder gar in Berührung mit ihm brachte. Aber zu dem Ekel, den wir vor ihm empfanden, gesellte sich bisher immer Mitleid; wir suchten nach milden, historischen Erklärungen dafür, dass er ein so verkrümmter, verdrückter und schäbiger Geselle sei. Und dann: er ist doch unser Volksgenosse — wenn auch nicht die mindeste Veranlassung vorliegt, uns etwas auf seine Genossenschaft einzubilden. Wir sagten uns, dass wir ihn ertragen müssten, ja dass es unsere hohe Aufgabe sei, ihn zu veredeln, dass wir alle an dieser Aufgabe wachsen würden, und mit einer Art von romantischer Zärtlichkeit oder Schwäche nahmen wir uns seiner an, weil er ein Lump war. Wenn Mauschel eine Gemeinheit beging, trachteten wir sie zu vertuschen. Wenn Mauschel recht niedrig war, erinnerten wir die Welt an die Grossen unseres Volkes. Wenn Mauschel uns alle kompromittierte, schämten wir uns oder schäumten insgeheim — jedoch wir schwiegen.

Da hat Mauschel endlich etwas getan, was Lob verdient, was uns zur Ehre gereicht und wodurch er uns für manches entschädigt, das wir seinetwegen erdulden mussten. Er hat sich von uns losgesagt. Mauschel, das ist ein schöner Zug!

Aber wir sprechen von Mauschel, ohne ihn noch gebührend vorgestellt zu haben. Wer ist denn dieser Mauschel? Ein Typus, meine lieben Freunde, eine Gestalt, die in den Zeiten immer wiederkehrt, der fürchterliche Begleiter des Juden, und vom Juden so unzertrennlich, dass man beide miteinander stets verwechselt hat. Der Jude ist ein Mensch, wie andere, nicht besser, nicht schlechter, höchstens verschüchtert und verbittert durch die Verfolgungen, und von einer grossen Standhaftigkeit im Leiden. Mauschel hingegen ist die Verzerrung des menschlichen Charakters, etwas unsagbar Niedriges und Widerwärtiges. Wo der Jude Schmerz oder Stolz empfindet, hat Mauschel nur elende Angst oder höhnisches Grinsen im Gesicht. In den harten Zeiten richtet sich der Jude auf, Mauschel dagegen verkrümmt sich nur noch schmählicher. Werden die Zeiten besser, so ist es für den Juden eine Mahnung zur Milde, zur Duldung anderer, zum Wirken für die allgemeine Wohlfahrt; Mauschel aber wird frech und hochmütig. Der Jude trägt in seinem vielgequälten Herzen eine unauslöschliche Sehnsucht nach der Erreichung höherer Stufen der Kultur; Mauschel betreibt hinter dem Fortschritt wie hinter der Reaktion nur seine eigenen schmutzigen Geschäfte. Der Jude erträgt die Armut mit Würde und Gottvertrauen, im Reichtum öffnet sich sein Herz weit für die Mühseligen und Beladenen, und er besteuert freiwillig sein Wohlergehen durch grosse Gaben. Mauschel ist in der Armut ein erbärmlicher Schnorrer, im Reichtum ein noch erbärmlicherer Protz. Der Jude liebt die Kunst und gelehrte Uebungen; diese waren oft und lange sein ganzer Trost in der Abgeschlossenheit, die ihm eine feindselige Gesellschaft aufzwang. Von Mauschel werden selbst Kunst und Wissenschaft um des gemeinen Vorteils willen betrieben. So konnte man in unserem Volke zu allen Zeiten sogar Kaufleute und Handwerker von tiefer, schamhaft verschwiegener Bildung sehen — in solchen Gestalten trat der Jude auf. Einmal hiess er Baruch Spinoza, schliff Brillen und betrachtete die Welt sub specie aeterni. Und so konnte und kann man hinwieder Rabbiner, Schriftsteller, Advokaten, Aerzte sehen, die nur verschmitzte Gewinnsucher sind

— in solchen Gestalten tritt Mauschel auf. Der Jude ist fähig, der Regierung seines Landes aus Ueberzeugung starr und ehrlich Widerstand zu leisten, oder sich offen als ihr Anhänger zu bekennen. Mauschel verkriecht sich hinter den staatsfeindlichsten Oppositionen und hetzt diese heimlich, wenn ihm die herrschende Autorität nicht behagt, oder er flüchtet sich unter den Polizeischutz und tut Angeberdienste, wenn ihm vor dem Umsturz bange wird. Darum hat der Jude den Mauschel immer verachtet — und dieser schilt ihn wieder einen Narren. Und diese beiden, die durch eine tiefste Feindschaft ihres Wesens allezeit geschieden waren, wurden stets miteinander verwechselt. Ist das nicht ein schauerliches Missverständnis?

Als wäre in irgend einem dunklen Augenblick unserer Geschichte eine niedrigere Volksmasse in unsere unglückliche Nation hineingeraten und wäre mit ihr vermischt worden, so nehmen sich diese unvereinbaren, unerklärlichen Gegensätze aus. Da wir nun, seit die Völker sich besinnen, immer die Schwächsten der Schwachen waren, hat man als den Vertreter unseres Volkscharakters nicht den Juden, sondern Mauschel genommen. Starke Völker werden nach ihren besten Söhnen beurteilt, schwache nach ihren schlechtesten. Die Deutschen sind ein Volk von Dichtern und Denkern, weil sie Goethe, Schiller, Kant hervorgebracht haben. Die Franzosen sind die Tapferen und Geistreichen, weil sie Bayard und Duguesclin, Montaigne, Voltaire und Rousseau aufstehen liessen. Wir sind ein Volk von Schacherern und Gaunern, weil Mauschel wuchert und Börsenstreiche macht. Mauschel hat immer die Vorwände geliefert, unter denen man uns anfiel. Mauschel ist der Fluch des Juden. Instinktiv hat das der Jude immer gefühlt, und es mag oft vorgekommen sein, dass gute Juden vom Volk und vom Glauben der Väter sich entfernten, weil sie diese Gemeinschaft nicht länger zu ertragen vermochten. So hat Mauschel das Judentum nach Innen und Aussen geschwächt.

Aber es kam die Zeit, unsere Zeit, wo auch die Flucht aus der Religion den Juden nicht mehr von der Solidarität mit Mauschel

befreien kann. Die Rasse! Als ob Jude und Mauschel von derselben Rasse wären. Der Gegenbeweis war freilich schwer zu erbringen, und vor dem Antisemitismus schienen Jude und Mauschel für immer, unauflöslich, rettungslos verbunden. In solchen Zeiten pflegt wohl mancher Mauschel vom Judentum abzufallen, ein Jude sicher nicht. Da trat der Zionismus auf — Jude und Mauschel mussten zu dieser Frage Stellung nehmen. Und jetzt, jetzt zum erstenmale hat Mauschel dem Juden einen moralischen Dienst von unverhoffter Grösse erwiesen. Mauschel sagt sich von der Gemeinschaft los, Mauschel ist Antizionist!

Man möge uns nicht missverstehen. Wir sind nicht so verbohrt und verrückt, wie man uns gerne darstellen möchte. Wir erklären nicht jeden Gegner unserer Ansichten und unserer Bewegung für einen schlechten Kerl. Es gibt sehr hohe, sehr respektable Gründe, aus denen ein Jude an dieser Volksbewegung für seine Person nicht teilnehmen kann oder will; aber darum braucht er sie noch nicht zu verdächtigen und zu bekämpfen. Die Haltung eines Juden, der nicht mit der zionistischen Bewegung gehen will, ergibt sich eigentlich von selbst: er stellt sich abseits. Er ist seiner andersgläubigen Umgebung so vollkommen assimiliert, dass ihn die Geschicke der Juden nichts mehr angehen. Er hat vielleicht nur aus Anständigkeit, aus Stolz das äussere Band nicht zerrissen. Er kümmert sich nicht um die ehemaligen Volksgenossen, so kann er sicher sein, dass auch sie nichts mehr von ihm wissen wollen. Doch je weiter er vom Judentum schon abgekommen ist, um so achtungsvoller wird er die Regungen dieses ihm fremden Volksbewusstseins betrachten müssen. Vielleicht versteht er auch, dass seine Lage durch diese Bewegung nicht schlechter, sondern besser wird. Sie ermöglicht ihm die Lossagung vom alten Volke, den Anschluss an ein anderes, dem er sich verwandter fühlt, ohne beschämende Konzession. Er ist einfach kein Zionist, er ist aber auch kein Antizionist. Er bleibt neutral, kühl, fremd. Und wenn er innerlich ganz im Gleichgewicht ist, wird er als Fremder die menschenfreundlichen Absichten der Zionisten billigen und unter-

stützen, wie es unsere christlichen Freunde tun, die den verschiedensten Völkern angehören.

Mauschel hingegen ist Antizionist, und zwar in lärmender, belästigender Weise. Mauschel höhnt, schimpft, verleumdet und denunziert. Denn Mauschel spürt, dass es ihm jetzt endlich an den Kragen geht. Er hat das sofort, noch bevor der Zionismus alle Batterien demaskierte, auf eine beinahe geniale Weise erraten. Mauschel hat auch eiligst ein tückisches Schlagwort gegen die Zionisten ausgegeben: sie seien jüdische Antisemiten. Wir? Wir, die uns ohne Rücksicht auf unsere erworbene Stellung und unser Vorwärtskommen vor aller Welt als Semiten bekennen, die Pflege unseres alten Volkstums hochhalten, zu unseren armen Brüdern stehen. Aber er hatte blitzschnell heraus, was wir sind. Mauschelfeinde sind wir.

Mauschel hatte sich mit dem Antisemitismus schon so gut wie abgefunden. In den Kulturländern geht es ja den Juden nur an die Ehre. Mauschel zuckt die Achseln: was heisst Ehre? Wozu braucht man die Ehre? Wenn die Geschäfte gehen und man gesund ist, lässt sich das übrige ertragen.

Für den schlimmsten Fall richtet Mauschel seinen Blick ins Weite, aber nicht nach Zion, sondern nach irgend einem Lande, wo er allenfalls bei einer anderen Nation unterschlüpfen könnte. Dort angelangt, spielt er sich nach kurzer Zeit auf den Chauvinisten hinaus, erteilt Unterricht im neuen Patriotismus und verdächtigt alle, die nicht sind, wie er. Dabei begeht er die wunderliche Inkonsequenz, sich von den Juden loszusagen und zugleich in ihrem Namen zu sprechen. So kommt es, dass wir manchmal von ernsten Freunden unserer Sache die Bemerkung hören müssen: „Die Juden selbst wollen ja vom Zionismus nichts wissen.“ Die Juden? Nicht doch. Nur Mauschel nicht! Kein wahrer Jude kann Antizionist sein, nur Mauschel ist es.

Wohlan, er sei es. Das macht uns von ihm frei. Das ist eine der ersten, eine der wohltätigsten Folgen unserer Bewegung. Wir werden erleichtert aufatmen, wenn wir diese Leute, die wir

mit heimlicher Scham als Volksgenossen behandeln mussten, ganz und gar los sind. Sie gehören nicht zu uns — aber wir auch nicht zu ihnen! Sieht man nun schon allmählich, welch eine gesunde Volksbewegung unser Zionismus ist; wie wir dahin gelangen werden, uns von den schmachvollen Elementen zu säubern? Weg mit der faulen Duldung. Wir brauchen über Mauschels Streiche nicht mehr zu erröten, wir brauchen sie nicht zu verschweigen, nicht empfindsam zu verteidigen. Ah, wir sind Narren? Nun, so verrückt sind wir nicht, noch länger für Mauschel die Verantwortung zu tragen. Mehr noch: der Feind soll wie ein Feind behandelt werden. Herunter von der Kanzel, Mauschel, die du als Protestrabbiner missbrauchst! Wir wollen erst wieder in die gereinigten Synagogen gehen, in denen gute Juden als Rabbiner auch für die Armen beten. Hinaus, Mauschel, aus allen Vertretungen des jüdischen Volkes, das du nicht zu kennen behauptest. Und ist es wahr, dass nur die Gedrückten, nicht die Mächtigen am Zionismus hängen, dann soll die versammelte Kraft der Unglücklichen aufgeboten werden. Wir wollen sehen, wie sich die Dinge gestalten, wenn wir den Boykott auf allen Gebieten gegen Mauschel ausgeben.

Wenn wir alle die förmlich von uns absondern, die sich gegen unsere Volksgenossenschaft verwahren, wird man in diesen Ausgeschiedenen eine seltsam gemischte Gesellschaft zu sehen bekommen. Da ist der Finanzier, der soviel Butter auf dem Kopfe hat, dass er sich vor einem ebenso verdächtigen Mauschel, vor dem journalistischen Erpresser, fürchtet und diesen füttert. Da ist der Advokat mit einer Kundschaft, die sich an den Grenzen der Paragraphe aufhält. Da ist der rotgeschminkte Politiker, der jetzt den Sozialismus betreibt, ausnützt und entwertet. Da sind die zweifelhaften Geschäftsleute, die falschen Ehrbaren, die heuchlerischen Frommen, die verlogenen Biedermänner, die findigen Ausbeuter . . .

Mauschel, nimm dich in Acht! Da ist eine Bewegung, von der selbst die Judenfeinde gestehen, dass sie nicht verächtlich ist.

Es soll ein Abfluss unglücklicher, wirtschaftlich und politisch schwer bedrohter Menschen nach einer dauernden Heimstätte, unter rechtlichen Sicherheiten eingeleitet werden. Dagegen sträubst du dich, Mauschel? Das willst du durch Perfidien verhindern, weil du keinen unmittelbaren Vorteil für dich siehst? Was hast denn du jemals für deine „Brüder" getan? Entehrt hast du sie, geschadet hast du ihnen, und wenn sie sich nun selbst helfen wollen, fällst du ihnen in den Arm. Mauschel, nimm dich in Acht! Der Zionismus könnte es halten, wie Tell in der Sage. Wenn sich Tell anschickt, den Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schiessen, hat er noch einen zweiten Pfeil in Bereitschaft. Misslänge der erste Schuss, dann soll der andere der Rache dienen. Freunde, der zweite Pfeil des Zionismus ist für Mauschels Brust bestimmt!



BOERSENELEND



BOERSENELEND

Wenn man die Judenlage und die Judenfrage von einer ganz eigentümlichen Seite kennen lernen will, muss man — die Börse besuchen. Vielleicht über keinen Ort menschlicher Tätigkeit sind so viele Irrtümer und Schauermärchen verbreitet, wie über diesen Knotenpunkt vieler Verkehre. In jeder grossen Stadt gibt es ein prunkhaft ausgestattetes Gebäude, das den Namen Börse führt. Zu bestimmten Stunden des Tages versammeln sich in dem einzigen Riesensaale des Hauses viele Hunderte schreiender und gestikulierender Männer. Es ist ein beständiger Aufruhr, der sich innerhalb offizieller Grenzen bewegt, für jeden des Verkehrs Unkundigen der sonderbarste Anblick. Es ist das aufgeregte Treiben eines Marktes, ohne sichtbare Ware. Und so lässt sich auch die Börse definieren: sie ist der abstrakte Markt.

Man läuft Gefahr, im ersten Augenblicke missverstanden und höhnisch belächelt zu werden, wenn man sagt, dass die Börse eine der feinsten und unentbehrlichsten Einrichtungen des modernen Lebens ist. Denn es gehört zu den Merkwürdigkeiten des Ortes, dass er gleichsam mit einem Dunstkreise von Ehrlosigkeit umgeben ist. Wer daran Schuld trägt, wer die Einrichtung verdirbt, deren Ruf schädigt, böse Legenden entstehen macht und wer die eigentlichen Opfer, nachdem sie ausgesogen sind, auch noch schändet, das wollen wir hier anzudeuten versuchen.

Jeder Gebildete weiss, wie die Börsen entstanden sind, wie die Bedürfnisse des wachsenden Verkehrs dieses Organ allmählich entwickelten, wie aus den regelmässigen Zusammenkünften der Kaufleute zur Besprechung und Findung der Preise die gesatzten Normen und die ungeschriebenen Gebräuche erwuchsen. Die Börse war und ist das Nervenzentrum des Verkehrs. Daher verstehen wir, dass ihr erster grosser Aufschwung auf die Ausdehnung der Seewege folgte und dass sie in diesem Jahrhundert mit dem Eintritt in die Eisenbahnzeit eine bedeutende Fülle und Kraft erlangte. Sie wuchs an Macht und verfeinerte sich zugleich weiter, als die Drähte des Telegraphen und in jüngster Zeit des Telephons die Mauern der Börsengebäude durchlöcherten. Die neuen Formen des Geldhandels, das Aktienwesen mit der Beweglichkeit, die es erforderte und schuf, und vor allem die öffentlichen Finanzoperationen der Staaten machten die Börse immer wichtiger. Wieviel Scharfsinn steckt in der Differenzierung der Geschäfte, die auf diesem abstrakten Markte gemacht werden! Welche Wohltat bedeutet es für das wirtschaftliche Leben jedes einzelnen Volkes und aller Völker zusammen, dass dieses Organ besteht!

Es ist die unübertreffliche Zentralisierung von Angebot und Nachfrage, die rasche Ausgleichung der Weltpreise; es gewährt dem Einzelnen fortwährend die Möglichkeit, über sein bewegliches Vermögen zu verfügen, ohne dass der Wert des Objekts durch den blossen Verkaufswillen wesentlich herabgemindert würde; es befruchtet alle Industrie- und Handelszweige; es ist für das Kreditwesen der Staaten eine Sicherheit und zugleich eine Erleichterung. Aus unserer jetzigen Kultur liesse sich die Börse einfach nicht mehr hinwegdenken.

Wenn wir diese banalen Wahrheiten hierhersetzen, so geschieht es zunächst, um darzutun, dass kein Verächter oder Gegner der Börse spricht. Kann dies ein Vernünftiger überhaupt sein? Es

wäre das ebenso töricht, wie die Verwünschungen des Geldes. Man hört häufig sagen, das Geld verderbe die Menschen. Aber das Umgekehrte ist wahr: die Menschen verderben das Geld durch den Gebrauch, den sie davon machen.

Es ist auch nach dem bisher Gesagten nicht begreifbar, warum die Börse und deren Mitglieder in der bürgerlichen Achtung geringer bewertet sind. Dass dies tatsächlich der Fall ist, wird niemand leugnen. Wenn man es noch bis vor wenigen Jahren leugnen und die volkstümliche Missstimmung gegen die Börse unterschätzen konnte, so ist das doch heute nicht mehr möglich. Die Hetze im reaktionären Teil der öffentlichen Meinung hat sich zu administrativen Schikanen und schliesslich zu repressiven Gesetzen oder Ueberlastung mit Steuern verdichtet.

Warum? Will man ein unentbehrliches Organ der Volkswirtschaft, ein Vehikel des Weltverkehrs zerstören? Wenn die Beschwerden gegen die Börse, soll heissen deren menschliche Träger, berechtigt sind, ist auch die Repression die angemessene? Und wenn die Repression verdient ist, trifft sie auch die Schuldigen. Diese Fragen drängen sich uns jetzt mit einiger Aktualität auf, da durch die neue Börsenbesteuerung eine Anzahl Menschen, die schon bitter mit dem Leben zu kämpfen hatten, schwer betroffen wurden. Wir erzählen nun nichts Neues, wenn wir konstatieren, dass diese Menschen zum weitaus überwiegenden Teile Juden sind. Durch geschichtliche Umstände in den Handel geworfen, sind die Juden natürlich auch auf dem abstrakten Markt sehr stark vertreten. Sicherlich ist viel von der scharfsinnigen Entwicklung des Börsenverkehrs dem zu Abstraktionen hinneigenden jüdischen Geiste zu verdanken, und in dieser Ausgestaltung ist an sich nichts, was den Juden zur Unehre gereichte.

Dieses Blatt ist kein Börsenblatt, aber als ein Judenblatt hat es sich offen deklariert, und an keinem Notstand von Juden gehen wir gleichgültig vorüber, ob es sich um die Misshandlungen unserer

Stammesgenossen in barbarischen Ländern, um die bleichen Mädchen in den galizischen Zündhölzchenfabriken oder um die Proletarier der Wiener Börse handle.

Wir haben vorhin die ökonomischen Segnungen — das Wort kann von Unverständigen belächelt werden — der Börse erwähnt. Wir wissen wohl, dass es da auch die verderblichsten Auswüchse und Missbräuche gibt. Jede Verfeinerung trägt Korruption in sich.

Nachfrage und Angebot werden oft gefälscht, die Preisbildung wird durch Manöver gelegentlich entstellt, der Einzelne wird in Anlage und Realisierung seiner Habe manchmal geschädigt, Industrien und Handelszweige können durch Schwindeleien oder Funktionsstörungen der Börse in Mitleidenschaft gezogen werden, und der Staatskredit selbst ist vor dem Spiel mit falschen Nachrichten nicht sicher. Aber wenn dies auch alles wahr ist, wird doch nur ein Tor die ganze Einrichtung, nur ein Ungerechter alle Teilnehmer der Börse verdammen.

Halten wir uns bei der Albernheit nicht auf, die sich in dem berühmten Worte vom „Giftbaum" ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Wenn Missbräuche vorliegen, dürfen sie nur denen zugeschrieben werden, welche sie wirklich begangen haben und noch begehen. Ist es schwer oder gar unmöglich, dies festzustellen? So muss wenigstens der Kreis der Untersuchung auf diejenigen beschränkt werden, welche die Kraft haben, sie zu begehen. Wenn irgendwo eine Uebeltat geschehen ist, und zwar mit einem Werkzeug, das nur ein starker Mann heben kann, wird man doch vernünftigerweise Kinder und Schwächlinge gar nicht erst verdächtigen. Wer hat also die Kraft, mit der Börse Missbrauch zu treiben? Da steht die Frage! Man spreche nicht von den kleinen Stückchen und Streichen. Minima non curat praetor. Dadurch wird kein nennenswerter Schaden angerichtet. Man darf sogar gelassen die Behauptung wagen, dass auf keinem Markte Treu und Glauben so ernst geübt wird wie an der Börse. Das ist kein Paradoxon. Der ganze Verkehr beruht auf Treu und

Glauben eines hingeworfenen Wortes, einer flüchtigen Einschreibung in ein Taschenbuch. Ja, diese kleinen Leute der Börse, die man so gern in Bausch und Bogen verleumdet, von denen man im verächtlichsten Tone zu reden pflegt, sind in Wahrheit mit geradezu verschwindenden Ausnahmen durch und durch ehrliche Menschen, die ein auch körperlich anstrengendes Gewerbe rechtschaffen betreiben. Hier sei der Brief eines sehr anständigen Mannes von der Börse eingeschaltet:

Wien, 3. November 1897.

„Als ich vorgestern von Ihnen den ehrenden Auftrag erhielt, Ihnen einige Angaben über die Börse zu liefern, nahm ich mir vor, die Feiertagspause abzuwarten, um am ersten Werktage zunächst die Wirkungen der neuen verfünffachten Umsatzsteuer wahrzunehmen. Ich ging nun gestern Früh wie gewöhnlich zur Börse, leider mein Beruf seit 26 Jahren. Es läutete 10 Uhr. Anfangs sah ich Gruppen sich versammeln, ich hoffte, es wären Geschäftslustige. Allein kaum waren einige Minuten verstrichen, musste ich mit Bedauern wahrnehmen, dass es lauter Neugierige waren. Zwar bald waren die Coulissen aufgelöst und die Mitglieder an allen Enden zerstreut, die meisten verkümmert und versorgt, nach dem kleinsten Verdienste lechzend. Auf manchem Gesichte lagerte schlecht verheimlichter Jammer. Alle Gruppen, die einst wie undurchdringliche Knäuel Coulissen bildeten, wo die gangbarsten Effekten geräuschvollst gehandelt wurden, sind gelichtet. Es fehlen die Faiseurs, welche sich ihrer zu bedienen pflegten, die ihrer dringend bedurften, um legale und illegale Mätzchen hinter ihnen zu machen. Mich dünkt, man heisst diese Gruppen deshalb Coulisse. So lange die Regierungen Anleihen zu placieren hatten, sorgten ihre Helfershelfer dafür, dass eine lungenstarke, marktschreierische Coulisse existiere. Jetzt, in dem deficitlosen Intervall, glaubt man ihrer entrathen zu können. Ueberdies wurde jede Unternehmungslust vom Antisemitismus

verscheucht. Endlich wurden in früheren Jahren Verirrungen durch officielle Personen heraufbeschworen und die Börse manchem Freibeuter ausgeliefert. Die wahnwitzigste Phantasie wurde angefacht, bis zum Paroxismus gesteigert, worauf dann eine wohlbestellte kalte Douche folgte, welche den ganzen Organismus zerstörte. Es war das Jahr 1895, in welchem die Börse der Freibeuterei preisgegeben wurde. Von da ab verlor die Börse nicht nur Geld und Ansehen, sondern auch ihre kaufmännischen Rechte. Diese Rechtlosigkeit bildet den Hauptgrund ihres Verfalles. Nicht also eine Ursache rief die gegenwärtige Misère hervor; es waren deren viele, die ich übersichtlich resumieren möchte: Mangel an Regierungsgeschäften, Unternehmungsscheu, Uebertreibungen wie Ueberschätzungen eigener und fremder Kräfte und Autoritätencultus. Zuguterletzt kam nun der antisemitische Schrecken in Form einer fünffachen Umsatzsteuer. Diese Steuer sollte den Reichen treffen und erschlägt den Armen. Alle Banken und Bankiers haben in einer Conferenz, welche bei der Creditanstalt stattgefunden hat, beschlossen, die ganze Steuer in ihrer vollen Wucht auf die Clienten zu überwälzen. Diese Banken werden von der Steuer nicht getroffen, hingegen reduciert sich der geringe Nutzen des kleinen Mannes auf ein Minimum, bei dem er nicht mehr existieren kann. Das Opfer ist der unbemittelte Coulissier; dieser harrt, trotz Unbill der Zeiten, auf seinem Platze aus und sucht schreiend, kreischend im Schweisse seines Angesichtes seinen Tagesbedarf zu erwerben. Um sich vor grösseren Verlusten zu salvieren, muss er oft sogenannte „Fehlschlüsse“ mit kleinem Verluste rasch realisieren, um sogleich ein neues Geschäft zu versuchen, bei welchem es ihm wieder fehlschlagen kann. Bis ein solcher Mann etwas verdient, steigern sich die Spesen ins Unerschwingliche. Bei einem solchen Manne könnten die im Laufe eines ganzen Monats angewachsene Steuer und Arrangementspesen existenzvernichtend wirken.“

Das ist ein lehrreiches Dokument. Was uns daran am meisten frappiert, ist die Gegenüberstellung des unbemittelten Börsenbesuchers und der koalierten Banken. Er wirkt beinahe wie der sattsam bekannte Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital. Gibt es das auch auf der Börse? Da stehen auf der einen Seite die Marktleute der Börse, müde wie Dienstmänner, abgehetzt, heiser vom Schreien, dabei sorgenvoll und in wunderlicher Logik der Tatsachen zu „Fehlschlüssen" gedrängt. Wird man diese Leute für minder würdig der Teilnahme und Achtung halten als die ehrsamen Händler anderer Märkte, weil es dort konkretere Waren gibt? Eine neue Steuer ist über sie gekommen und schlägt sie nieder. Ihr Geschäft besteht in der Häufigkeit der Abschlüsse; die Häufigkeit wird von der Steuer getroffen, folglich ist das Geschäft aus, einfach aus. Das wenigstens ist kein Fehlschluss. Es bleibt nur noch die Frage übrig, was ein solcher Mann morgen tun soll? Das sind ja keine Taglöhner, sondern intelligente Kaufleute. Die meisten haben bessere Zeiten gesehen, und ihre Kinder wollen auch in den schlechten Zeiten etwas essen, ein Stück Brot zum Beispiel.

Freundlicher sieht die Sache auf der anderen Seite aus. Da erblickt man eine gar nicht aus dem Gleichgewichte geratene Gesellschaft. Man setzt sich zusammen, berät, vielleicht nicht einmal lange. Das erlösende Wort ist so bald gefunden: die Steuer wird überwälzt. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? . . . Es ergibt sich daraus des Ferneren, dass die Starken wieder einmal gekräftigt aus dem Abenteuer hervorgehen. Ah, die Ueberwälzung ist eine goldene Erfindung. Die Starken überwälzen jede Last auf die Schwächeren, und je kräftiger einer ist, um so weniger hat er zu tragen. Das Schauspiel ist ja nicht neu. Ueberall siegt das grössere Kapital über das kleinere. Aber während diese Erscheinung auf allen anderen Gebieten zu den heftigsten Zornesausbrüchen und Anklagen führt, ist die arme Börse stumm. Ist etwa hier die Uebermacht und Brutalität der Grossen nicht so empfindlich? Nein, sie ist viel ärger als auf jedem anderen Felde.

Der Kleine ist dem Grossen einfach ans Messer geliefert. Die dickere Brieftasche entscheidet, wie in dem berüchtigten amerikanischen Hazardspiele, in dem der gewinnen muss, der mehr Geld auf den Tisch legen kann. Wie, und doch werden die Kleinen nicht fortwährend von den Grossen erdrosselt? Am Ende steckt Grossmut dahinter, man gibt wohl den armen Teufeln einen Bissen Brot zu verdienen, man lässt sie leben? Na, na! Die Wahrheit ist, dass man sie nicht sterben lässt — wenigstens nicht immer. Man erhält sie — um ein Wort aus dem Volksmunde zu nehmen — an der Krepierhalfter; denn man braucht sie ab und zu, wenn man das lebhafte Marktgeschrei und diesen Tumult benötigt, in welchem die grossen Streiche unbemerkt gelingen. Die „legalen und illegalen Mätzchen", von denen unser Briefschreiber spricht. Aber von alledem erfährt man nichts. Stumm ist die arme Börse — stumm, weil sie arm ist. Silence aux pauvres! Es ist Zeit, dass für diese armen Leute ein Rächer aufstehe.

Denn die Ueberwälzung beschränkt sich nicht auf die gesetzlichen Abgaben. Alles wird auf die Kleinen abgewälzt; auch die Verantwortung für die finanziellen Katastrophen, auch der Hass, den alle diese Vorgänge in der umgebenden Bevölkerung erregen. Daher kommt die Ehrlosigkeit der Börse. Darum gesteht ein solcher kleiner Marktbesucher nur zaghaft, beinahe errötend, dass er ein „Börsianer" sei, als ob das ein unehrliches Gewerbe wäre und nicht eine allgemein nützliche, rechtschaffene Tätigkeit. Der „Bankier" freilich, und gar ein Bankdirektor — Hut ab vor solchen! Und es gibt Lakaien genug, leider auch im Journalismus, die vor diesen Herren die tiefsten Bücklinge machen. Ah, diese Herren empfinden nichts vom schlechten Geschäftsgang, ja nicht einmal vom Antisemitismus, den sie erzeugt haben. Sie finden schon Mittel und Wege, um sich von den Angriffen der judenfresserischen Radaupresse loszukaufen, die dann mit um so edlerem Ungestüm über die armen kleinen Börsianer herfällt. Die Ueberwälzung ist eine vollständige. Und wir haben das empörende

Schauspiel vor uns, wie diese Herren ihr alle Moralbegriffe beleidigendes Vermögen ausbreiten, gleich den Theaterdirnen, die auf schamloser Brust den glitzernden Schmuck ihrer Prostitution tragen.

Wir sind doch keine Kinder, wir wissen doch, dass diese Theaterdame und jener Bankdirektor sich von ihrer Gage nicht so viel „erspart“ haben können. Diese Edelsteine und jene Millionen sind Bekenntnisse der beschämendsten Art. Aus den Ergebnissen lässt sich die Vorgeschichte erraten. Man sieht ordentlich den Bankjüngling, wie er auf Grund von erlauschten und missbrauchten Bureaugeheimnissen heimlich an der Börse „operiert“, bis er genug Geld hat, um selbständig den Gimpelfang zu betreiben und sich entweder eine Klientel zusammenzustellen, der er faule Werte aufschwatzt — oder wie er als Bankdirektor „Führer“ des Marktes wird und mit den Mitteln der Bank Schwindelkurse hervorruft, deren Zusammenbruch das Elend in viele Häuser bringt, Not und Tod. Man sieht endlich den Grossgewordenen, mit Orden behängt, mit Titeln geschmückt, bei den „Staatsgeschäften“ anlangen, sieht ihn Verbindungen eingehen, um sich gegen mögliche Verfolgungen zu decken, sieht käufliche Schreiber in seinem Sold, und wehe dem Unabhängigen, der gegen solche namenlose Korruption die Stimme erhebt. Ein solcher Unabhängiger wird gekränkt, geschmäht, und wenn es geht, auch verdächtigt, und lässt sich schon nicht sagen, dass er seine Hand jemals durch Trinkgelder befleckt habe, so ist es der Neid, der ihn leitet . . .

Indessen röchelt das Börsenelend um Hilfe. Ach ja, man beginnt sich auch wirklich schon damit zu beschäftigen, und es heisst, die Börsenkammer wolle Vorkehrungen treffen, um die Börse zu purifizieren. Pu—ri—fi—zie—ren! Das ist ein guter Gedanke. Wie werden die Herren das machen? Werden sie die notorischen Würger ausschliessen, die wie jene Londoner Strolche im Nebel herankommen und den Ahnungslosen garrotieren?

Werden sie alle diejenigen dauernd disqualifizieren, die als Urheber oder Helfer Attentate auf den Markt verübt haben? Welcher Art soll die Abhilfe sein? Ist nur an die Erschwerung des Zutritts zum Geschäftsverkehre gedacht, so ist zu befürchten, dass die Frage damit nicht gelöst sein werde. Die Proletarier drin im Börsensaale würden sich nur um so viele Köpfe vermindern, als zu den Proletariern draussen vor dem Börsengebäude hinzukämen — vorausgesetzt, dass nicht einige gleich um ein paar Schritte weitergingen, bis ans untere Ende des Schottenringes, um im Donaukanal den Ausweg zu suchen. Man vergesse nicht, dass das Börsenelend damit nicht behoben ist, wenn man etliche Börsenbesucher auf die Gasse hinauswirft. Wohin soll ein solcher Mensch sich in dieser Zeit wenden? Wohin, um Gottes willen?

Das Börsenelend ist ein Teil der allgemeinen Judennot, es ist zugleich betrübend und empörend. Man kennt es nicht in seiner wahren Gestalt. Ein wenig Licht in diese Sache zu bringen, kann nicht schaden, und zwar weder den anständigen Juden der Börse noch auch den anständigen Juden ausserhalb dieses Kreises. Darum sollte und musste das einmal gesagt werden.

Wir haben heute eine Pflicht getan.

DIE
JUEDISCHE KOLONIALBANK



DIE JUEDISCHE KOLONIALBANK

Der Baseler Kongress fasste unter anderen wichtigen Beschlüssen auch einen, dessen Ausführung den ganzen Eifer und die volle Wachsamkeit der Leitung erfordert. Bis zum Zusammentritt des nächsten Kongresses ist eine jüdische Bank für die finanziellen Aufgaben der Bewegung ins Leben zu rufen. Es lagen bereits den Vorbereitern des Kongresses verschiedene finanzielle Entwürfe vor, die das Präsidium jedoch nicht in öffentlicher Sitzung verhandeln lassen wollte, weil diese Sache nicht improvisiert werden durfte. Die Autorität des Kongresses für die Judenheit wird nur zugunsten eines genugsam nach allen Richtungen hin geprüften und verbürgbaren Projektes eingesetzt werden können. In der Tat war es besser, den ersten Kongress nicht in Erörterungen dieser Art eintreten zu lassen. Die Aufgabe des ersten Zionisten-Kongresses war es, den Volkswillen erkennbar zu machen. Das ist geschehen, in einem Umfange geschehen, der die Zweifler zu schanden machte. Jetzt beginnen sie, aus einem anderen Loche zu blasen. „Ganz hübsch", heisst es mit mehr gnädigem Lächeln; „aber die Zionisten sind doch Träumer, Ideologen, überstudierte Leute. Die Sache ist doch mit Reden und Erklärungen nicht zu machen. Das müsste mit anderen Mitteln angefasst werden, wenn es überhaupt möglich sein soll."

Geduld, wir gehen weiter. Es muss natürlich in einer um so besonneneren und rationelleren Weise geschehen, je mehr wir der Phantasterei beschuldigt werden. Es muss zugleich auch die feine

Linie eingehalten werden, auf der weder die Bewegung noch ihre Führer durch die materielle Ausgestaltung kompromittiert werden können. Nachdem es soeben gelungen ist, die Lächerlichkeit zu überwinden, mit welcher der Zionismus in seinen Anfängen von Wohlwollenden ausgestattet werden sollte, handelt es sich darum, die nationale Arbeit nicht verdächtig werden zu lassen. Geht man vernünftig, entschlossen und vor allem offen vor, so wird auch diese Schwierigkeit wie andere zu überkommen sein.

Die Bewegung braucht ein finanzielles Instrument von genügender Tauglichkeit und Reinheit. Die nationale Bewegung muss von der Gnade der Wohltäter emanzipiert und von den milden Stiftungen, wie gross diese auch seien, unabhängig werden. Dabei ist das Prinzip, dass die politische Gebarung mit der geschäftlichen nie und nimmer etwas zu tun hat, ohne Bruch festzuhalten. Solchen Zwecken soll die vom Kongress gewünschte jüdische Kolonialbank dienen. Diese Zeilen sollen nun die Diskussion über den Gegenstand eröffnen.

Eine jüdische Kolonialbank! Zunächst wird sich wohl das Gelächter und Geschrei gegen das Beiwort erheben. Die einen werden sagen, es könne eine konfessionelle Bank nicht geben; das Kapital sei weder christlich noch jüdisch, sondern konfessionslos. Die anderen werden hingegen auf die Präzedenzfälle der konfessionellen Bankgründungen hinweisen, die jämmerlich scheiterten.

Man kennt aus der Geschichte der finanziellen Skandale manches Abenteuer, wo unter einem christlichen Schlagworte Gründungen der bedenklichsten Art unternommen wurden und ein Ende mit Schrecken fanden. Aber diese Beispiele sind vielleicht nicht beweiskräftig. Es handelt sich da in der Regel um antisemitische Versuche, die gerade in der Geschäftswelt von vorneherein die heftigste und begreiflichste Feindschaft antrafen. Wer weiss, ob nicht eine oder die andere dieser Unternehmungen einen gesunden

Kern in sich barg und nur durch die Koalition der Bedrohten niedergestreckt wurde? Jedenfalls hätte ein Institut, das nicht nur nicht antisemitisch wäre, sondern geradezu der Lösung der Judenfrage in günstigem Sinne dienen sollte, die Feindseligkeit der jüdischen Geschäftswelt nicht über das Mass des gewöhnlichen Konkurrenzneides hinaus zu fürchten. Bei solchen Erwägungen brauchen wir uns indessen nicht lange aufzuhalten, weil, wenn wir von einer jüdischen Bank sprechen, überhaupt nichts Konfessionelles, sondern etwas Nationales gemeint ist. Dass aber ein Institut zur Bedienung grösserer Bedürfnisse auf nationaler Grundlage geschaffen werden und bestehen kann, ist doch niemandem unbekannt.

Freilich scheint wieder hier die Frage vorweggenommen, ob denn die Juden eine Nation seien. Den Lesern dieser Zeitung ist die Frage und deren Beantwortung schon geläufig. Heute stehen wir darin auch schon auf dem festen Boden des Baseler Kongresses. Bestände die Nation nur aus den Hunderttausenden, deren Vertreter in Basel versammelt waren, so dürfte man doch schon ohne Selbsttäuschung oder Ueberschwang von der jüdischen Nation sprechen. Und übrigens wird, gleichwie der Kongress die ideale Probe auf die Existenz des jüdischen Volkes bedeutete, das Zustandekommen der Kolonialbank eine der materiellen Proben darauf vorstellen.

Die Entstehung der jüdischen Kolonialgesellschaft mag man sich etwa in der folgenden Weise denken: Eine Gruppe anständiger und in der Geschäftswelt wohlakkreditierter Personen setzt sich mit den Leitern unserer Bewegung in Verbindung. Für die Letzteren wäre es selbstverständlich mit ihren Aufgaben inkompatibel, an der Verwaltung der Gesellschaft in irgend einer besoldeten Stellung oder in welcher Form immer an den Gewinnen teilzunehmen; nur müssten sie die Möglichkeit gesichert haben, zu jeder Zeit die Bankpolitik zu überwachen. Die Subskriptionseinladung werden sie mitunterfertigen, um den Zweck zu mar-

kieren, welchem das Ganze dient. Der Sitz der Gesellschaft wäre London. Ein Aktienkapital von zwei Millionen Pfund Sterling wäre aufzubringen, die Aktie zu 1 Pfund Sterling.

Ist nicht anzunehmen, dass sich für eine Gesellschaft mit Aufgaben der jüdischen Kolonisation Unterzeichner in genügender Menge in der ganzen Welt finden werden? Das möge jeder einzelne von sich aus beurteilen. Es wird gewöhnlich in finanziellen Prospekten den Unterzeichnern von einzelnen Stücken eine besondere Berücksichtigung zugesichert. Daran müsste man sich auch bei Schaffung der jüdischen Kolonialbank halten. So wird dieses Institut auch die finanzielle Selbsthilfe der breiten Schichten bedeuten.

Welche Aufgabe hat also die jüdische Kolonialbank zu erfüllen? Gleichwie wir bisher an Stelle des philantropischen Zionismus den politischen gesetzt haben, so muss an die Stelle des Schenkens und Almosennehmens in der Kolonialbewegung das reine Geschäft treten. Durch die Wohltaten wurden bisher die Geber ein bisschen ärmer — aber die Nehmer auch. Die Schnorrerzucht nahm einen bedeutenden Aufschwung, und der Arbeit fehlte das Beste: Das Gefühl der Verantwortlichkeit. Der Kolonist, der immer nach dem fernen Patron oder Protektor auslugt, gehört nicht zu derjenigen wirtschaftlichen Kategorie von Juden, deren Entstehung für die moralische Hebung unserer Nation von irgend einem Wert sein kann. Der jüdische Bauer und Handwerker soll auf einem anderen Weg zur wirtschaftlichen Freiheit auf dem nationalen Boden geführt werden. Das Land wird durch die Besiedlung mit Menschen wertvoll, dem Ansiedler gebührt folglich mehr als ein Geschenk; es gebührt ihm der Kredit. Es ist nicht schwer zu verstehen, dass der Kredit für Geber und Nehmer nicht nur moralisch, sondern auch materiell mehr wert ist als das Geschenk. Der Kredit hat die Tendenz, zu wachsen; das Geschenk hat die Tendenz, sich zu verringern. Der Mann, der Kredit geniesst, wird unter normalen Bedingungen wirtschaftlich

immer stärker. Der Mann, der Geschenke empfängt, wird unter normalen Bedingungen wirtschaftlich immer schwächer. Dass der Wohltäter nur Undankbare schafft, und andere bittere Weisheiten können wir uns in diesem Augenblick ersparen. Wir öffnen überhaupt nur kurz den Ausblick auf diese Gedankengänge, die uns mit dazu bestimmen, eine geschäftlichere Form der jüdischen Kolonialtätigkeit zu wünschen.

Für die Subskribenten der Kolonialbank hat es nur ein Geschäft zu sein. Sie werden mit sich zu Rate gehen, ob das eine Anlage zu werden verspricht. Ob eine Anstalt, welche den auswanderungslustigen Juden die bankmässige Unterstützung gewähren will: Bankkredit und andere Bankhilfe auf Grund vernünftiger Sicherheit und unter billigen Bedingungen — ob eine solche Anstalt, wenn sie von anständigen Menschen geleitet wird, Aussicht auf Erfolg hat? Die Anfänge der Tätigkeit wären in den bereits bestehenden Kolonien zu machen. Die Kolonisten würden einen Agrarkredit mit ausserordentlichem Jubel begrüssen. Sie benötigen ihn dringend, das wissen wir aus ihren Seufzern und Klagen, die lauter wären, wenn sie nicht fürchten müssten, die Gnade der Wohltäter zu verscherzen. Landwirtschaftliche und gewerbliche Berufsgenossenschaften sind augenblicklich gebildet. Alle diejenigen, welche den Umfang und die Beschaffenheit der jetzigen zionistischen Bewegung kennen, wissen sehr wohl, dass bedeutende Massen arbeitslustiger Juden namentlich im Osten Europas, aber auch in England, Amerika und Nordafrika bereit stehen. An manchen Orten haben sich solche Arbeitsgruppen im Hinblick auf den kommenden Zweck sogar schon unter verantwortlichen Parteiführern organisiert. Diese Leute brauchen nur noch den Kredit, der ihnen in allen Formen, als: Transport-, Agrar-, Industrial-, Kommerzial- und Baukredit zu gewähren ist. Bei der eigentümlichen Art dieses Unternehmens ist auch die Gefahr von Geschäftsverlusten bei schlechten Kreditnehmern gering anzuschlagen, denn die von der Gesellschaft erworbenen Ländereien würden durch die Besiedlung jedenfalls eine kompen-

satorische Werterhöhung erhalten. Es ist nun nicht ausgeschlossen, dass durch die mannigfachen Vorteile, welche in Aussicht stehen, auch viele Nichtzionisten angeregt werden, Aktien der Kolonialbank zu erwerben. Zu hoffen ist aber, dass der Aktienbesitz hauptsächlich in die Hände von Zionisten kommen werde, weil ja diese an die Sache schon jetzt glauben und den Umfang der Bewegung kennen. Es ist sogar wahrscheinlich, dass schon vor der Bildung der Gesellschaft an verschiedenen Orten Gruppen zusammentreten werden, welche sich eine Anzahl von Aktien werden sichern wollen.

Die hiermit eröffnete Diskussion dürfte praktische Anregungen aller Art zum Vorschein bringen. Man wird hinter den nächsten Aufgaben die ferneren Zwecke sehen. Eine solche Gesellschaft mit Niederlassungen an den Hauptorten der jüdischen Geschäftstätigkeit mag berufen sein, eine nicht unbedeutende Rolle im Weltverkehr zu spielen. Und während jetzt eine Anzahl von Banken und Bankiers jüdisch sind, ohne das doch eingestehen zu wollen und dem Judentum dennoch durch ihre Praktiken schweren moralischen Schaden zufügen — würde diese neue Bank die Dienste der Judenheit in einwandfreier Weise besorgen müssen. Es möge jeder von sich aus beurteilen, ob die jüdische Bank Aussicht hat, rasch populär zu werden.

Von vornherein auf eine gesunde Grundlage gestellt, nach vernünftigen geschäftlichen Grundsätzen organisiert, unter nationaler Aufsicht verwaltet, muss es ein sehr starkes Institut werden. Die Anhänglichkeit des jüdischen Publikums an eine solche Bank darf wohl vorausgesetzt werden, und es gehört keine übermässige Phantasie dazu, wenn man annimmt, dass die jüdische Bank von Haus aus in Europa, Amerika und im Orient auf eine ausgebreitete Klientel rechnen kann.

Ist aber etwa gedacht, dass diese Bank mit dem Aktienkapitale von nur zwei Millionen Pfund Sterling zur unmittelbaren Er-

werbung der für die jüdische Kolonisation erforderlichen Landstriche aufgestellt wird?

Nein. Dazu würde dieses Kapital selbstverständlich nicht hinreichen. Es gibt weit grössere jüdische Kolonialfonds, welche auf die Erfüllung dieser Aufgabe warten und sobald die öffentlichrechtlichen Voraussetzungen geschaffen sind, zu privatrechtlichen Landkäufen und philantropischen Ackerbauunterstützungen dienen sollen. Die jüdische Kolonisation hat eben die öffentlichrechtlichen Sicherheiten durch ihre Bankpolitik herbeizuführen. Die jüdische Kolonialbank wird als der unpersönliche Bankier der zionistischen Bewegung konstituiert und hat fernerhin als Vermittler von Anlehen des Staates, mit dem das Abkommen, das wir wünschen, getroffen werden soll, bei den sich darbietenden Gelegenheiten zu wirken. Wir begnügen uns vorläufig mit dieser Andeutung, die wohl von jedem verstanden werden wird.

Die vorstehenden Bemerkungen sind selbstverständlich kein „Prospekt", sondern nur die erste Verlautbarung, durch die unsere Freunde überall verständigt werden sollen, dass die vom Kongress vorgesehene und angeordnete praktische Arbeit begonnen hat. Zur Beurteilung der Aussichten, welche die Bank hat, wird es nun erforderlich sein, die tatsächlichen Grundlagen der Kolonisation auszuarbeiten, das statistische Material, insoweit es schon vorliegt oder noch herbeizuschaffen ist, in übersichtlicher Gruppierung vorzubringen und verbürgte Mitteilungen zu machen über Klima, Bodenqualität, Verkehrsmittel, Absatzverhältnisse, schon vorhandene und noch hinzuleitende Arbeitskräfte, endlich über die rechtlichen Bedingungen, unter denen sich alles vollziehen soll. Mancher Widerstand wird zu überwältigen, manches Uebelwollen und Missverständnis zu beseitigen sein, und die Männer, welche an die Lösung dieser Aufgabe herangehen, sind sich dessen ernst bewusst. Sie rechnen auf die hingebungsvolle Mitwirkung aller, denen die nationale Sache nahe geht. Dass sie auch die Konstituierung des finanziellen Organs der Bewegung in die Hand nehmen,

wird sie möglicherweise in der ersten Zeit bösartigen Verdächtigungen aussetzen. Es ist nicht das erste, nicht das letzte Opfer, das sie der Sache bringen. Uebrigens ist die Gefahr, auf diesem Punkte missverstanden zu werden, nur eine kurz befristete. Denn sobald der finanzielle Verwaltungskörper namentlich bekannt gemacht wird, werden auch unsere Gegner nicht daran zweifeln können, dass die politischen Leiter der Bewegung die Bank lediglich beaufsichtigen wollen. Die Inkompatibilität des Politischen mit dem Geschäftlichen ist Ehrensache.

DIE „ENTSCHWUNDENEN“ ZEITEN



DIE „ENTSCHWUNDENEN“ ZEITEN

Wenn wir Zionisten mit tiefbekümmertem Herzen auf den jüdischen Notstand in manchem Lande hinweisen und die Vernunft und das Gewissen der glücklicheren Juden wachzurütteln versuchen, pflegt man uns der Schwarzmalerei zu beschuldigen. So arg sei es wirklich nicht, wir übertreiben die Miseren, wir sähen nur das, was uns in den Kram unserer Politik passe — und was der billigen Worte mehr sind. Wir wollen gar nicht untersuchen, wer die Leute sind, die uns dergleichen entgegenhalten; um welche Bequemlichkeiten sie besorgt sind, welches Geschäftchen sie machen oder welches Stellchen sie erreichen wollen. Im Zionismus haben sich um das Schicksal ihrer Stammesgenossen ernstlich besorgte Männer zusammengefunden, sie möchten die langersehnte, täglich nötiger werdende Hilfe herbeiführen und gehen gelassen über die Missverständnisse hinweg, mit denen man sie töricht oder böswillig umgibt.

Höchstens haben wir in der letzten Zeit in Oesterreich die Bemerkungen ein wenig zurückgehalten, die sich von Tag zu Tag aufdrängten. Hier haben die Juden in einer geradezu unbegreiflichen Weise an den politischen Zwistigkeiten der Nationalitäten teilgenommen, insbesondere im Lande Böhmen. Mit einer Kurzsichtigkeit, die eigentlich weniger Zorn als Mitleid verdient, glaubten sie sich bei den kämpfenden Volksstämmen eine dauernde Anerkennung erwerben zu können, wenn sie sich in der Schlacht exponierten. Wir waren und sind nun allerdings der Ansicht, dass

den Assimilanten nur dann Achtung gebühre, wenn sie auch an den Gefahren des Volkes, dem sie sich anschliessen, ihr redliches Teil haben wollen. Aber es ist betrübend: die Juden werden selbst in solchen Fällen, wenn es hoch kommt, von ihren Mitkämpfern lediglich als eine Art Fremdenlegion geringschätzig angesehen. An den Siegesfeiern dürfen sie nicht als Vollberechtigte teilnehmen, und die Niederlagen lässt man an ihnen aus, so hüben wie drüben. Sie sind, wie es auch ausgehe, die Geschlagenen.

Wir haben vor einigen Wochen an dieser Stelle die Lage der böhmischen Juden besprochen. Es hat nicht viel Scharfsinn dazu gehört, die Entwicklung der Dinge so vorherzusagen, wie sie nun tatsächlich eingetroffen ist. Man musste vielmehr mit Blindheit geschlagen sein, wenn man etwas anderes erwartete. So wollen wir denn unsere damalige Prophezeiung, dass die sogenannte Schonzeit ein Ende mit Schrecken nehmen würde, nicht höher bewerten, als ziemlich ist. Nur dass es so bald wahr wurde, erfüllt uns — mit Kummer. Jawohl, wir sind so schlechte Politiker, dass wir keine Genugtuung empfinden über Ereignisse, die uns Recht geben und die Zahl unserer Genossen unzweifelhaft vermehren müssen. Den endlichen Sieg unserer Idee möchten wir nicht in demolierten Tempeln gefeiert sehen, und wenn ein Jude, der bisher unserer Bewegung ferne gestanden, zugrunde gerichtet wird, so tröstet es uns über sein Missgeschick nicht, dass er nunmehr ein gehörig überzeugter Zionsfreund ist. Warum ist es doch so schwer, so unmöglich beinahe, die Gründe einer natürlichen Vernunft bei den Menschen zur Geltung zu bringen? Sie wollen nicht hören, sie müssen durchaus fühlen.

An und für sich unterscheiden sich die Judenexzesse in Böhmen kaum merkbar von denen in Persien, Russland und Rumänien. Und wir, die wir in den Juden aller Länder immer nur unsere Brüder sehen, werden einen antisemitischen Rummel in Teheran nicht weniger beklagen als eine solche Plünderung in Prag. Aber

es ist bei der Betrachtung dieser im allgemeinen bedauerlichen Vorgänge nicht zu übersehen, wo und unter welchen Umständen sie sich abspielen konnten. Wenn wir beispielsweise manches geschichtliche Argument aus dem Mittelalter, namentlich aus dem Spanien vor der grossen Judenaustreibung zu holen pflegten; wenn wir etwa darauf hindeuteten, dass immer vor dem Ausbruche der judenfeindlichen Volksleidenschaften eine Zeit besonderen Wohlergehens für die Juden da war; dass man also die Episoden der Gleichberechtigung nicht unterschätzen solle: so lachten uns die Neunmalklugen überlegen ins Gesicht. Das seien überwundene Stufen der Volksroheit, entschwundene Zeiten. Und heute liegt der Brief eines gebildeten, ruhigen Mannes vor uns, datiert aus der modernen Stadt Prag, vom 3. Dezember 1897. In dem Briefe heisst es unter anderem:

> „Nicht eine Schilderung der Prager Vorgänge will ich Ihnen senden. Es war ja nur das zwei Jahrtausende alte Judenlied, das da angestimmt wurde. Ty kluku židovsky hiess der Refrain, und unter Plünderung, Brand und viehischer Misshandlung wurde es gesungen. Es fehlte nur der Mord zu den „entschwundenen“ Zeiten des Mittelalters. Es wurden auch deutsche Schulen aller Art, die hier zumeist von Juden besucht werden, demoliert. Es wurden Häuser hervorragender Deutschen mit Steinen bombardiert. Diese sind vermögend genug, um den Schaden einiger zerbrochener Fensterscheiben zu verwinden. Aber die kleinen jüdischen Geschäftsleute, deren ganzer Besitz geraubt oder vernichtet wurde, die sind an den Bettelstab gebracht.“

Das liest sich einfach genug, es ist keine Uebertreibung, keine Deklamation darin. Die Berichte der Tagesblätter enthielten weit mehr aufregende Einzelheiten und Stimmungsbilder. Und dass auch die Blätter die Sache nicht färbten, ergibt sich mit offizieller Deutlichkeit aus der Verhängung des Standrechtes über die vom Aufruhr durchtobte Stadt. Und dass das Standrecht in einem

Augenblicke voll blutigen Ernstes ausgesprochen wurde, das sehen wir aus der Flucht vieler, die zu ihrem Glück ebenso wohlhabend wie ängstlich sind. Diese haben die Eisenbahnzüge bestiegen und sind dank den Erfindungen der Neuzeit eiligst aus der Schussweite fortgekommen. Nur die Armen blieben dort. Die hatten freilich Dringendes zu tun. Sie mussten in ihren Wohnungen und Läden zurückbleiben, weil Türen und Fenster vom Plünderpöbel herausgerissen waren. Freilich gab es an den verwüsteten Stätten nicht mehr viel zu bewachen. Aber für diese Leute waren es wirklich die „entschwundenen“ Zeiten, wie unser Briefschreiber traurig und richtig bemerkt.

Was hatten sie denn getan, die kleinen Juden von Prag, die braven Kaufleute des Mittelstandes, die Friedlichsten aller friedlichen Bürger? Wodurch hatten sie Plünderung, Brand und Misshandlung verdient? In Prag warf man ihnen vor, dass sie keine Czechen, in Saaz und Eger, dass sie keine Deutschen seien. Arme Juden, woran sollten sie sich denn halten? Es gab welche, die sich czechisch zu sein bemühten; da bekamen sie es von den Deutschen. Es gab welche, die deutsch sein wollten, da fielen die Czechen über sie her — und Deutsche auch. Es ist, um den Verstand zu verlieren — oder um ihn endlich zu finden.

Wir haben uns eine Zusammenstellung der Exzesse gemacht. In Prag wütete der Pöbel hauptsächlich in dem Bezirk Weinberge und Žižkow. In der Josephstadt wurden drei Synagogen demoliert, so dass sie, wie die „Narodni Politika“ mitteilt, den Anblick „demolierungsreifer Baracken“ darboten. Ein Professor der Prager deutschen Universität erzählt: „Anfangs hatten die Demonstrationen wohl einen nationalen Charakter, später hiess es aber immer: „Pojdme na židi!“ „Gehen wir auf die Juden los!“ Die Christen stellten Kruzifixe in ihre Fenster . . . Plünderungen und Exzesse wurden von Czechen an den Juden ferner noch begangen in Chrudim, Nachod, Kralup, Melnik, Neubidschow, Tabor, Königgrätz, Gitschin und in Laun, wo eine mit Schiesspulver gefüllte

Rakete vor dem Geschäftsladen eines Juden explodierte. Aber wenn die Czechen so ergrimmt waren, weshalb tobten dann die Deutschen in Eger und Saaz gegen ihre Juden? Da steht das Rätsel.

Und doch, es ist keines. Wenn man die gänzlich schiefe Haltung der böhmischen Juden betrachtet, versteht man, warum sie für ihre Dienste mit Schlägen belohnt werden. Die beiden streitenden Volksstämme in Böhmen haben merkwürdigerweise eine neue Variante zur alten Postillonsgeschichte gefunden. In dieser Anekdote begegnen einander zwei Postkutschen auf einem schmalen Wege. Keiner der Postillions will ausweichen, und im Wagen sitzt hüben wie drüben ein Jude. Da schnalzt jeder Kutscher mit der Peitsche nach dem jenseitigen Fahrgast hin; „Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden!" Aber in Böhmen wird noch hinzugefügt: „Und meinen auch!", so dass die böhmischen Juden für eine Fahrt doppelte Prügel erhalten. Freilich hatten sie versucht, als blinde Passagiere in dem Nationalitätenhader durchzukommen. Das geht nicht. Da wurde der Fehler gemacht, auf den wir — leider ungehört — oft hingewiesen haben.

Eine offene, vernünftige Stellung zum deutsch-czechischen Streit wäre das einzig Richtige gewesen. Die Juden mussten sich einfach auf ihre jüdische Nationalität berufen, und man hätte sie auf beiden Seiten anders behandelt. Sie wären nicht die komischen oder verachteten Mitläufer während des Zwistes und nicht die Sündenböcke für jede Schlappe gewesen.

Die Juden in Böhmen sind zum weitaus grössten Teile von deutscher Kultur erfüllt. Es hätte ihnen daher selbst von anständigen Czechen nicht verübelt werden können, wenn sie bei aller Reserviertheit ihre Sympathien dem bildungsverwandteren Volksstamme zugewendet hätten. Die Deutschen wieder wären den Juden wohl dankbarer gewesen, wenn diese unter Aufrechthaltung und Betonung ihrer besonderen jüdischen Nationalität

ihre Teilnahme an dem Kampf ums Dasein der Deutschen gezeigt hätten. Da sie sich als Deutsche mosaischer Konfession gaben, musste ihr teutonischer Chauvinismus übermässig sein, um ein bisschen geglaubt zu werden, und sie brachten es doch nur dahin, von den Czechen für Deutsche gehalten zu werden. Für die Deutschen blieben sie aber, was sie vor Beginn der Schonzeit gewesen; Beweis Eger und Saaz.

Hätten sie sich hingegen für das ausgegeben, was sie wirklich sind: für Juden deutscher Kultur, so wäre alles anders gewesen. Die Czechen hätten sie nicht für mehr verantwortlich gemacht, als sie wirklich taten. Die Deutschen hätten ihnen für eine viel bescheidenere Mithilfe viel dankbarer und treuer sein müssen. Auch in der Politik währt ehrlich am längsten, wenn auch die Kniffchen vorübergehende Tageserfolge erzielen. Wann werden die Juden das einsehen?

Solange sie scheu und unaufrichtig von Partei zu Partei, von Nation zu Nation taumeln werden, nur um für das ein wenig Schutz zu erlangen, was sie für uneingestehbar halten, nämlich für ihr Judentum — solange wird man sie nicht achten noch lieben, nicht einmal dulden. Wer sich für anderes ausgibt, als er offenbar ist, erregt Misstrauen, und dieses dumpfe Gefühl setzt sich herabsteigend bei den Pöbelmassen in Gewalttaten um.

Das sind die „entschwundenen“ Zeiten, auf deren Wiederkehr die Juden leider selbst in zivilisierten Ländern gefasst sein müssen, so heute, wie vor vielen hundert Jahren.





INHALTS-VERZEICHNIS



INHALT DES ERSTEN TEILES

BUCHSCHMUCK SEITE 3, 39 UND 237 VON J. ROTHZIEGEL, BERLIN
SEITE 7 UND 313 VON J. STARK, KRAKAU.
DIE RADIERUNG HERMANN STRUCKS WURDE MIT GENEHMIGUNG DES BERLINER VERLAGES, DIE AUFNAHME THEODOR HERZL'S UND DER VERTRETER DER BERGJUDEN MIT GENEHMIGUNG DES VERLAGES „OST UND WEST" REPRODUZIERT.



DRUCK VON PASS & GARLEB G. M. B. H.
BERLIN W. 35, STEGLITZERSTRASSE 11.







THEODOR HERZL'S ZIONISTISCHE SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. LEON KELLNER

ZWEITER TEIL



JÜDISCHER VERLAG, BERLIN-CHARLOTTENBURG


DIE MENORAH



DIE MENORAH

Es war ein Mann, der hatte die Not, ein Jude zu sein, tief in seiner Seele empfunden. Seine äusseren Umstände waren nicht unbefriedigend. Er hatte sein genügendes Auskommen und auch einen glücklichen Beruf, indem er das schaffen durfte, wozu ihn sein Herz hinzog. Er war nämlich ein Künstler. Um seine jüdische Herkunft und den Glauben seiner Väter hatte er sich schon lange nicht mehr gekümmert, als der alte Hass unter einem modischen Schlagworte sich wieder zeigte. Mit vielen anderen glaubte auch unser Mann, dass die Strömung sich bald verlaufen werde. Aber es wurde nicht besser, sondern stets ärger, und die Angriffe schmerzten ihn immer von neuem, obwohl sie ihn nicht unmittelbar betrafen; so dass nach und nach seine Seele eine einzige blutende Wunde war. Es geschah ihm nun, dass er durch diese inneren und verschwiegenen Leiden auf deren Quelle, also auf sein Judentum hingelenkt wurde, und was er in guten Tagen vielleicht nie vermocht hätte, weil er davon schon so ferne war: er begann es mit einer grossen Innigkeit zu lieben. Auch von dieser wunderlichen Zuneigung gab er sich nicht gleich deutliche Rechenschaft, bis sie endlich so mächtig war, dass sie aus dunklen Gefühlen zu einem klaren Gedanken erwuchs, den er dann auch aussprach. Es war der Gedanke, dass es aus der Judennot nur einen Ausweg gebe, und zwar die Heimkehr zum Judentum.

Als dies seine besten Freunde erfuhren, die sich in ähnlicher Lage befanden, wie er selbst, schüttelten sie über ihn die Köpfe und meinten, er wäre in seinem Geiste verwirrt geworden. Denn

wie könne das ein Ausweg sein, was ja nur die Verschärfung und Vertiefung des Uebels bedeute. Er aber dachte, dass die sittliche Not so empfindlich wäre, weil den neuen Juden jenes Gegengewicht abhanden gekommen sei, das unsere starken Väter in ihrem Inneren besassen. Man spöttelte hinter ihm drein, manche lachten ihm sogar unverhohlen ins Gesicht, doch liess er sich durch die albernen Bemerkungen von Leuten, deren Einsicht er früher nie hoch zu schätzen Gelegenheit gehabt, nicht irre machen und ertrug die bösen oder guten Scherze gelassen. Und da er sich im übrigen nicht unvernünftig geberdete, so liess man ihn allmählich sich seiner Schrulle hingeben, die freilich von einigen auch mit härterem Wort als eine fixe Idee bezeichnet wurde.

Der Mann zog aber in seiner geduldigen Art eine Konsequenz nach der anderen aus seiner einmal gefassten Meinung. Dabei gab es eine Anzahl von Uebergängen, die ihm selbst nicht leicht fielen, wenn er dies auch aus Trotz nicht sehen liess. Als ein Mensch und Künstler von modernen Anschauungen war er doch mit vielerlei unjüdischen Gewohnheiten verwachsen und hatte aus den Kulturen der Völker, durch die ihn sein Bildungsgang geführt, Unvertilgbares in sich aufgenommen. Wie war dies mit seiner Rückkehr zum Judentum zu versöhnen? Daraus erwuchsen ihm selbst manche Zweifel an der Richtigkeit seines leitenden Gedankens, seiner idée maitresse, wie es der französische Denker nennt. Vielleicht war die unter dem Einfluss anderer Kulturen grossgezogene Generation nicht mehr fähig zu jener Heimkehr, die er als die Lösung gefunden hatte. Aber die nächste Generation würde schon dazu fähig sein, wenn man ihr noch bei Zeiten die Richtung gab. So bekümmerte er sich denn darum, dass wenigstens seine Kinder auf den rechten Weg kämen. Die wollte er von Haus aus zu Juden erziehen.

Früher hatte er das Fest, welches die wunderbare Erscheinung der Makkabäer durch so viele Jahrhunderte mit dem Glanze

kleiner Lichter bestrahlte, vorübergehen lassen, ohne es zu feiern. Nun aber benützte er diesen Anlass, um seinen Kindern eine schöne Erinnerung für kommende Tage vorzubereiten. In diese jungen Seelen sollte früh die Anhänglichkeit an das alte Volkstum gepflanzt werden. Eine Menorah wurde angeschafft, und als er diesen neunarmigen Leuchter zum erstenmal in der Hand hielt, wurde ihm eigentümlich zu Mute. Auch in seinem Vaterhause hatten die Lichtlein in einer nun schon entlegenen Jugendzeit gebrannt, und es war etwas Trauliches und Anheimelndes darin. Die Tradition nahm sich nicht frostig, nicht erstorben aus. Das war so durch die Zeiten herübergegangen, immer ein Lichtlein am anderen entzündet. Auch die altertümliche Form der Menorah regte ihn zum Sinnen an. Wann war der primitive Bau dieses Lichthalters geschaffen worden? Die Gestalt war offenbar einst vom Baum genommen worden. In der Mitte der stärkere Stamm, rechts und links vier Zweige, einer unter dem anderen, die in einer Ebene liegen, und alle acht sind gleich hoch. Eine spätere Symbolik brachte den neunten kurzen Arm, welcher nach vorne steht und der Diener heisst. Was haben die Geschlechter, die aufeinander folgten, in diese ursprünglich einfache und von der Natur genommene Kunstgestalt hineingeheimnist? Und unser Mann, der ja ein Künstler war, dachte bei sich, ob es denn nicht möglich wäre, die erstarrte Form der Menorah wieder zu beleben, ihre Wurzeln zu tränken, wie die eines Baumes. Auch der Klang des Namens, den er nun an jedem Abende vor seinen Kindern sprach, gefiel ihm wohl. Es war ein Klang darin, besonders lieblich, wenn das Wort aus dem Kindermunde kam.

Die erste Kerze wurde angebrannt und dazu die Herkunft des Festes erzählt. Die wundersame Begebenheit vom Lämpchen, das so unerwartet lange lebte, dazu die Geschichte der Heimkehr aus dem babylonischen Exil, der zweite Tempel, die Makkabäer. Unser Freund erzählte seinen Kindern, was er wusste. Es war nicht gerade viel, aber ihnen genügte es. Bei der zweiten Kerze erzählten sie es ihm wieder, und als sie es ihm erzählten, erschien

ihm alles, was sie doch von ihm hatten, ganz neu und schön. Von da ab freute er sich jeden Tag auf den Abend, der immer lichter würde. Kerze um Kerze stand an der Menorah auf, und mit den Kindern träumte der Vater in die kleinen Lichter hinein. Es wurde schliesslich mehr, als er ihnen sagen konnte und wollte, weil es noch über ihrem Verständnis war.

Er hatte, als er sich entschloss, zum alten Stamme heimzukehren und sich zu dieser Heimkehr offen zu bekennen, nur gemeint, etwas Ehrliches und Vernünftiges zu tun. Dass er auf diesem Heimweg auch eine Befriedigung seiner Sehnsucht nach dem Schönen finden würde, das hatte er nicht geahnt. Und nichts Geringeres widerfuhr ihm. Die Menorah mit ihrem wachsenden Lichterschein war etwas gar Schönes, und man konnte sich dazu erhabene Dinge denken. So ging er her und entwarf mit seiner geübten Hand eine Zeichnung für die Menorah, die er seinen Kindern übers Jahr schenken wollte. Frei gestaltete er das Motiv der acht gleich hoch auslaufenden Arme aus, die rechts und links in der Ebene des Stammdurchschnittes liegen. Er hielt sich an die steife überlieferte Form nicht für gebunden, sondern schuf wieder aus Natürlichem heraus, unbekümmert um andere Deutungen, die ja darum auch ihr Recht behalten mochten. Er war auf lebensvolle Schönheit aus. Doch wenn er auch in die erstarrten Formen eine neue Bewegung brachte, hielt er sich dennoch an ihr Gesetz, an den vornehm alten Stil ihrer Anordnung. Es war ein Baum mit schlanken Aesten, deren Enden wie Kelche sich erschlossen, und in diesen Blütenkelchen sollten die Lichter stecken.

Unter so gedankenvoller Beschäftigung verstrich die Woche. Es kam der achte Tag, an dem die ganze Reihe brennt, auch der treue neunte, der Diener, der sonst nur zum Anzünden der übrigen da ist. Eine grosse Helligkeit strömte von der Menorah aus. Die Augen der Kinder glänzten. Unserem Manne aber wurde das Ganze zu einem Gleichnis für die Entflammung der Nation.

Erst eine Kerze, da ist es noch dunkel, und das einsame Licht sieht noch traurig aus. Dann findet es einen Gefährten, noch einen, noch mehr. Die Finsternis muss weichen. Bei den Jungen und Armen leuchtet es zuerst auf, dann schliessen sich die anderen an, die das Recht, die Wahrheit, die Freiheit, den Fortschritt, die Menschlichkeit, die Schönheit lieben. Wenn alle Kerzen brennen, dann muss man staunen und sich freuen über das getane Werk. Und kein Amt ist beglückender als das eines Dieners am Licht.



REDE IN BERLIN



REDE IN BERLIN

Meine Damen und Herren! Ich habe leider nur kurze Zeit Gelegenheit, mit Ihnen beisammen zu sein, um zur Klärung beizutragen. Es war mir sehr erwünscht, in den beiden Herren Vorrednern zwei Richtungen der Gegnerschaft vertreten zu sehen. Herr Klausner hat mir schon früher einmal die Ehre erwiesen, mich anzugreifen. Es war zu einer Zeit, da es mir noch möglich war, alle Angriffe zu lesen, und ich glaube kaum, dass ich heute noch die Worte des Herrn Klausner im Gedächtnis hätte, wenn sie nicht zu den ersten gehört hätten, die gegen mich gerichtet waren. Herr Klausner hat seinerzeit, als der „Judenstaat" erschien, in einer Kritik darüber geäussert: „wenn dies die Ideen eines Einzelnen sind, so sind es die Ideen eines Verrückten." Inzwischen hat der Einzelne Genossen gefunden, und ich glaube, man müsste die Irrenhäuser wesentlich vergrössern und auch noch neue bauen, wollte man sie alle darin unterbringen. Wir haben wenigstens einiges erreicht, wir haben erreicht, dass die Bewegung aus dem Rahmen einer Diskussion herausgetreten ist, während Herr Klausner sich begnügt hat, die Sache als eine verrückte zu erklären. Er gibt selbst zu, das Wesen des Zionismus nicht zu kennen. Mich erinnert dies an das Wort eines englischen Parlamentariers: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich missbillige sie." Herr Klausner, der das Wesen des Zionismus nicht kennt, missbilligt es. Ich will die Bestrebungen des Zionismus daher in der Form wiederholen, wie sie der Baseler Kongress angenommen. Der Baseler Kongress hat das Programm des Zionismus dahin formuliert: „Wir wollen eine öffentlich-rechtlich

gesicherte Heimstätte schaffen für die Juden, die sich nicht assimilieren können oder wollen." Jedes Wort in diesem Satze glaube ich verteidigen zu können, und Sie werden finden, dass ich dabei der Vernunft keine grosse Gewalt antue. Vor allem meinte Herr Klausner in seiner Polemik, dass unsere Brüder in Basel den Judenstaat, mein Kind, wie er sich ausdrückt, scheel angesehen und es verleugnet haben. Vergessen Sie nicht, was diese Broschüre ist und war und was der Baseler Kongress geworden. Diese Broschüre war der Versuch eines Einzelnen, in diese Judenfrage etwas Licht und den Vorschlag einer Lösung zu bringen, niemand ist dafür verantwortlich als ich. Und was war der Baseler Kongress? Da sind bereits die zielbewussten Vertreter der Juden zusammengekommen und haben sich darum gekümmert, dem Zionismus die nächsten Ziele und Grenzen zu stecken.

Auf das sehr delikate Gebiet Ihrer staatsbürgerlichen Auffassung darf ich nicht eingehen, da ich als Ausländer zu Ihnen spreche. Ich möchte Ihnen nur sagen, dass ich es nicht gut einsehen kann, wie der Versuch, für einen Teil des sich überflüssig fühlenden Volkes eine Heimstätte zu schaffen, wie die Gewinnung eines Territoriums auf dem Wege einer öffentlichen Diskussion, wie das schädlich zurückwirken könnte auf die Rechte derjenigen, welche bleiben wollen. Wissen Sie denn nicht, in welchem kolonialen Zeitalter wir leben? Es ist eine Konsequenz der Uebervölkerung und der sich dadurch immer krasser gestaltenden sozialen Frage, dass manche Völker bestrebt sind, überseeische Kolonien zu gründen, um den Strom der Auswanderung dorthin zu lenken. Dies ist die Politik, die England seit Dezennien treibt, und die für viele Völker vorbildlich wirkt. Ich glaube, dass Deutschland auch ein Grösser-Deutschland zu werden den Anlauf genommen hat, seit es über die Meere blickt und überall Kolonien zu gründen sich bemüht.

Wenn zum Beispiel galizische Bauern nach Amerika auswandern, so kann ich nicht einsehen, inwiefern es auf die Zurückbleibenden

schädlich einwirken sollte. Eine geleitete Auswanderung jüdischer Massen kann nicht schaden. Allerdings wollen wir versuchen, die Auswanderung in richtige Bahnen zu leiten, ihr ein festes Ziel zu geben, damit wir sie nicht ins Elend hinausführen. Herr Klausner hat nichts dagegen, wenn wir sie überall hinleiten, um ihr Los zu verbessern, nur nach einem Orte will er nicht, dass sie gehen sollen, nach Palästina, weil er glaubt, dass sie einst nach Gottes Willen dahin kommen werden. Ich meine, wenn Herr Klausner sich einen Augenblick von seinen prophetischen Vorstellungen freimachen kann, so wird er doch im Territorium Palästina — und es gibt ein Palästina, es liegt am mittelländischen Meer — Orte finden, die sich zur Ansiedlung eignen. Und wenn wir nun meinen, dass dieses Land sich besonders eignet, weil wir durch ein ideales Band noch immer mit ihm verbunden sind, wenn wir nun glauben, dass das, was nie bisher geschehen konnte, nur bewirkt werden kann, wenn die Situation ausgenützt wird, wenn das alte Volksideal politische Formen annimmt, so scheint mir auch darin nichts Unrechtes zu liegen.

Man hat ja versucht, in anderen Ländern Kolonien zu gründen, und Sie kennen den Namen des wohttätigen Mannes, des Baron Hirsch, der eine Kolonisation in Argentinien versucht hat. Nach den Erfahrungen ist Argentinien eine Art Königsgrab für Hirsch. Man hat eine Anzahl von Menschen verpflanzt, ohne ihnen wohl zu tun, und weil sie das Band nicht hatten, das notwendig ist, um Menschen an die Erde zu fesseln, ist diese wohltätige Kolonie dem Untergang preisgegeben. Nun scheint es, dass die Herren gegen den Wohltätigkeits-Zionismus nichts hätten, nämlich gegen den, der „wohltätig" Juden in Palästina ansiedelt. Aber Sie können ein Volk nicht mit Wohltätigkeit behandeln. Die Wohltätigkeit kann sich nur auf den Einzelnen erstrecken. Nirgends gibt es mehr Schnorrer als bei den Juden, und das Schnorrertum ist ein grosses Gebrechen. Wohltätigkeit an einem ganzen Volke ausgeübt heisst Politik, und die Wohltätigkeit, die ein Volk zu seinem eigenen Gedeihen auszuüben versucht, ist die Politik dieses

Volkes. Es gibt keine Politik, die nicht von Absichten der Wohlfahrt durchdrungen ist. Wir glauben, die grosse Frage nicht dadurch lösen zu können, dass wir die einzelnen gar nicht übersehbaren Leute wegschicken: „Wirf ihn hinaus, er zerreisst mir das Herz!" Die Frage ist auf diese Weise nicht zu lösen; denn er kommt zurück, den man hinauswerfen liess, und der verpflanzte Schnorrer ist nicht gerettet, während, wenn man die Sache von vorneherein in der umfassenden Weise löst, dem geholfen ist, der geht und dem, der bleibt. Wer sich assimilieren will, assimiliert sich. Nur meinen wir, dass die Herren, denen es die Nützlichkeit anrät, den Zionismus zu fördern, nicht durch alle möglichen Behauptungen die gedeihliche Vorbereitung dieses Gedankens zu hemmen versuchen sollten. Und wenn wir dasjenige, was den Herren besonders bedenklich zu sein scheint, wenn wir die Kolonisation nicht nur politisch machen wollen, sondern von vorneherein sie öffentlich-rechtlich zu sichern erstreben, so scheint mir darin nichts Unvernünftiges zu liegen. Nicht einer unsicheren Zukunft dürfen wir unser Volk preisgeben. Es muss dafür gesorgt werden, dass es in Sicherheit leben kann, und wenn wir das unter den Augen der ganzen Welt, in der Art der modernen Völker versuchen, so kann auch darin eine Gefahr nicht erblickt werden. Beide Redner scheinen vor dem Worte „Staat" zurückzuschrecken. Nun, was ist ein Staat? Eine grosse Kolonie. Was eine Kolonie? Ein kleiner Staat. Und die Menschheit schien nie etwas Furchtbares darin zu erblicken. Nun meint der erste Redner, dass, wenn es gelänge, ein Gemeinwesen in Palästina zu errichten, dieses dem Proletariat wenig nützen würde, und dass es dort ebenso wenig auf wirtschaftlichem Gebiete besser würde, wie es hier bei uns der Fall ist. Ich kann es nicht verstehen, dass der Redner für das Proletariat in diesem gedachten Gemeinwesen etwas befürchtet. Ich kann Ihnen sagen, dass ich diesen Proletariatsunterschied nicht mache, dass es für mich keine Verschiedenheit unter den Juden gibt, und der ganze Zug der Bewegung ist eine Bedachtnahme auf das Los gerade unserer Aermsten. Und wenn wir ihnen nicht das Huhn im Topfe garan-

tieren können, gibt es ihnen denn der Sozialismus? Ich glaube, von den beiden Zukunftsstaaten, dem sozialistischen und dem zionistischen, hat der letztere mehr Aussicht auf Verwirklichung als der erstere. Wenn ich das bedenke, dass bei neuen Einrichtungen immer alles besser gemacht wird, als es bei den alten war, so gebe ich mich der Hoffnung hin, dass im neugegründeten Judenstaat auch wirtschaftlich gesunde Verhältnisse herrschen werden. Und wenn wir zur Gründung einer neuen Sache schreiten, so haben ja die Herren, die sich des Proletariats annehmen zu müssen glauben, Gelegenheit, ihre Wünsche zu äussern und für deren Verwirklichung Sorge zu tragen.

Ich will mich nicht zu sehr wiederholen, daher lassen Sie mich schliessen. Unser Standpunkt ist kein fanatischer, wir sind moderne Menschen und haben es nicht verstehen können, warum Fehler einer früheren Zeit in dieser Zeit noch fortdauern sollen. Betrachten Sie diese Bewegung als eine Wohlfahrtsbewegung, die den Armen dienen will, niemand feindlich ist und der Menschheit eine gewisse Erleichterung bereiten kann.“



Mr CLAUDE MONTEFIORES ANSICHTEN



Mr. CLAUDE MONTEFIORES ANSICHTEN

Im „American Hebrew" lässt sich Herr Claude G. Montefiore gegen den Zionismus vernehmen. Der Aufsatz ist sehr bemerkenswert: durch die Person des Verfassers, durch die Eleganz der Form und den unversöhnlich klaren Inhalt. Aus diesen Gründen wollen wir uns mit dem Widersacher eingehender beschäftigen, als es sonst geschieht, wenn man uns die bereits bekannten, oft und oft widerlegten Argumente gegen die jüdische Volksbewegung vorhält.

Wir können heute, nach bald drei Jahren dieses Streites, wohl annehmen, dass die allgemeine Diskussion über die Bedeutung des Zionismus erschöpft ist. Hüben und drüben haben sich die verschiedensten Nuancen der Auffassung zur Geltung gebracht. Die Parteien haben gleichsam ihre endgültigen Positionen bezogen. Es wird sich für die heute noch Unschlüssigen oder mangelhaft Unterrichteten nur darum handeln können, welchem der beiden Lager sie sich anschliessen wollen. So erscheint uns Mr. Claude G. Montefiore als eine Art Generalredner der Gegenseite, der noch einmal mit unübertrefflicher Deutlichkeit und in wahrhaft grossem Stile alles zusammenfasst, was man gegen unsere Bestrebungen vorbringen kann. Er ist korrekt genug, von vorneherein anzugeben, dass er ein entschiedener Gegner des Zionismus

ist, den er den Lesern des „American Hebrew" erklären will. Er möchte niemanden überrumpeln, er verdreht nicht scheinheilig die Augen, er entstellt auch nicht den Tatbestand. Er sagt: so und so verhält sich die Sache objektiv, dies und das denke ich darüber subjektiv, ich Claude Montefiore. Hut ab vor einem solchen Feind! Aber nach dem Gruss muss es uns verstattet sein, ihm auf den Leib zu rücken.

O, Mr. Claude Montefiore ist ein vorzüglicher representative man für unsere Gegner. Er ist frei, stolz, gebildet und, so weit man es durch äussere Gaben des Schicksals sein kann, ein Glücklicher dieser Erde. Er lebt in einem Lande, welches derzeit noch die selige Insel im grossen Meere des Judenhasses ist. Er ist, was man freilich bei Nennung seines wälschen Namens nicht gleich erkennt, ein vollkommener Engländer. Er stammt aus einer Familie, die nachweisbar schon längere Zeit in Britannien sesshaft ist und da zu Vermögen und Ansehen gelangte. Ich kenne seinen Lebensweg nicht genauer, aber wie er mir in jener Unterredung erschien, die er selbst im „American Hebrew" erwähnt, muss er die Entwicklung eines wohlgeratenen Engländers aus begütertem Hause durchgemacht haben. Er zählt heute etliche vierzig Jahre, seine Jugend fiel also schon in die bessere Zeit, in der Benjamin Disraeli seine spröden, schroffen Landsleute für die soziale Gleichberechtigung der Juden erwärmt — oder soll man sagen: erweicht? — hatte. Die jungen Herren von Claude Montefiores Generation hatten der Disraelischen Romantik recht viel zu verdanken. Wenn sie in Eton oder Harrow mit den Söhnen englischer Adeliger sich auf das Kricketmatch vorbereiteten, wenn sie in Oxford oder Cambridge ruderten und studierten, so merkten sie wohl kaum mehr, dass sie im Elend waren. Unwillkürlich drängt sich einem die Erinnerung an diese hübschen englischen Kampfspiele und ihren erziehlichen Sinn auf, wenn man die neue Generation betrachtet, die von Claude Montefiore so vorzüglich repräsentiert wird. Diese starken Wettkämpfe stellen sich uns dar als Nachbildung und Ersatz jener Lebenskämpfe, in denen sich die Energie der Minder-

bemittelten zu entwickeln pflegt. Kampf und Wette ist ja das ganze Leben, und da eine Verarmung an Energie gerade in den höheren Gesellschaftsklassen drohte, wenn die männliche Jugend nicht kämpfte und körperlich wetteiferte, so hat die englische Erziehung in grossartiger Politik solche Spiele eingerichtet. Den jungen Juden in England barg freilich die Schule daneben auch noch Bitternisse und Kümmernisse genug. Benjamin Disraeli hat die Gemütsleiden der „fremden" Knaben überzeugend geschildert, und die Wirkung ist nicht ausgeblieben. Die Generation Claude Montefiores war wohl besser daran. Wie artig und ergötzlich ist es nun, zu denken, dass die nachwachsenden israelitischen Jünglinge ihrem wahren Volkstum fremder wurden, weil sie weniger moralische Schmerzen litten, dank der ergreifenden oratio pro domo eines jüdischen Dichters. Siehe, da ist ein Fall, wo die Solidarität der Juden auch ihre guten Seiten für die Angelsachsen mosaischen Glaubens und italienischen Namens hatte. Sie profitieren von der Aufhebung des Vorurteils, die einer der ihrigen durchgesetzt hatte. Beim Kricket in Eton oder Harrow, beim Rudern von Oxford oder Cambridge trugen sie die gleichen Farben wie ihre Kollegen. Der gelbe Fleck war verschwunden.

Und diese Generation, welche bereits in heiterem Wohlsein aufgewachsen ist, die den Lebenskampf nur noch aus dem Gleichnis der Spiele kennt, sieht sich plötzlich einer Bewegung exasperierter Menschen gegenüber. Juden sind es, also Angehörige des Volkes, aus dem Benjamin Disraeli, und in schicklichem Abstand von diesem Grossen auch Claude Montefiore hervorgegangen. Was wollen diese Juden mit dem aus tiefster Brust aufquellenden Ruf nach Zion? Leben wir denn nicht schon in der besten aller denkbaren Welten? Spielen wir nicht mit den Söhnen berühmter englischer Familien Kricket? Tragen wir noch den gelben Fleck? Sitzen wir nicht im Unterhause als Whigs oder Tories? Ja, gelangen wir nicht sogar manchmal bis zur Peerage? Machen wir keine guten Geschäfte? Und wenn unser Sinn nicht auf den Erwerb irdischer Güter gerichtet ist, weil wir bedürfnislos oder

wohlhabend genug sind, können wir uns nicht gelehrten Uebungen hingeben?

Mr. Claude Montefiore ist ein gelehrter Herr. Er befasst sich, wie es scheint, vornehmlich mit jüdischer Wissenschaft, hält Vorträge zu seiner eigenen Befriedigung, und er hat vermutlich niemals seine Hand durch Gelderwerb befleckt. Er ist auch ein wohltätiger Mann — alten Stils. Man findet seinen Namen in allen Spendenausweisen, er steht an der Spitze verschiedener milder Unternehmungen, und wenn Lady Soundso ihm einen Sammelbogen schickt, zeichnet er sich gewiss mit dem höchsten Betrag ein. An alledem ist kein Tadel. Und das Zeugnis eines so vollkommenen Gentleman wird sicherlich in jeder Sache gelten — mit Ausnahme des Zionismus, wenn der Gentleman dagegen ist. Denn mit dem Zionismus hat es eine wunderliche Bewandtnis. Je höher einer steht, je besser es ihm geht, desto weniger beweist seine Gegnerschaft. Während umgekehrt der Anschluss eines günstig Situierten an die Bewegung ein sehr starker Beweis ist. Wir können daraus heute schon einen Grundsatz formulieren: Beim Zionismus ist der Wert der Anhängerschaft oder Gegnerschaft im umgekehrten Verhältnis zur Vermögenslage des Betreffenden. Herr Montefiore fühlt sich wohl und wünscht keine Veränderung seines gegenwärtigen Zustandes? Das ist ja ganz charmant, und es sei ihm bestens vergönnt. Aber einem normal veranlagten Gehirn fällt es schwer, zu begreifen, welche Autorität er danach für sich in Anspruch nimmt, um über die Leiden und Bedürfnisse einer ungeheuren Menge abzuurteilen, deren Notstand so unleugbar ist, dass nicht einmal er ihn leugnet.

Die subjektiven Auffassungen von Mr. Claude G. Montefiore sind also nicht ausschlaggebend. Höchstens ist es bedauerlich, dass er eine Anzahl beschränkterer Geister durch sein Beispiel beeinflusst oder diejenigen Schwachmütigen nach sich zieht, die gern in so guter Gesellschaft sind. Eine robuste Volksbewegung wie die unserige kann solche Verluste ertragen. Diese Verlorenen

werden sich sämtlich uns anschliessen, bis wir erst recht behalten haben, und wir werden sie dann mit einem Lächeln willkommen heissen.

Wie steht es aber mit den objektiven Gründen Claude Montefiores?

Er setzt recht klar auseinander, durch welche Ursachen man Zionist wird. Er gibt zu, dass sowohl orthodoxe wie Reformjuden und Freidenker dem Zionismus angehören. Wir hingegen wollen bereitwillig zugeben, dass aus den gleichen Kategorien auch das gegnerische Lager sich rekrutiert. Schon daraus erhellt, dass die religiösen Standpunkte vernünftigerweise reserviert bleiben sollen. Jeder glaubt und denkt auch als Zionist, was und wie es ihm beliebt. Die Gewissensfreiheit, die volle, gleiche, ist ein zu kostbares Gut der modernen Kulturmenschheit, als dass wir sie in unserer Bewegung auch nur diskutieren liessen. Die Betrachtungen Mr. Montefiores sind also müssig, wir gehen darauf gar nicht ein.

Der Kern seiner Ausführungen ist der folgende:

„Der Judenstaat, sagt man, sei die einzige Lösung der Judenfrage. Nehmen wir einen Augenblick an, dies wäre richtig, so scheint doch viel darauf anzukommen, in welcher Weise man auf diese Lösung eingeht. Ist es eine traurige Lösung oder eine heitere? Ist es eine düstere Notwendigkeit oder ein glorreiches Ideal?“

Nachdem Mr. Montefiore sich die Frage in dieser dilemmatischen Form gestellt hat, beantwortet er sich sie befriedigt. Man kann sein Dillemma und seine zwingenden Antworten mit wachsender Fröhlichkeit lesen. Vor ein paar Jahren wurde in Frankreich viel gelacht über den damaligen Ministerpräsidenten Dupuy, der eines Tages den Sozialisten zurief: „Je vous enferme dans un

dilemme.“ Aber die ins Dilemma seiner Logik Eingesperrten bewegten sich auch weiter noch ganz ungebunden und munter, und sie tun es noch, während Herr Dupuy längst aufgehört hat zu regieren und die Leute in Dilemmata einzusperren.

Also das eine Horn von Montefiores Dilemma: „das glorreiche Ideal“. Wenn jemand Zion als solches ansieht, könne er nicht mehr Bürger seines jetzigen Staates sein. Du lieber Gott, warum nicht? Gibt es zwischen Gegenwart und Zukunft nur eine so dürre Option? Kann man nicht Rechte und Pflichten der Gegenwart ausüben und erfüllen und zugleich bessere Tage anstreben und vorbereiten? Ja, wie ist denn die ganze Kultur der Menschen entstanden? Der Logiker Montefiore wird sagen — und auch beweisen, denn er beweist alles — dass ein Mensch nicht in zwei Häusern wohnen könne. Wie wahr! Aber kann man nicht ein neues Haus bauen, während man noch im alten wohnt? Nein, wird er sagen, man darf nicht, denn er ist ein methodischer Geist, der solche Sprünge für unlogisch und gefährlich hält. Freilich würden die Menschen heute noch auf Pfahlbauten oder in Erdlöchern wohnen, wenn es nie andere Köpfe gegeben hätte, als es seiner ist.

Aber Zion als „glorreiches Ideal“ hat noch andere Fehler: es muss den Antisemitismus hervorrufen. Nun, wir haben schon eine dreijährige Erfahrung in den verschiedensten Ländern hinter uns. Nirgends hat der Zionismus den Antisemitismus erregt oder vermehrt. Das Gegenteil ist richtig. Die ärgsten Antisemiten gestehen zu, dass diese ideale Richtung des neuen Judentums Achtung verdiene. Wäre Mr. Montefiore nicht so ängstlich um sein jetziges Wohlbefinden besorgt, stünde er so draussen im Kampfe ums Dasein wie die riesige Mehrzahl seiner Stammesbrüder, der Gedanke einer Verschlechterung der Lage käme ihm wohl nicht. Nein, das ist nicht zu befürchten; vielmehr ist klar vorherzusehen, dass in jedem Lande der Wert und das Ansehen der Juden steigen würde, wenn ihre Zahl abnähme. Und wenn

schliesslich nur die Assimilierten zurückbleiben, wird man sie als die Rarität behandeln, die sie sind. Doch nehmen wir an, er hätte recht, es erwüchsen dem Herrn Montefiore und Seinesgleichen Unannehmlichkeiten aus der zionistischen Bewegung — mit welchem Rechte fordert er von uns, dass wir, das jüdische Volk, auf unsere Wünsche nach Besserung verzichten, unseren Notschrei unterdrücken, all den moralischen und materiellen Jammer, der uns plagt, verschweigen sollen? Diese Zumutung ist grotesk. Wer sie vorzubringen wagt, stellt sich ein Armutszeugnis aus. Es gibt leider viele Menschen, die so denken, aber den meisten verbietet es die Klugheit, so zu sprechen.

Hierauf erörtert Mr. Claude das andere Horn: „die traurige Notwendigkeit", und wieder „nimmt er etwas an." Was nimmt er an? „Dass der Antisemitismus morgen aufhörte, dass die Juden in Russland und Rumänien plötzlich und vollständig emanzipiert würden, dass sozialer Ostrazismus und Hass, worunter die Juden in Oesterreich, Deutschland und (mirabile dictu) selbst in den Vereinigten Staaten leiden, plötzlich zerflössen und verschwänden." Dann würde der Zionismus als „traurige Notwendigkeit" sofort aufhören. Ja, wenn er schon beim Annehmen ist, warum nimmt er nicht gleich an, dass wir auf dem Mond oder im dreiundzwanzigsten Jahrhundert n. Chr. sind, oder fliegen können. Wahrlich, wenn wir nicht wüssten, dass Mr. Montefiore ein wohlerzogener und wohltätiger Herr ist, wir würden meinen, dass er über den Notstand der Judenheit schnöde scherzt.

Zu all diesen sinnreichen Annahmen, die Mr. Montefiore im Behagen seiner Studierstube vor sich hin in die Luft bläst, fehlt uns die Geduld. Eine Erfahrung voll tiefster Bitterkeit hat uns moderne, „emanzipierte" Juden gelehrt, dass der Antisemitismus nicht schwindet und nicht schwinden kann, weil seine Ursachen nicht behoben sind. Wir haben es oft gesagt. Jeder neue Tag liefert neue Beweise, ach, in aller Welt. Ein Abfluss der schwerbedrängten Judenmassen, die sich und ihrer Umgebung zur Last

sind, würde von Christen und Juden mit einem dankbaren Ruf der Erleichterung begrüsst werden. Und wir wollen als ernste Menschen, die sich der grossen Verantwortung wohlbewusst sind, dafür sorgen, dass dieser Abfluss in rechtlich sicherer Weise erfolge. Es fehlt uns die Leichtfertigkeit, mit der manche gnädige Gönner die armen jüdischen Auswanderer fortschaffen, irgendwohin übers Meer, nur recht weit weg. Die Wertlosigkeit dieser Versuche, auch wenn sie mit den grössten Mitteln unternommen werden, zeigt sich ja immer deutlicher. Jeder Rechenschaftsbericht dieser „wohltätigen" Vereinigungen enthält das mehr oder minder verhüllte Geständnis, dass die Bemühungen der Protektoren fruchtlos waren. Solange diese Herren von dem neuerwachten Volksbewusstsein Israels keine Ahnung hatten, waren ihre Philanthropien nicht nur entschuldbar, sondern sogar löblich. Das hat sich allmählich geändert.

Ist der Zionismus eine Notwendigkeit? fragt Montefiore noch. Wer kein Schloss in England hat, wird daran nicht zweifeln.

Aber ist der Zionismus nicht ein „Schloss in Spanien", ein Wolkengebilde, eine Utopie, geträumt von Träumern? Wir wollen darauf nicht mehr mit Vernunftgründen antworten, die ja doch nur den Vernünftigen, den unbeschränkten Geistern einleuchten. Unsere Zionisten in Bulgarien, in Südafrika geben eine stürmisch jauchzende Antwort. In Bulgarien haben sie gesehen, wie eine Staatsbildung in der Gegenwart sich gestaltet. In Südafrika haben sie im letzten Dezennium das jähe Wachstum einer Kolonie mitgemacht. Die Zionisten vom Balkan, die Zionisten der „Chartered Company" sind unsere besten Argumente. Ja, und alle Zeichen des Weltverkehrs, das Kabel im Meer, der Dampf der Lokomobile, die Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen, die indische Baumwolle, der amerikanische Weizen, die Kraftübertragung im dünnen Draht — kurz, die sämtlichen Wunder, die in unserem Alltag blühen, sprechen sie nicht zum verschlossenen Sinne des gebildeten Mr. Claude Montefiore? Unsere Beweisgründe sind von heute, seine

sind von gestern und vorvorgestern. Er zitiert überlegen und selbstzufrieden den alten jüdischen Philosophen Philo. Wandelt den gelehrten Mr. Claude niemals der Gedanke an, dass die Alten nur aus ihrer Zeit heraus weise sein konnten und dass andere Bedingungen des Lebens auch eine andere Weltweisheit hervorrufen? Jede Zeit hat ihre Weisheit, ihre Weisen.

Und kann sich Mr. Claude Montefiore nicht vorstellen, wie weit denen ums Herz wird, die nicht an ihr eigenes Behagen denken, sondern einer Idee dienen, einer Welt von Gegnern zum Trotz? Wir sind schon in der kurzen Zeit unseres Kampfes über grössere Schwierigkeiten hinweggekommen, als es die mühsamen Dilemmata des Mister Montefiore sind. So einfach, wie dieser anglojüdische Denker sich die Dinge vorstellt, sind sie in Wahrheit nicht. „Traurige Notwendigkeit" oder „glorreiches Ideal"? Nun, es ist dies und jenes. Die Motive der Menschen sind so verschieden, wie sie selbst. Zusammen bilden sie das Dickicht der Nation. Wer aber keinen freien Ueberblick hat, der sieht, wie man zu sagen pflegt, den Wald vor lauter Bäumen nicht. Und ein solcher möchte uns belehren? Nein, nein, wir danken. Wir sehen den Wald, wir glauben an den Wald. Und der Zionismus fegt als ein reinigender Sturm durch das ganze Judentum. Die dürren Aeste werden geknickt, in den Wipfeln muss Raum sein für die ewig jungen Triebe, die hinauf wollen in das Sonnenlicht.



FEUER IN GALIZIEN



FEUER IN GALIZIEN

Der Pater Stojalowski hat seine Leute schlecht unterrichtet. Es ist in einem modernen Rechtsstaate nicht gestattet, zu sengen, zu morden und zu plündern. Der Bezirkshauptmann von Jaslo bezeichnet in einem amtlichen Rundschreiben die Gerüchte als „lächerliche und abenteuerliche", die „Gerüchte, als ob es gestattet wäre, an wem immer strafwürdige Handlungen, wie Raub, Gewalttätigkeiten usw. zu begehen."

Diese Nachricht war nämlich von einem Hetzkreis ausgegangen, als dessen Haupt- und Mittelpunkt der Pater Stojalowski von der öffentlichen Meinung ziemlich übereinstimmend bezeichnet wird. Eine Wahl steht im Sanoker Kreise bevor, und um die Gemüter für die Kandidatur des Stojalowskischen Parteigängers richtig zu stimmen, die Juden einzuschüchtern, die Bauern zu gewinnen, wurde diese Hetze kunstvoll veranstaltet. Den einfältigen und grausamen Bauern spiegelte man vor, die Regierung habe gestattet, ab und zu die Juden zu plündern und zu massakrieren. Einige wollten wissen, für diese Lustbarkeit sei die Frist von vierzehn Tagen eingeräumt. Andere behaupteten, es sei ein intermittierendes Fest: dreimal die Woche während eines Monats. Man musste endlich ziemlich starke Militärabteilungen auf den blutgetränkten Schauplatz dieser vom Bezirkshauptmann von Jaslo mit Recht als lächerlich und abenteuerlich bezeichneten

Gerüchte senden, um die Ruhe wiederherzustellen. Es kann in der Tat nicht gestattet sein, Raub, Gewalttätigkeiten u. dergl. an wem immer zu begehen. Selbst an Juden nicht.

Wir haben an solchem Ausgange des nicht nur lächerlichen, sondern auch grauenhaften Abenteuers von vorneherein nicht gezweifelt. Dass der alte Rebellengeist dieser slavischen Bauern, die manchmal aus ihrem dumpfen Brüten zu tierischen Gewaltsamkeiten auftaumeln, gebändigt werden würde, war vorauszusehen. Menschliche Rücksichten und Staatsnotwendigkeit gebieten es in gleicher Weise. Für die kurzsichtig in den Tag hineinlebenden Politiker ist damit der Zwischenfall erledigt. Höchstens triumphieren manche darüber, dass sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal die im Antisemitismus schlummernde Ordnungsgefahr gezeigt habe. Denn bei den jüdischen Hütten und Schenken beginne der Brand nur, um dann hinüberzufliegen auf das Dach der Schlösser. Die Edelleute und Herren müssten sich daher vorsehen, dass sie nicht heimgesucht würden vom wildgewordenen Bauer, der seine Sense zuerst beim Juden dengelt, um nachher auch die Herren niederzumähen. So kommt es, dass gewisse jüdische Politiker in einiger Entfernung vom Tatorte geradezu Sicherheit schöpfen aus solchen Ausschreitungen. Wer den Staat erhalten und die Ordnung bewahren will, müsse gegen die Judenfeindschaft früher oder später Stellung nehmen. Israel kann ruhig schlafen. Wenn ein Brand ausbricht, wird schon die Löschmannschaft ausrücken. Man wird die Spitzen und die Spritzen der Behörden auf dem Brandorte sehen, bis der letzte Rauch von den geschwärzten Trümmern verschwunden ist.

Aber was würde man von einem Menschen oder einer Gemeinschaft halten, die ihre ganze Sicherheit bei einem brandgefährlichen Objekt in dem Eintreffen der Feuerwehr suchen würden. Die Feuerwehr kann sich einmal verspäten, sie kann an mehreren Orten zugleich in Anspruch genommen sein und beim besten Willen nicht rechtzeitig ankommen. Was dann? Die Vernichtung.

Wir in unseren festen Häusern, mitten in der Kultur, bewahren sorgsam, wie es im Nachtwächterspruche heisst, „das Feuer und das Licht, dass niemandem nichts g'schicht!" Zudem zahlen wir pünktlich unsere Beiträge zur Brandschadenversicherung. Das ist doch das Geringste an Vorsicht, was ein vernünftiger Hausvater aufbieten kann. Es gehört dazu nicht viel mehr als die Weisheit eines Nachtwächters. Und Israel, das Volk, das so viele Denker im Lauf einer langen, ruhm- und qualvollen Geschichte hervorgebracht hat, Israel hat nicht einmal die Weisheit eines Nachtwächters. Wir denken nicht vorher daran, die Brandgefahr abzuwenden, und ist der Schaden angerichtet, so weiss niemand, an wen er sich um Ersatz des Verlorenen wenden soll. Und wer vorher die Unverständigen mahnt, eine wechselseitige Brandschadenversicherung einzusetzen, der wird verlacht und bekämpft.

Aber wir wollen jetzt nicht nur von dieser materiellen Seite unseres Zionismus reden. Der schon wieder gedämpfte Brand in Galizien gibt uns manchen andern Stoff zum Nachdenken. Vor allem: wen hat auch dieses Unglück betroffen? Wieder diejenigen, die genug zu tragen haben. Wieder die Armen, Elenden, Mühseligen unter den Juden. Man hört sagen, die Wirte, deren Schenken geplündert und niedergebrannt wurden, seien Wucherer und Ausbeuter der kümmerlichen Landvolkes. Danach könnte man glauben, es wäre eine leichte Existenz, trunksüchtigen Bauern, die auf eine Bitte um Zahlung mit einer Drohung oder Misshandlung antworten, den Rausch zu kreditieren. Wir im Mittelpunkte der zionistischen Bewegung haben leider täglich Gelegenheit, vom galizischen Proletariate zu hören und es in jammervollen Gestalten zu sehen. Keine Arbeit ist diesen Menschen zu schwer und — mit Schmerz und Mitleid sagen wir es — keine Beschäftigung manchen von ihnen zu ehrlos. Tout comprendre, c'est tout pardonner. Leben wollen diese Aermsten, und sie wollen ihre verhärmten Weiber, ihre kranken, schwachen Kinder nicht Hungers verenden lassen. Wer wagt es, einen Stein auf sie zu werfen, wenn sie im Hausier- und Wirtshandel nicht die moralischen

Eleganzen eines tadellosen Gentleman haben? Wenn sie sich gegen das Gesetz vergehen, nimmt es sie schon gehörig beim Kragen. Und die moralischen Eleganzen, wer hat sie denn? Etwa die hochmütigen Emporkömmlinge, die von diesen galizischen Unglücksfällen als von etwas Fernem, ausserhalb ihrer Sphäre Spielendem kühl reden und die sich zu einer grossen solidarischen Hilfsaktion für die leiblich und sittlich Verkommenen ihres Stammes nicht verpflichtet halten?

Da ist die tiefe Wurzel aller Uebel, von denen die Juden heimgesucht sind. Von aussen wird unsere Solidarität angenommen, und danach handeln unsere Feinde. Für Fehler und Vergehen einzelner unter uns wird die Gesamtheit haftbar gemacht, aber im jüdischen Volke besteht das Gefühl der Solidarität nicht — noch nicht.

Und doch scheinen Vorfälle, wie beispielsweise die letzten in Galizien, heftig zur Solidarität zu mahnen. Nicht einmal das Mitleid mit unverschuldetem Missgeschick braucht da zu sprechen. Das Weh, das wir nicht mit eigenen Augen sehen, die Klagen, die wir nicht unmittelbar hören, pflegen uns nicht stark aufzuregen. Aber die galizischen Juden und ihr Elend sind auch eine kolossale Gefahr. Man denke, dass in Galizien ungefähr eine Million Juden in schauerlichen Zuständen leben. Es sind keineswegs Bauern von geringer Intelligenz, es fehlt ihnen die, man möchte sagen: glückliche Fühllosigkeit und Bewusstlosigkeit. Auch der Aermste und Letzte ist durch einige elementare Kenntnisse zum Verstehen aufgeweckt. Und diese Menschen fristen unter geradezu untermenschlichen Bedingungen ein Leben, das diesen Namen kaum noch verdient. Ist es zu verwundern, wenn das namenlose Elend sie auf Abwege bringt? Manche Erscheinung in diesen gequälten Massen spricht erschütternd zu uns. Man hat unter anderem beobachtet, dass galizische Jüdinnen in den letzten Jahren auffallend zahlreich der Prostitution zufallen. Sie kommen als Ware nach allen Weltgegenden in den schrecklichsten

Handel. Bedenkt man die alte Reinheit des jüdischen Familienlebens, so schnürt einem eine solche Tatsache das Herz zu. Und die so in ihrer moralischen Widerstandskraft Geschwächten sind nicht nur den grimmigsten Entbehrungen, sondern auch Verfolgungen und Misshandlungen durch den Pöbel ausgesetzt. So ist wahrlich für sie Anlass genug vorhanden, ihre „Heimat" zu verlassen. Aber wohin sie auch kommen, man stösst sie zurück. Es gibt heutzutage vielleicht in der ganzen weiten Welt keine verzweifelteren Menschen als die armen galizischen Juden. Sie wissen buchstäblich nicht mehr, wo aus, wo ein. Und wenn sie sich verstörten Blickes an ihre glücklicheren Stammesgenossen wenden, weist man sie ab, oder, was noch schlimmer ist, gibt ihnen Almosen. So werden die drohenden Bettler und die feigen Bettler gezüchtet.

Arbeit brauchen sie. Nur durch Arbeitshilfe sind sie zu retten. Aber die Arbeit ist nur dann denkbar, wenn die Früchte der Arbeit gesichert sind. Die Sicherheit des Besitzes ist die grosse Stärkung des Bauers in seinem wahrlich harten Kampfe mit der Ackererde. Dem Juden fehlt nun in Galizien — vielleicht auch anderswo — die Hoffnung auf einen in aller Zukunft ungestörten Besitz. In einer langen Ruhezeit pflegt ja auch beim Juden allmählich und schüchtern diese Hoffnung zu erwachen. Ein Beispiel dafür liefern die Juden in Ungarn. Feindselige Ausschreitungen der Mitbürger zerreissen aber die begonnene Hoffnung und damit die Arbeitslust. Darin sehen wir die Bedeutung aller judenfeindlichen Exzesse, auch der letzten galizischen. Waren es die letzten? Diese haben jedenfalls auch die Arbeitslustigen auf Jahre hinaus demoralisiert, von den tiefer in den Bettel gesunkenen Proletariern ganz zu schweigen.

Da gibt es jedoch getröstete jüdische Menschenfreunde, welche die Berichte über die Unruhen in den Blättern beim Morgenkaffee lesen und konstatieren, dass nur in ein paar Dutzend Ortschaften

Häuser demoliert, Läden geplündert und einige Juden verletzt worden sind. Was ist da weiter daran? Es gibt auch anderswo Unglücksfälle, Menschen und Güter gehen zugrunde; nur unsere Leute sind so wehleidig, dass sie gleich schreien, als ob die Welt zugrunde ginge. Jawohl, es gibt Juden in günstiger Lage, die so gefasst raisonnieren; freilich sind diese der Auswurf unseres Volkes, und jeder rechte Zionist kann nur mit Ekel und Verachtung von ihnen reden. An solche Bursche, die zuweilen durch gar bedenkliche Streiche zu ihrer gesicherten Lage gelangt sind, wenden sich unsere Worte nicht. Nur mit unseren ernsten und rechtschaffenen Volksgenossen erörtern wir diese furchtbar ernsten Fragen. Auf den Zusammenhang zwischen den Exzessen und dem moralischen Verkommen wollen wir hinweisen. Diese Unruhen in Galizien haben die breiten Massen unserer dortigen Brüder vielleicht auf zehn Jahre aus dem Gleichgewicht gebracht. Für wieviele jüdische Kinder in Galizien werden die unvergesslichen Schreckensbilder im Sanok-Jasloer Kreise ein tiefster Eindruck aus der Judenzeit bleiben ihr Leben lang. Die Sterblichkeit ist gross unter diesen Kindern der Elenden; aber wenn sie mit dem Leben davonkommen, werden sie sich jemals von den frühen grausamen Erfahrungen innerlich freimachen können?

Diese Betrachtungen haben keineswegs den Zweck, die galizischen Juden zu verteidigen. Sie haben ja nichts angestellt, weswegen man ihnen den roten Hahn aufs Dach setzen musste. Sie haben nur das Verbrechen begangen, zu leben, kümmerlich und sorgenvoll zu leben. Gerade darum müssen die unbegründeten, unbegreiflichen Ueberfälle in moralischer Beziehung auf unsere Massen einfach verheerend wirken. Der Mittelstand unserer galizischen Juden, die Advokaten, Aerzte, Techniker, Fabrikanten und besseren Kaufleute sind schon durch ihre Bildung befähigt, ihr Rechts- und Ehrgefühl, ungeachtet der Exzesse, ja diesen zum Trotze zu bewahren. Das Rechts- und Ehrgefühl der Unteren aber wird vernichtet. Der Sozialpsychologe kann an solchen Erscheinungen nicht achtlos vorübergehen.

Israel! Andere Völker werden auch von Missgeschicken heimgesucht, aber es kommt ihnen immer wieder eine ungetrübte Zeit. Jedem Kriege folgt ein Frieden. Nur das verstreute Israel wird immer besiegt und kommt nach den Niederlagen nicht zur Ruhe. Die materielle Sicherheit ist aber die Grundlage der moralischen Gesundheit, und darum wünschen wir mit aller Inbrunst, erstreben wir mit all unserer Kraft für unser Volk die materielle Sicherheit, die es nur auf seinem eigenen Boden finden kann. Und die moralische Gesundheit eines tatsächlich in der ganzen Welt verstreuten Volkselements ist von Wichtigkeit für die ganze Welt.



ZWEITE KONGRESSREDE



ZWEITE KONGRESSREDE

Der Zionismus hat einen Jahresring angesetzt, seit wir zuerst versammelt waren. Heute sind wir abermals hier zusammengekommen, weil wir keinen besseren Ort finden könnten, und weil ein Band von Dankbarkeit uns nun mit dieser Stadt verknüpft, in der unsere vordem heimatlose Bewegung alle Wünsche und Beschwerden gedrückter Menschen aussprechen durfte.

Als ein Fremdes, vielen Unbegreifliches war die neue jüdische Bewegung vor der Welt aufgetaucht. Manche hielten sie für ein Gespenst aus vergangenen Zeiten. Denn das jüdische Volk war ja tot und verschollen. Wir aber hatten dunkel gefühlt, bevor es in unser Bewusstsein trat, dass dies nicht wahr sei. Der Tod ist ja das Ende aller Leiden; woher kam es also, dass wir litten? So hat sich uns der Spruch des Denkers gewandelt: „Ich leide, also bin ich!" Und allmählich, von Unbill zu Unbill, nahm diese Erkenntnis festere Formen an, bis das Volksbewusstsein fertig dastand, auch noch nicht Gemeingut aller, aber mit einer starken Fähigkeit ausgestattet sich zu verbreiten. Und wirklich, es drang weiter, Köpfe und Herzen ergreifend, alt und jung werbend, und der erste Kongress der Zionisten war bereits eine Kundgebung dieses ins Leben zurückgekehrten Volksbewusstseins. Aber es gab manches ernste und schwere Bedenken gegen die Einberufung einer solchen Versammlung von Bürgern verschiedener Länder. Würde nicht von unseren Feinden die Beschul-

digung erhoben werden, dass wir einen internationalen Bund gegen unsere christlichen Mitbürger schliessen wollten, würde dadurch nicht unsere Lage in den einzelnen Ländern noch verschlimmert werden? Dem gegenüber haben wir von Anfang an mit aller Deutlichkeit betont, haben es durch jede unserer Handlungen erhärtet, dass wir durchaus keinen internationalen Verein, sondern nur die internationale Diskussion wollen. Und das sei hier noch einmal zum ewigen Gedächtnis wiederholt: es kann sich bei uns nicht um Bündeleien, geheime Interventionen und Schleichwege handeln, sondern nur um eine offene Besprechung unserer Gegenwart und Zukunft unter der beständigen Kontrolle der öffentlichen Meinung.

Es muss der Ton der Wahrheit in unseren Worten gewesen sein; denn der Kongress hat vielfach Teilnahme hervorgerufen selbst bei denjenigen, die den Juden vorher gleichgültig oder unfreundlich gegenüberstanden. Jedes ehrliche Volkstum, das sich nicht unter fremden Masken verbirgt, hat ein natürliches Recht auf Achtung und Duldung seitens der anderen Völker, wenn es diese nicht bedroht. Vergessen wir selbst in unseren von Antisemitismus verdüsterten Tagen nicht, dass eine grossmütigere Zeit vorhergegangen war, in der uns alle Kulturvölker die Gleichberechtigung schenkten. Der Wille war zweifellos ein guter, aber der Erfolg kein genügender. Lag es an uns, oder lag es an den anderen? Wahrscheinlich an beiden oder vielmehr in den von lange her gewordenen Umständen, die sich durch Gesetz und Verordnungen nicht abschaffen liessen. Die Gesetze waren freundlicher als die Gewohnheiten. Und wir erlebten den Rückschlag, diese kolossale Regung der Reue bei den Völkern, die uns soeben in Gnaden aufgenommen hatten. — Aber aus der Emanzipation, die ja doch nicht rückgängig zu machen und aus dem Antisemitismus, der ja doch nicht wegzuleugnen ist, ergab sich für uns eine neue, grosse Folgerung. Es konnte nicht der geschichtliche Sinn der Emanzipation sein, dass wir aufhören sollten, Juden zu sein, denn wir wurden zurückgestossen, als wir

uns mit den anderen vermischen wollten. Der geschichtliche Sinn der Emanzipation musste vielmehr sein, dass wir unserem befreiten Volkstum eine Heimstätte bereiten sollten. Das hätten wir früher nicht vermocht; wir können es jetzt, wenn wir es mit aller Kraft wollen.

Es genügt nicht, dass wir uns als ein Volk fühlen und erkennen; nach dem Volksbewusstsein muss auch der Volkswille erwachen. Auf diesem Punkte gab und gibt es aber manche Schwierigkeit. In einem langen Elend haben wir uns des konsequenten Wollens entwöhnt, und Aspirationen, die jedes andere Volk nicht nur nicht verbirgt, sondern als die grösste gemeinschaftschaftliche Ehre pflegt, wagten wir bisher nicht laut werden zu lassen. Da wir es nun endlich tun, finden wir den passiven Widerstand von Leuten, die jeder Veränderung abhold sind und auch die unbequemste Lage aus Trägheit beibehalten wollen, ja wir stossen sogar auf die Feindseligkeit gewisser, sozusagen offizieller Kreise des Judentums. Diese Erscheinung war namentlich in den Protesten einiger Rabbiner auffällig. Es wird immer zu den grossen Merkwürdigkeiten gehören, dass die Herren gleichzeitig um Zion beten und gegen Zion auftreten. Der Widerspruch dürfte aus ihrer anfänglichen Unsicherheit zu erklären sein, ob denn die Gemeinde auch mit dem neuen Zionsruf einverstanden sei. Indessen kann eine Idee wie die unserige nicht auf das Verständnis der bisherigen Kultusvorsteher und die Nützlichkeitserwägungen ihrer Seelsorger angewiesen bleiben. Fast überall sind die breiten Schichten für uns. Diese bilden und erhalten die Gemeinde. Folglich muss auch in ihrem Sinne gehandelt werden. Wir haben den Gegensatz bisher aus brüderlicher Schonung nicht hervorgekehrt; aber schliesslich ist es notwendig, darin Wandel zu schaffen. Es kann nicht länger so bleiben, dass in jüdischen Kultusgemeinden gegen Zion agitiert wird. Es ist ein widersinniger, unmöglicher Zustand. Wir müssen ihm ein Ende bereiten. An allen Orten, wo der Vorstand nicht schon ohnehin zu den unsrigen gehört, muss eine Wahlkampagne

begonnen werden. Männer, die würdig und fähig sind, solche Ehrenämter zu bekleiden und die uns in der Gesinnung nahestehen, müssen auf den Schild gehoben und in die Gemeindestube getragen werden, im Namen der nationalen Idee. Die Autorität der Kultusgemeinde, die Mittel, über die sie verfügt, die Personen, die sie erhält, dürfen nicht gegen den Volksgedanken verwendet werden. Darum glaube ich in Ihrem Sinne zu sprechen, geehrte Kongressmitglieder, wenn ich als eines unserer nächsten Ziele die Eroberung der Gemeinden hinstelle.

Es ist dies auch der loyale und legale Weg, den zionistischen Volkswillen in die Erscheinung treten zu lassen, nicht nur in der jährlich einmaligen Beratung, die uns hier versammelt, sondern auch in einem Wirken aller Tage und gleichzeitig auf allen Punkten, wo Juden wohnen. Es genügt nicht, dass wir davon wissen, in welchem Umfange der zionistische Gedanke die Judenheit ergriffen hat; die Tatsache muss auch gezeigt werden. Der Wahlzettel ist dafür das geeignete, völlig einwandfreie Mittel.

Ausserhalb des Judentums haben unsere Bestrebungen bereits viele wertvolle Sympathien, und es regen sich nur Zweifel, ob denn wir Zionisten nicht ein vereinsamtes, wunderliches Häuflein seien, dessen Versicherungen und Absichten nicht ins Gewicht fallen können. Die Eroberung der Gemeinden wird beweisen, was wir vermögen.

Wenn wir die Sympathien der nichtjüdischen Welt für unsere Bestrebungen herbeiwünschen, herbeirufen, so findet man auch daran etwas auszusetzen. Ja, dieselben Leute, die uns den Vorwurf machen, dass der Zionismus neue Scheidegrenzen zwischen den Menschen aufrichte, mäkeln daran, dass uns die Freundschaft christlicher Zionisten willkommen ist. Uns ist es aber nicht etwa eine niedrige Sache der Nützlichkeit, wenn wir die uns so freundlich entgegengestreckten Hände drücken. Es zeigt sich darin vor allem, dass dem Zionismus eine versöhnende Kraft innewohnt.

Gedanken, rein von Hass, erstarken auf diesem Boden. Wir halten unverbrüchlich an unserem Judentume fest und gewinnen dennoch Freunde von edelster Uneigennützigkeit. Ist das so schlimm? Wir, die angeblich neue Unterschiede schaffen, bringen durch einen milden Versuch die Menschen einander näher. Wir wenden dazu keinerlei Künste an; wir geben uns nur als das, was wir sind; wir sagen einfach die Wahrheit.

Und die Wahrheit ist es auch, dass wir solche Freunde brauchen. Das Werk, das uns vorschwebt, wollen wir zwar aus eigener Kraft tun: aber viel Wohlwollen muss uns dabei umgeben, sonst kann es nicht gelingen. Wodurch verdienen wir uns dieses Wohlwollen? Dadurch, dass wir eine ohne unser Hinzutun nicht lösbare Frage lösen, die auf mehreren Ländern lastet. Denn die Judenfrage sucht manche Staaten schwer heim. Sie werden bei der Besprechung der allgemeinen Lage im verwichenen Jahre hören, wie zahlreich die Beweise für die Notwendigkeit des Zionismus leider auch heuer gewesen sind. Bald da und bald dort, jetzt im Süden und jetzt im Norden, springt der Judenhass auf; kein Kulturland ist so westlich gelegen, dass es diese alte Hetze nicht beherbergte; keine Halbzivilisation ist so zurückgeblieben, dass sie die neuesten Formen und Schlagworte nicht kennte; Pöbel rast plötzlich durch die Gassen, und beim Feuerschein wird die jüdische Habe, zuweilen auch deren Inhaber, zerstört.

Aber das ist nicht das Aergste. Nicht das Blutvergiessen, nicht die Verwüstungen, nicht die Beschimpfungen sind das Aergste. Diese Unruhen richten einen schweren Schaden an in der misshandelten Seele unseres Volkes. Sie untergraben immer wieder das Rechts- und Ehrgefühl, sie machen die Betroffenen zu Feinden einer stiefmütterlichen Gesellschaft, in der solches geschehen kann. Wundern wir uns nicht, wenn die Proletarier unter den Proletariern, von allen Menschen die Verzweifeltesten, bei allen äussersten Umsturzparteien zu finden sind. Wundern wir

uns nicht; bemühen wir uns vielmehr, eine Besserung herbeizuführen.

Von weiterblickenden Staatsmännern darf vielleicht erwartet werden, dass sie die ganze Gesellschaftsgefahr erkennen, die in der ungelösten Judenfrage liegt. Die Juden seien ein zersetzendes Element, sagt man gewöhnlich. Hüben und drüben taumelt man von Unrecht zu Unrecht. Da wir aber ein aufbauendes Element aus den Juden machen wollen, so müssten uns in guter Logik alle diejenigen unterstützen, die nicht wünschen, dass die Juden alles zersetzen. Wir sind bereit, die Bauzeit des Judentums herbeizuführen — alles haben wir dazu in Hülle und Fülle; die Menschen, das Material, die Pläne. Wir brauchen nur noch — den Bauplatz.

Freilich ist der, welcher für uns taugt, ein Bauplatz von besonderer Art. Kein Fleck der Erde ist so begehrt worden wie dieser, und so sehr haben ihn viele Völker gewünscht, dass er unter all dem heissen Verlangen verdorrt ist. Wir aber glauben, dass dieser verödete Winkel des Morgenlandes nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft hat, gleich uns selbst. Auf diesem Boden, auf dem jetzt so wenig wächst, sind Ideen für die ganze Menschheit gewachsen. Und gerade darum wird niemand leugnen können, dass eine unverjährbare Beziehung zwischen unserem Volk und diesem Lande besteht. Wenn es überhaupt legitime Ansprüche auf ein Stück der Erdoberfläche gibt, so müssen alle Völker, die an die Bibel glauben, das Recht der Juden anerkennen. Sie können es aber auch neidlos und ohne Sorge anerkennen, denn die Juden sind keine politische Macht und werden nie mehr eine politische Macht sein.

Wie es bei der Besitzergreifung durch eine der bestehenden Mächte, sei es welche immer, wäre — das ist eine andere Frage. Das Land ist nicht nur die Heimat der höchsten Ideen und des unglücklichsten Volkes, es ist auch durch seine geographische

Lage von bedeutender Wichtigkeit für ganz Europa. Da wird in einer Zeit, die nicht ferne sein kann, eine Kultur- und Handelsstrasse nach Asien führen. Asien ist das diplomatische Problem des nächsten Jahrzehnts. Wir dürfen vielleicht in aller Bescheidenheit daran erinnern, dass wir Zionisten, denen man so gerne den praktischen Blick abspricht, diese kommende Entwicklung des europäischen Wettbewerbes um einige Jahre früher als bevorstehend erkannt und angekündigt haben. Man sieht heute schon, wie das geht. Sie wissen, mit welcher Aufmerksamkeit jeder Schritt einer Macht in dieser Richtung von den anderen beobachtet wird. Und wenn der modernste Fürst der bewohnten Erde in nächster Zeit eine Fahrt nach den heiligen Stätten unternimmt, so hört man aus den Kommentaren der öffentlichen Meinung aller Länder eine gewisse Beklemmung, ja stellenweise sogar offene Feindseligkeit heraus. Dieses Land kann und wird wohl nie in den Besitz einer einzelnen grossen Macht gelangen, denn es ist das bestbehütete; es wird nicht nur von seinem jetzigen Eigentümer, sondern auch von allen übrigen sorgfältig bewacht.

Wird es also bis ans Ende der Tage in seinem gegenwärtigen Zustande verbleiben müssen? Das wäre wohl für alle Teile bedauerlich, eben weil zwei allgemeine Kultur- und Verkehrsnotwendigkeiten davon abhängen. Das osmanische Reich hat seine unverwüstliche Lebenskraft im letzten Kriege neu bewiesen. Die Türken haben die vorzüglichsten Eigenschaften, sie sind tapfer, grossmütig, aufopferungsfähig — nur die Eigenschaften, die zur Kultivierung und Industrialisierung eines Landes erforderlich sind, besitzen sie nicht. Das ist eine Tatsache. Darum wäre für sie die Zuführung eines friedlichen, unternehmungslustigen Volkselementes, welches gerade die dort entbehrten Eigenschaften hat, eine Stärkung, eine Bereicherung.

Es ist nun unsere Aufgabe, an der wir unablässig arbeiten, die Bedingungen für eine Verständigung in dieser Hinsicht herzustellen. Wir dürfen sagen, dass der türkischen Regierung die voll-

kommene Loyalität unserer Bestrebungen wohlbekannt ist. Wir wollen keine Ansiedler einschmuggeln und überhaupt keine Tatsachen zu schaffen versuchen ohne vorherige Abmachung. Wir hätten nämlich keinerlei Interesse daran, eine wirtschaftliche Kräftigung der Türkei herbeizuführen, wenn wir dafür keinen Gegenwert erhielten. Die ganze Sache ist nach dem einfachsten Rezepte von der Welt zu machen. Es lautet: do ut des!

Die Frage ist nun, wie das weiter zu bewerkstelligen sei. Wir haben schon auf dem ersten Kongresse die Notwendigkeit erkannt, ein finanzielles Instrument für die Zwecke unserer Bewegung zu schaffen. Das soll die jüdische Kolonialbank sein. Es ist ungemein charakteristisch, dass unsere jüdischen Gegner uns durchaus nicht die Fähigkeit zutrauen wollten, ein solches Werk zustande zu bringen. Aber in unseren Reihen stehen ja nicht nur Künstler und Philosophen, Gelehrte und Zeitungsschreiber, Advokaten, Aerzte und Techniker, sondern auch eine stattliche Anzahl von Bankiers und Kaufleuten aus aller Herren Ländern. Zum erstenmale wurde da bezweifelt, dass Juden eine Bank machen können — und auch diesmal haben sich die Zweifler geirrt. Die jüdische Kolonialbank wird binnen kurzem programmgemäss ins Leben treten. Nach den Ergebnissen der Bankkonferenz dürfen wir annehmen, dass die jüdische Kolonialbank noch im Laufe dieses Jahres ihre geschäftliche Tätigkeit beginnen wird. Im übrigen will ich dem Referate der beauftragten Fachmänner, das Sie hören werden, nicht vorgreifen.

Es sollen Ihnen noch mehrere andere Referate vorgelegt werden. Aus allen werden Sie hoffentlich erkennen, dass dieses Jahr nicht unbenützt verstrichen ist und dass wir in geduldiger und hoffnungsvoller Liebe unserem Ziele zustreben. Auch ausserhalb dieses Saales wird man einsehen, dass wir keine hochfahrenden Träume hegen, nichts Törichtes oder Ungerechtes wollen, sondern nur eine Existenz der Arbeit für unser armes Volk, weil wir

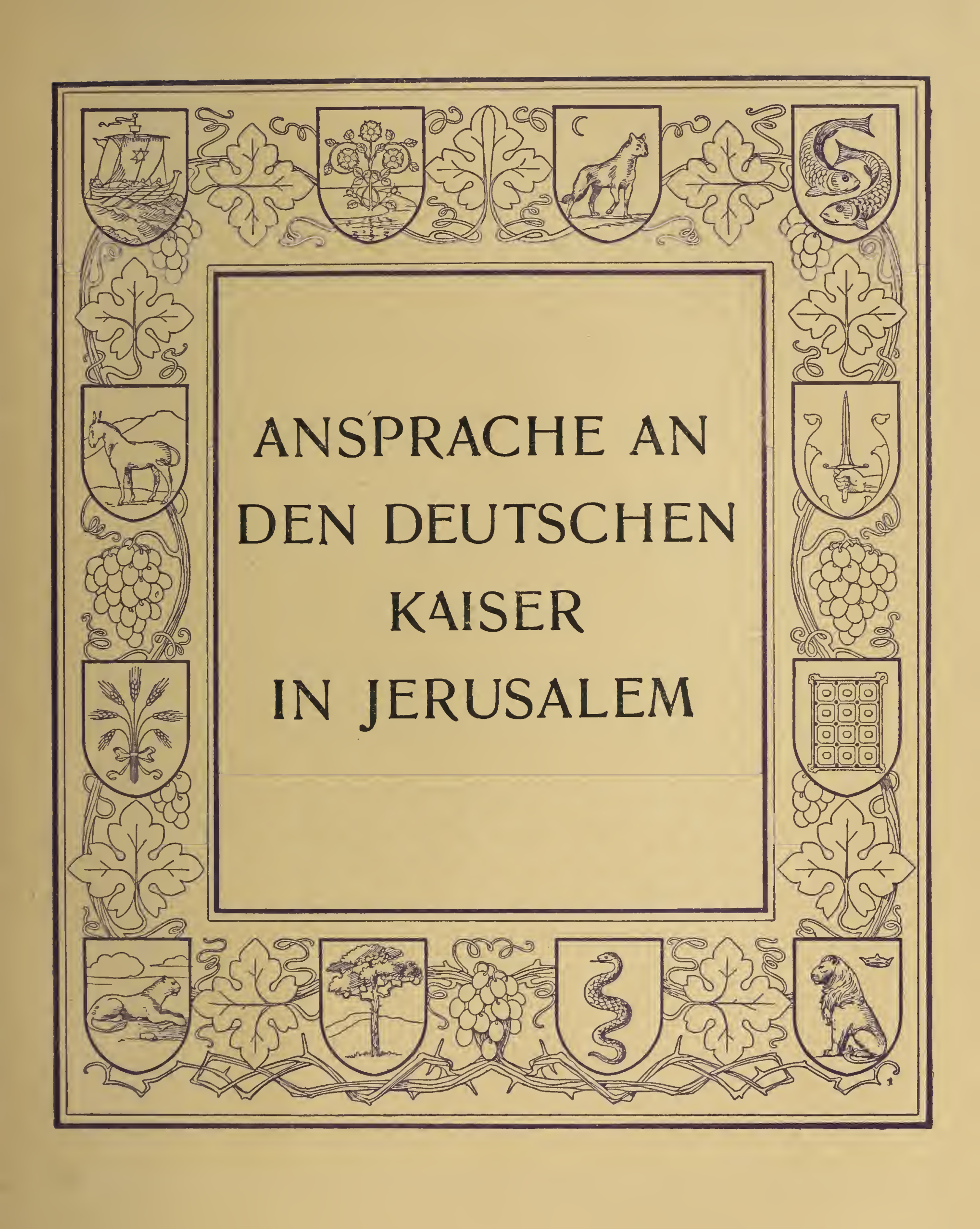
einzig und allein von der gesicherten Arbeit seine sittliche und körperliche Hebung erwarten. Darum, darum haben wir es zunächst unternommen, unser Volk unter einem Ideal zu versammeln.

Das kann auch den Angehörigen anderer Nationen nicht missfallen. Und in dieser freien Stadt, die uns Gastfreundschaft gewährt, erhielten wir dafür einen ersten Beweis. Vorgestern, am Sankt Jakobstage, kamen abends die Scharen vom Feste zurück, man konnte an die schöne Geschichte vom Fähnlein der sieben Aufrechten denken, von Gottfried Keller, dem herrlichen Schweizer Dichter. Lauter Fähnlein aufrechter Leute, die im gesunden Leib einen männlichen Sinn pflegen wollen. An unserem Kongresshause zogen sie vorüber. Da schwenkte eine unserer verehrten Damen grüssend ihr Tuch, und das war das Zeichen zu einer Kundgebung, die wir wohl niemals vergessen werden. Die Fähnlein grüssten im Vorbeigehen unsere Leute, die ihnen zujubelten, und von der Strasse herauf brauste ein neuer, unerwarteter Ruf: „Hoch die Juden!“ . . . Da ist es vielleicht manchem von uns heiss in die Augen gequollen. Man kann in einem solchen Momente die Fassung verlieren, die man unter Bedrückungen aller Art, unter den ungerechtesten Anklagen zu bewahren gelernt hat.

Ist in diesem Rufe von Basel schon der Anfang freundlicherer Zeiten? Das können wir nicht wissen. Aber wir können uns vornehmen, solcher Zurufe würdig zu werden. Wir waren standhaft in den schlimmsten Tagen, seien wir dankbar und demütig, wenn einmal bessere Tage kommen sollten. Und wie müssen wir uns diese besseren Tage vorstellen, die heute noch jenseits unseres Gesichtskreises liegen? Ist ihr Inhalt erschöpft in Landbesitz, vermehrtem Ansehen, ungetrübter Ruhe? Nein! Gerade diejenigen unter uns, die heute ihre ganze Person daranzusetzen bereit sind, würden bedauern, auch nur einen Schritt dafür ge-

macht zu haben, wenn es nur gelänge, eine neue Gesellschaft einzurichten und nicht auch eine gerechtere.

Bessere Tage für uns, aber auch für die anderen, als deren opferbereite Pioniere wir wieder einmal hinausziehen möchten auf ungebahnten Wegen. Wir brauchen dazu keinen höheren, keinen fabelhafteren Stand der Kultur, als es schon der jetzige ist. Nur benützt sollen die Kulturmittel werden, und zwar für die Menschlichkeit. Und wir glauben, dass unser Volk das verstehen wird, weil es durch so viele Schulen gegangen ist, unter so vielen Völkern gewohnt, und bei allen gelitten hat, aber auch die Leiden aller kennt. Uns erscheint als ein Bild besserer Tage eine Zusammenkunft von Menschen aller Kulturen, wie sie heute dieser Saal darbietet; eine Gemeinbürgerschaft, welche nicht in einer einzigen Sprache begrenzt ist; ein beständiger Versuch, dem Elend durch einträchtiges Zusammenwirken beizukommen — und aus alledem erwachsend eine höhere Art der Gesittung. Und unsere Anpassungsversuche, deren Misslingen uns wieder zusammenführte, werden uns dann doch noch zum Segen gereichen. Die Tüchtigkeit der Germanen, die Beweglichkeit der Romanen, die grosse Geduld der Slaven sind vielleicht nicht ohne Spur an uns vorübergegangen . . . Sieht man endlich, was wir meinen? Jüdische Künstler, Philosophen und Gelehrte aus allen Ländern auf dem Boden der Arbeit und in einer duldsamen Gesellschaft vereinigt! Jawohl, wir streben nach unserem alten Land. Aber in dem alten Lande wünschen wir nur eine neue Blüte für den jüdischen Geist."



ANSPRACHE AN DEN DEUTSCHEN KAISER IN JERUSALEM





THEODOR HERZL
VOR KAISER WILHELM II.
(BEIM FELDLAGER VOR JERUSALEM 1898)



ANSPRACHE AN DEN DEUTSCHEN KAISER IN JERUSALEM

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Eine Abordnung von Söhnen Israels naht sich in tiefster Ehrfurcht dem deutschen Kaiser im Lande, welches das unserer Väter war. Durch keinen geltenden Besitztitel sind wir mit diesem heiligen Boden verknüpft. Viele Geschlechter sind gekommen und gegangen, seit diese Erde jüdisch war. Spricht man davon, so ist es nur noch wie von einem Traum aus sehr alten Tagen. Aber der Traum lebt noch, lebt in vielen hunderttausend Herzen; er war und ist ein wundervoller Trost in gar manchen schmerzensreichen Stunden unseres armen Volkes. Es ist etwas Ewiges in diesem Gedanken, der seine Formen freilich mit den Menschen, mit den Einrichtungen, mit den Zeiten mannigfach gewandelt hat.

Die zionistische Bewegung vom heutigen Tage ist denn auch eine völlig moderne. Sie knüpft an die Zustände und Bedingungen des gegenwärtigen Lebens an und will aus den Möglichkeiten unserer Zeit heraus die Judenfrage lösen. Ja, wir glauben, dass es jetzt endlich gelingen kann, weil die Menschheit so reich geworden ist an Verkehrsmitteln und technischen Errungenschaften. Unternehmungen, die noch vor einem halben Jahrhundert phantastisch ausgesehen hätten, sind heute Alltäglichkeiten. Dampf

und Elektrizität haben das Antlitz der Erde verändert. Es sind daraus auch Konsequenzen der Menschlichkeit zu ziehen.

Da ist das Land unserer Väter, das sich für eine Kolonisierung und Kultivierung eignet. Ew. Majestät haben das Land gesehen. Es schreit nach Menschen, die es bebauen sollen. Und wir haben unter unseren Brüdern ein schreckliches Proletariat. Diese Menschen schreien nach einem Lande, das sie bebauen wollen. Nun möchten wir aus den zwei Notständen — des Landes und des Volkes — durch die planvolle Verbindung beider eine neue Wohlfahrt schaffen. Für so gut halten wir diese Sache, für so wert einer Teilnahme der Grossmütigsten, dass wir Ew. Kaiserliche Majestät um Ihre hohe Hilfe zu dem Werke bitten.

Aber wir würden es nicht wagen, wenn in unserem Gedanken etwas enthalten wäre, wodurch der Herrscher dieses Landes gekränkt oder beeinträchtigt werden könnte. Die Freundschaft Eurer Kaiserlichen Majestät für Se. Majestät den Sultan ist so bekannt, dass kein Zweifel über die Absichten derjenigen bestehen kann, die sich um die Allergnädigste Vermittlung ihrer Wünsche an Ew. Majestät wenden.

Wir sind ehrlich überzeugt, dass die Ausführung des zionistischen Planes auch für die Türkei Wohlfahrt bedeuten muss. Energien und materielle Mittel werden dem Lande zugeführt, eine grossartige Befruchtung verödeter Gebietsteile ist leicht vorherzusehen, und aus alledem erwächst mehr Glück und Gesittung für viele Menschen.

Wir planen die Errichtung einer Jüdischen Landgesellschaft für Syrien und Palästina, welche das grosse Werk in Angriff nehmen soll.

Niemandes Rechte oder fromme Empfindungen bedroht unser Gedanke. Wir verstehen und achten die Pietät aller Konfessionen

für den Boden, aus dem ja auch der Glaube unserer Väter erwuchs.

Das ist das Vaterland von Ideen, die nicht einem Volke, nicht einer Konfession ausschliesslich gehören. Je höher die Menschen in der Gesittung steigen, um so deutlicher erkennen sie das Gemeinsame in diesen Ideen. Und so ist auch aus der wirklichen Stadt Jerusalem mit ihren schicksalsvollen Mauern längst eine symbolische Stadt geworden, die allen Kulturmenschen heilig ist.

Ein Kaiser des Friedens zieht mächtig ein in die ewige Stadt! Wir Juden grüssen Eure Majestät in diesem hohen Augenblick und wünschen dabei aus tiefster Brust, dass ein Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit anbrechen möge für alle Menschen.



NORDAUS „DOKTOR KOHN“



NORDAUS „DOKTOR KOHN“

Dieses Drama, das sie heute nicht zu spielen wagen, wird dennoch bleiben. Es ist von dem robusten Wuchs der Werke, welche dauern. Grillparzer durfte sagen:

> Mag uns're Zeit mich bestreiten,
> Ich lass' es ruhig gescheh'n —
> Ich komme aus anderen Zeiten
> Und hoffe in and're zu geh'n.

Das gilt auch von dem neuen Stücke Max Nordaus. Er kann es ruhig geschehen lassen, wenn ihn die einen beschimpfen und die anderen verschweigen. Sein „Doktor Kohn“ wird in spätere Zeiten hinübergehen und melden, was unsere Tage waren. Und zum beredten Werke gesellen sich nun auch dessen Schicksale in der Oeffentlichkeit. Künftig wird man staunen und schaudern über die Verlogenheiten und Feigheiten, mit denen ein so ehrliches Stück Poesie zu kämpfen hatte, und all das wird nur den Ruhm des aufrechten Dichters vermehren. Die unterwürfigen Erfolghascher mögen sich ducken und vor der geltenden öffentlichen Meinung kriechen; wer ein Mann ist, findet seine höchste Lust darin, er selbst zu sein. Was wäre das Schreiben von Büchern und Stücken für eine elende Beschäftigung, wenn man nur die herrschenden Ansichten der Menge wiedergäbe. Manche kostbaren und überfeinen Poeten finden ja den geschickten Ausweg, dem Streite der Meinungen einfach auszuweichen. Sie schlagen

sich vom Brande der Tagesfragen weg einfach seitwärts in die Büsche. Sie singen wie der Vogel singt. Die Kunst soll nur um der Kunst willen da sein, und was noch solchen Gefasels mehr ist. Wir aber meinen, dass die Kunst vor allem einen Sinn haben müsse, und das kann kein anderer sein als der Sinn des wirklichen Lebens, das wir schluchzend und lachend durchmachen. Eine Beziehung auf denjenigen Teil des Lebens, der uns am vertrautesten ist, auf unsere eigene Gegenwart, die ja nicht nur aus Verlobungen und Ehebrüchen besteht, wird daher nichts Unpoetisches sein. Man hat es in den letzten Jahren allgemein sehr lobenswert gefunden, dass literarische Bühnenwerke die Lokalfarbe von Städten und Bezirken, ja sogar den Dialekt getreu brachten. Aber die Darstellung der Zeitbewegungen ist verpönt. Und doch ist das nur eine chronologische Lokalfärbung menschlicher Schicksale.

Zwar die Sozialisten haben ihrem Gegenwartsdrama doch allmählich die bürgerliche Achtung erzwungen. Aber wenn auch die soziale Frage gedichtet und endlich gespielt werden durfte, so ist das noch lange nicht der Fall bei anderen Fragen. Unsere zum Beispiel, die Judenfrage, darf nicht in die höhere Literatur eintreten. Erstens, weil sie schon endgültig behandelt ist in Lessings „Nathan“. Zweitens, weil es eine Judenfrage überhaupt nicht gibt. Drittens, weil diese Frage die Eigenschaft besitzt, alle Leute furchtbar aufzuregen. Es ist, wie man sieht, ungefähr das bekannte Raisonnement um den zerbrochenen Topf, den der Entlehner erstens ganz zurückgegeben hat, der zweitens schon beim Ausleihen gebrochen war und drittens überhaupt nicht ausgeliehen wurde.

Die Leute, welche Lessings „Nathan“ für das letzte dichterische Wort in der Judenfrage halten, sind ungefähr ebenso gescheit wie die, welche Freytags „Journalisten“ für ein definitives Werk über die Zeitungsschreiberei ansehen. Ah, gewiss, das waren merkwürdige Werke für ihre Zeit, aber die Zeit ist anders geworden.

Für den Mendelssohnismus — wenn der Ausdruck gestattet ist — war „Nathan“ wohl das letzte Wort, und keinem von uns fällt es ein, dieses Wort und die ihm korrespondierende Bewegung im Judentum geringzuschätzen. Aber die Geschichte der Juden ist weitergegangen, nicht ohne grosse neue Schmerzen. Schon sind die Zeiten, die für den Dichter des „Nathan“ die späteren waren, vorüber. Die Judenfrage sucht eine andere dichterische Gestaltung, und es ist im Zusammenhange mit der ganzen Art, wie sich neuerlich die Geschicke unseres Volkes entwickeln, wenn es jetzt Juden selbst sind, die nicht mehr im Ghetto, nicht mehr im vertraulichen Flüstertone der Jargondichtung, sondern vor aller Welt das poetische Wort zur Judenfrage ergreifen. So wie wir Zionisten zu Basel eine politische Tribüne in Europa aufgerichtet haben, wo wir sagen können, was uns am Herzen liegt, so suchen wir auch die literarische Gelegenheit für diesen gleichen Zweck zu schaffen. Die Sitzung dauert fort! wie jener französische Kammerpräsident sagte. Max Nordau hat das Wort.

Und wie in Basel für die Hörer, wenn dieser köstliche Redner die Rednerbühne besteigt, um in grossartigen Zügen die Zustände der verstreuten Judenheit im abgelaufenen Jahre zu schildern, ist es ein festlicher Augenblick für den Leser des Buchdramas.

„Doktor Kohn“ ist das Trauerspiel der Assimilation. Einzelne alberne Bursche, die in verschämt-jüdischen Blättern darüber schrieben, haben den Sinn des Stückes natürlich vollkommen missverstanden. Oder will es der Schick der verschämt-jüdischen Blätter — das sind solche, die nur von Juden gemacht und zumeist von Juden gelesen werden — dass man die Sache nicht zu verstehen scheine? Sie meinten, es wäre dem Dichter darum zu tun gewesen, in der Gestalt und im Schicksal des Doktor Kohn zu zeigen, wie unangenehm es zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts sei, ein Jude zu sein. Ganz falsch. Der Dichter wollte vielmehr darlegen, wie unangenehm es — von der Nutzlosigkeit abgesehen — sei, wenn man sein Judentum verleugne. Ein

„bürgerliches Trauerspiel“ heisst das Stück. Nun, das Bürgerliche darin ist der Fall des Julius Christian Moser, während die daneben einhergehende Tragödie des Dr. Kohn eigentlich eine romantische ist.

Das Stück spielt in einer kleinen mitteldeutschen Universitätsstadt. Da lebt Julius Christian Moser, ein geheimer Kommerzienrat und Landwehrhauptmann a. D. Er ist ein gar stattlicher Herr, sehr angesehen, reich, mit der adeligen Offiziersfamilie der Herren von Quincke verschwägert. Seine Frau ist eine geborene von Quincke, seine Söhne sind stramme Antisemiten, der ältere Leutnant im Leibregiment, der jüngere Bursch im schneidigen Korps der Franko-Thuringen. Kurz, Herr Moser hat es so weit gebracht, als er es nur bringen konnte; jede Spur seines unauslöschlichen Geburtsmakels scheint verwischt zu sein. Denn Herr Moser hat mit seinem Namen einen gelungenen Buchstabenwitz gemacht — er hiess ursprünglich Moses! Er ist ein getaufter Jude, aber so herrlich assimiliert, dass ihm keiner, der es nicht wüsste, die Schande antun könnte, ihn für einen Sohn des verachteten Volkes zu halten. Auf den jüdischen Wildling ist ein deutsches und adeliges Reis gepfropft, und die Sprossen, die er getrieben hat, die Söhne, erinnern ihn in nichts mehr an den alten Stamm; sie wollen auch durch nichts mehr daran erinnert werden. Aber Herr Moser, né Moses, hat auch ein Töchterlein, Christine, und von dieser Seite bricht das Ungemach herein.

In der kleinen mitteldeutschen Universitätsstadt hat sich nämlich ein Privatdozent der Mathematik, ein gewisser Dr. Leo Kohn, habilitiert. Dr. Kohn lernt Christine kennen und lieben, und sie liebt ihn wieder. Er wagt es nicht, um sie zu werben, solange er nur Privatdozent ist, und die Professur will man ihm nicht geben, weil er ein Jude ist und Kohn heisst. Aber bei der Preisausschreibung der Stockholmer Akademie gewinnt er den Weltpreis für Mathematik, und da ihm nun eine Professur, wenn auch nicht an dieser Hochschule, sicher ist, entschliesst er sich, als Freier vor-

zutreten. Vorher hatte ihn der ihm übrigens wohlgesinnte Rektor der Universität verständigt, dass der Senat Kohns Gesuch um Ernennung zum ausserordentlichen Professor abschlägig beschieden habe, weil die Satzungen der Hochschule diese als eine christlich-evangelische hinstellen. Dr. Kohn beruft sich hiergegen vergeblich auf die Verfassung, welche Gleichberechtigung statuiert. Er meint aber, dass durch dieses Bekennen der Farbe doch etwas gewonnen sei. „Die Lüge der Gleichberechtigung ist vor aller Augen aufgedeckt, es wird amtlich verkündet, dass die Verfassung ein Fetzen Papier sei, an den man sich nicht zu kehren hat.“

„Rektor Kielholt: Regen Sie sich nicht unnütz auf, mein guter Dr. Kohn. Ich meine, Sie sollten dieses Farbebekennen nicht so eifrig wünschen. Massgebende Persönlichkeiten, die heutzutage die Gleichberechtigung wenigstens noch theoretisch und grundsätzlich anzuerkennen heucheln, verdienen dafür immerhin einigen Dank. Denn sie üben Rücksicht zu ihrem eigenen Schaden. Sie verzichten auf sichere Volkstümlichkeit, wenn sie sich die Mühe nehmen, um den Brei zu gehen, statt stramm zu erklären: Juden haben nichts zu fordern und nichts zu erwarten.

Kohn: Nun ja. Das ist wenigstens ein klarer Standpunkt. Ich ziehe ihn der Zweideutigkeit vor.“

Und an einer späteren Stelle:

„Kielholt: . . . Wenn Sie in Fechterstellung fallen und im Namen der Gleichberechtigung vom Leder ziehen, so ist dies der grösste Fehler. Ich wollte, ich könnte dies allen Ihren Stammgenossen beibringen. Sie tun, als hätten Sie etwas zu fordern. Schliesslich haben Sie uns doch die Gleichberechtigung nicht mit bewaffneter Faust abgetrotzt. Sie ist doch kein zweiseitiger Vertrag. Wir haben sie Ihnen freiwillig zugestanden, sie ist ein Geschenk, und den Umfang des Geschenkes hat der Geber allein zu bemessen.

Kohn: Das ist das tragische Missverständnis zwischen uns. Wir bilden uns ein, in unserer Eigenschaft als Menschen den vollen Anspruch auf alle Menschenrechte zu haben, und Sie sind überzeugt, dass Sie uns eine Gnade erweisen, wenn Sie den Juden als Menschen anerkennen. Ihre stillschweigende Voraussetzung ist, dass der Jude die Menschenwürde nicht natürlich besitzt, sondern sie erst erlangt, wenn Ihre Gnade sie ihm ausdrücklich verleiht. Solange selbst die gerechtesten und wohlwollendsten Christen so fühlen, ist der Abgrund zwischen uns freilich unüberbrückbar.“

Dr. Kohn wirbt also auf Grund des errungenen Preises, der ihm eine gesellschaftliche Stellung verbürgt, um Christine. Herr Moser ist davon nicht angenehm berührt, aber in einer grossen Unterredung, die mehr ein Kampf als ein Gespräch ist, ringt ihm Kohn Achtung und Zustimmung ab. Nun beginnen die Kämpfe in der übrigen Familie. Frau Moser, geborene von Quincke, ist entsetzt, weil ihre Tochter dasselbe tun will, was sie einst tat: einen Juden heiraten! Freilich, der Jude Kohn, der ein Jude von heute ist und das zionistische Ideal in seinem Kampfgespräche mit Moser wie eine Fahne aufrollte, will nicht unterducken, während der Jude Moses zu jeder Selbstpreisgebung bereit war, um Fräulein von Quincke heimführen zu dürfen. Frau Moser ruft ihren Bruder, den Superintendenten von Quincke, zu Hilfe. Dieser macht alle Anstrengungen, Moser von der Verbindung mit dem Juden Kohn abzubringen. Aber das Merkwürdigste tritt ein. Von jedem Grunde, den der geistliche Herr gegen Kohn anführt, fühlt sich Moses in seiner Person getroffen. Kohn sei ein Fremder, ja, dann ist es auch er, Moser, geborener Moses. Man dürfe Kohn nicht in die Familie aufnehmen, ja dann ist auch Moses hier nicht zuhause. Der Gedankenaustausch wird zum Streite, führt zum Bruche zwischen den beiden Männern, die ein lebenslängliches Kompromiss geschlossen zu haben wähnten. Moser weist in höchstem Grimm seinem Schwager und Widersacher die Türe. Kohns Sache ist ihm zur eigenen geworden. Da stehen ihm in

seinen Söhnen die Gegner auf und da erreicht das Trauerspiel der Assimilation den Höhepunkt. Die beiden jungen Herren lehnen sich wider ihren Vater auf, weil er einen Juden zum Schwiegersohne nehmen will. Der Student benimmt sich ungezogen und wird von seinem Vater dafür mit körperlicher Züchtigung bedroht. Karl, der Offizier, aber lehnt sich in einer artigeren kälteren, freilich noch unerträglicheren Form auf.

„Karl: Wenn wir in einer Gesellschaft leben wollen, so haben wir uns ihrem Ehrbegriff zu unterwerfen. Der Ehrbegriff unserer Gesellschaft gestattet keine Verschwägerung mit einem Juden.

Moser: Das sagst du, der du selbst Jude bist?

Karl (ausrufend): Ich?!

Moser: Ich denke!

Karl (sich beherrschend): Du willst mich demütigen, Vater.

Moser: Dein Vater ist Jude und du bist es genug, dass du dich schämen solltest, derartige Redensarten zu wiederholen.

Karl (finster): Das hast du mir nie gesagt.

Moser: Es war das Unrecht meines Lebens.“

Soweit ist also der Geheimrat und Landwehrhauptmann a. D. gelangt, dass er sein verleugnetes, vergessenes Judentum selbst hervorholt und es seinem Sprössling ins Gesicht wirft. Dieser freilich will sich nicht ergeben. Als Kohn erscheint, beschimpft ihn der Leutnant. Das Duell ist unvermeidlich. Kohn wird von der Kugel des Leutnants getroffen.

Die armen Eltern des zu Tode Verwundeten kommen nun in das Mosersche Haus, wo er liegt. Er stirbt. Als Moser diese beiden in ihren alten jüdischen, ihm selbst fremdgewordenen Gebräuchen erstarrt und verknöchert sieht, meint er, dass sie seinem Abfall vom Judentum recht gäben. Mit solchen Leuten habe er nichts gemein. Das ist der Punkt, auf dem es schwer wird, dem Dichter recht zu geben. Moser, den wir in einer zunehmenden tragischen Läuterung kennen lernten, darf nicht zu einem solchen Schlussraisonnement geführt werden. Mit armen Leuten aus dem Lebenskreise des Ehepaares Kohn hätte der Geheimrat auch dann keine Interessen- und Gedankengemeinschaft, wenn sie keine Juden wären. Ihre Beschränktheit, Armseligkeit, ja ihre Lächerlichkeit und sogar ihre Verächtlichkeit kann die historische Tatsache der Volksgenossenschaft nie und nimmer aufheben. In einem Volke gibt es verschiedene Leute mit verschiedenen Gewohnheiten, Gedanken, Gefühlen, Tugenden und Niederträchtigkeiten. So eng ist die Gemeinschaft der Einzelnen im Volke nicht, dass eine völlige oder auch nur annähernde Uebereinstimmung gefordert werden könnte. Von einer Partei kann man sich lossagen, nachdem man ihr angehört hat; von seinem Volke nicht, wenigstens nicht, solange es bedrängt ist. Da muss vielmehr jeder zu den Fahnen heimeilen, wie weit er sich auch entfernt habe. Dass nun Herr Moser sich zum Schluss mit dieser Ausrede von der Verschiedenheit zwischen seinen und den fromm-jüdischen Anschauungen beschwichtigt, lässt ihn schwächlicher erscheinen, als er sich im Verlaufe der Handlung zeigte. Und dem energischen Lehrsatze des Stückes wird im allerletzten Augenblicke die Spitze abgebrochen.

Dennoch wollen wir unsere Freude an diesem mächtigen Drama haben. Den Leuten ausserhalb des jetzigen Ghettos wird es sagen, dass das Judentum nicht tot ist, weil es in einer Zeit schwerster moralischer Leiden noch imstande ist, Blüten zu treiben, welche nur ein unverzagtes, unverwüstbares Volk hervorbringen kann: nationale Kunstwerke. Dr. Kohn sagt in dem Stücke, bevor

er verschwindet: „Vielleicht bin ich nur darum in dieser unglücklichen Lage, weil nicht immer jeder einzelne Jude sich gegenwärtig gehalten hat, dass der Hass der Feinde ihm die Würde eines rechtmässigen Vertreters seines ganzen Stammes aufnötigt. Was heute in diesem Raume aufeinanderstiess, das waren Jahrtausende alte Strömungen der Weltgeschichte . . .“ Nicht besser lässt sich der gewaltige Inhalt dieses zionistischen Dramas kennzeichnen. Was im Raume seiner Handlung aufeinandergerät, sind Jahrtausende alte Strömungen. Es ist voll von Geschichte und Gegenwart, und ergreifend ist es wie die Wahrheit.





DIE AUFGABEN DER BANK



DIE AUFGABEN DER BANK

Die Jüdische Kolonialbank in London, deren Begründung die erste praktische Tat des politischen Zionismus ist, hat schon vor ihrem Entstehen viel Tinte fliessen gemacht. Alle möglichen Missverständnisse wurden künstlich erzeugt, wenn sie nicht schon von selbst entstanden waren. Die Gegner machten sich mit heissem Eifer daran, diese einfachste Sache zu verdunkeln und zu entstellen. Es war aber nicht der Mühe wert, mit all den Böswilligen oder Unverständigen eine Polemik zu führen. Nun ist die Zeit gekommen, ein paar Worte über das Wesen und die Aufgaben der Bank zu sagen, deren Prospekt und Statuten von London aus versendet werden.

Die Jüdische Kolonialbank wird, wie es ja schon in ihrer Firma klar und einfach gesagt ist, der jüdischen Kolonisation dienen. Und zwar will sie dies in unserem rein zionistischen Sinne. Keine Bettelansiedlung ist gemeint, sondern eine ordentliche agrikulturelle und industrielle auf der bekannten rechtlichen Grundlage.

Es hat einige Zeit gebraucht, bis alle Vorbedingungen geschaffen waren, bevor man daran denken durfte, die Jüdische Kolonialbank ins Leben zu rufen. Eine der wichtigsten Vorbedingungen war die Aufklärung der öffentlichen Meinung über die Zwecke und Ziele des Zionismus. Unsere Kongresse, unsere aufrichtigen und eingehenden Publikationen haben dazu viel beigetragen. Heute kann man ruhig sagen, dass der Zionismus sich in ernsten

politischen Kreisen die Anerkennung errungen hat, er sei eine Bewegung, deren günstige Wirkung sich nicht auf die Juden allein beschränken, sondern einen allgemeinen Kulturgewinn bedeuten werde. Auch darüber besteht heute kein Zweifel mehr, dass der Zionismus mit den verschiedenen Umsturzbewegungen keinerlei Verwandtschaft und keinen Zusammenhang hat. Es ist kein Gedanke der Zerstörung, sondern des Aufbaues, der ihm zugrunde liegt.

Das alles ist oft gesagt worden. Mancher mag gefunden haben, dass es schon zu oft wiederholt wurde. Aber neue Formeln können nicht oft genug ausgesprochen werden. Sie müssen sich dem Gedächtnis gut einprägen. Freilich darf sich die Bewegung auch nicht in Worten allein abspielen. Die Zionisten sind keine Deklamatoren. Sie wollen sich nicht in Worten berauschen, sondern in nüchterner, geduldiger Arbeit erheben. Der Zionismus ist auf eine Arbeitshilfe in grossem Massstabe aus, auf eine Selbsthilfe zur Arbeit.

Und nachdem wir diesen Zweck deutlich und — wie wir hoffen — durch die Einfachheit unserer Erklärungen überzeugend dargetan haben, wollen wir das finanzielle Werkzeug zur Ausführung der nun schon aller Welt bekannten Pläne herstellen.

Was wird die Jüdische Kolonialbank machen? Sie wird Geschäfte machen. Sie wird alle ordentlichen Bankgeschäfte machen, mit besonderer Bevorzugung derjenigen, welche dem kolonisatorischen Zwecke dienen. Bei Gelegenheit der provisorischen Subskription, die zur Prüfung der für die Bankgründung etwa vorhandenen Stimmung eingeleitet wurde, ergab sich die angenehm überraschende Tatsache, dass die Bank schon durch ihren Namen eine sofortige Popularität gewann. Die leitenden Herren des Bankdirektoriums haben aus den Mitteilungen, die ihnen von allen Seiten im Laufe der letzten Monate zugingen, die Ueberzeugung geschöpft, dass dieses Institut ungewöhnlich rasch einen sehr

ausgebreiteten Geschäftsverkehr haben dürfte. Im zerstreuten Volke, das ja viele Handelsleute zählt, war sofort Verständnis und Interesse für die geplante Einrichtung da. Diese Bank darf schon jetzt auf eine Kundschaft rechnen von Kanada bis Argentinien, von Aegypten bis zum Transvaal und wohl in jedem Lande der Welt.

Wenn aber die Jüdische Kolonialbank auch das übliche Bankgeschäft betreiben wird, so erschöpft sich darin keineswegs ihre Aufgabe. Sie wird die Erlangung des Ansiedlungsgebietes vermitteln und dann die Ansiedlung finanzieren. Die Einzelheiten, in denen sich das abspielen soll, schon jetzt zu bestimmen, wäre müssig und sogar unklug. Sobald aber die Bankleiter die erforderlichen Bewilligungen in Händen haben, werden sie den nächsten Schritt machen und die Landgesellschaft gründen. Die Emission von Anteilscheinen der Landgesellschaft nach dem Muster der Chartered Company wird wohl das grösste Geschäft sein, welches die Jüdische Kolonialbank machen wird.

Das sind in grossen Zügen die Aufgaben der Bank, soweit sie sich schon jetzt vorhersehen lassen. Man sieht, es ist etwas durchaus Praktisches, Realisierbares, Vernünftiges. Als ein auf rein geschäftlichen Grundlagen beruhendes, wenn auch in seiner redlichen Gebarung von verlässlichen Vertrauensmännern beaufsichtigtes Unternehmen, hat die Bank Finanzgeschäfte zu machen. Erstens das normale Bankgeschäft mit seinen vielerlei modernen Verzweigungen. Zweitens die Vermittlung von Geschäften derjenigen Regierung, von der die Besiedlungsrechte zu erlangen sind. Drittens die Begründung der grossen Landgesellschaft, welche den zionistischen Plan in Wirklichkeit umzusetzen berufen ist.



DIE MILLIONEN DER ICA



DIE MILLIONEN DER ICA

Wenn redliche Meinungen streiten, gibt es auch eine Grossmut der Besiegten. Ist man von loyalen Waffen geschlagen worden, so vergibt man sich nichts, man ehrt sich sogar selbst, wenn man dem im Kampfe glücklicher gewesenen Gegner die Hand hinstreckt. Der Händedruck nach der Mensur ist vielleicht das Männlichste an der ganzen Fechterei. Leider müssen wir bei unseren jüdischen Gegnern manchmal eine solche gute Regung vermissen.

Den Anlass zu dieser Betrachtung liefert ein Vorgang der letzten Zeit. In jüdischen Blättern einer anderen Observanz, als die unsere, wird mit einer gewissen Absichtlichkeit gemeldet, dass die Millionen der sogenannten Ica (Anfangsbuchstaben der Jewish Colonisation Association) ebenfalls für die Kolonisierung Palästinas zur Verfügung stehen. Den Eingeweihten sind die wirklichen Umstände bekannt. Man muss sich demnach fragen, warum diese Dinge jetzt und so geflissentlich publiziert werden. Welchen Zweck verfolgt man dabei?

Die Millionen der Ica (zwischen 260 und 270 Millionen Franks) sollen die Jüdische Kolonialbank als überflüssig erscheinen lassen. Wenn schon soviel Geld für den Zweck da ist, wozu braucht man noch eine Bank mit nur fünfzig Millionen Franks Kapital? Von dieser einfachen Erwägung, dass die Bank überflüssig sei, weil schon Geld genug da ist, bis zu dem Schlusse, dass die

Zionisten und wer sonst noch Vertrauen zur Sache hat, keine Shares zeichnen sollen, ist nur ein Schritt. Damit wäre die bei gewissen jüdischen Hochbänkern schon jetzt höchst unbeliebte Jüdische Kolonialbank glücklich untergraben. Dem Subskribenten wird ein Zweifel eingeflösst, er muss sich sagen: Ja, wenn ohnehin die Millionen der Ica da sind, wozu soll ich noch ein Pfund oder zehn Pfund oder tausend Pfund Sterling dazu geben? Am Ende will man da nur unter einem Vorwande eine Bank gründen, wie es deren schon genug gibt.

Ein solches Raisonnement würde aber auf einem Missverständnisse beruhen. Wir wollen es ruhig aufklären. Unsere Gegner haben uns wieder einmal einen Dienst geleistet, wenn auch in der denkbar schlechtesten Absicht. Wir hätten vielleicht nicht einmal daran gedacht, einiges von dem zu sagen, was nun folgen wird — für so vollkommen selbstverständlich mussten wir es halten.

Zunächst darf der Unterschied zwischen dem Vermögen von Stiftungen und dem einer Bank nicht übersehen werden. Beides ist flüssig wie Wasser, aber das eine stagniert und das andere fliesst. Es ist der Unterschied wie zwischen einem Teiche und einem Bache. Mit dem Wasser eines Teiches kann man keine Mühlen treiben, mit dem Wasser eines Baches kann man das. Dieses Bild erspart uns wohl das Aufzählen jedes einzelnen Punktes, in welchem Bank und Stiftung verschieden sind. Das Vorhandensein eines Teiches macht doch einen Bach nicht überflüssig.

Ja, wessen Mühlen sollen denn getrieben werden? Etwa die der Gründer dieser Bank? Der unsaubere Verdacht ist nicht einen Augenblick haltbar, wenn man die Statuten und den Prospekt der Jüdischen Kolonialbank liest. Die erste und unabänderliche Bestimmung ist, dass die Gründer oder Inhaber der Gründershares keinerlei Vermögensvorteil gewinnen können. Wohl noch nie ist eine Bank unter solchen Bedingungen errichtet worden. Und

wir, die wir den jüdischen Namen zu neuer Ehre verhelfen wollen, setzen darum das Beiwort „Jüdisch" mit besonderer Lust an die Spitze des Unternehmens, welches für uns ein politisches ist. Jawohl, wir behaupten, dass diese Gründung anders ist, als woran die Hochbank die Welt gewöhnt hat. Wenn die Hochbänker sich zu einer Gründung zusammentun und ihre Unterschriften unter einen Prospekt setzen, so bekommen sie dafür sofort gezahlt. Wenn man diesen finanziellen Vorgang nicht durch die rosig gefärbten und in Gold gefassten Brillen der berufsmässigen Verteidiger ansieht, so muss man ihn in der folgenden Weise charakterisieren: Die Hochbänker machen sich für ihre Unterschrift aus dem Gelde bezahlt, welches durch die Subskription hereingebracht werden soll. Sie verkaufen also ihren Kredit beim Publikum demselben Publikum, das diesen Handel nicht durchschaut. Es liesse sich darüber noch viel sagen, aber wir wollen uns jetzt dabei nicht länger aufhalten. Nur konstatiert sei, dass die Gründer der Jüdischen Kolonialbank für ihre Unterschrift auf dem Prospekte nicht bezahlt werden, sondern dass sie im Gegenteile dafür zahlen. Alle, wie sie da stehen, Mann für Mann, haben sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus gemacht, zu den bedeutenden Gründungskosten das ihrige à fonds perdu beizutragen, und es ist vollkommen ausgeschlossen, dass sie von dieser Aufwendung jemals für ihre eigene Tasche etwas profitieren können. Nur insofern sie gleich anderen Subskribenten Aktien zeichnen, können und werden sie die rechtmässigen Dividenden beziehen. Und während die Hochbänker wohl von ihrer Prospektunterschrift einen unmittelbaren Nutzen haben, aber das ausgegebene Wertpapier nicht für sich behalten und diese Tatsache zu verschweigen pflegen, haben die unbezahlten Errichter der Jüdischen Kolonialbank auch selbst Shares genommen — einzelne bis zu zweitausend Stück — und diese Anlage auch in schicklicher Weise bekannt gemacht. Diese Publikation erfolgte, damit man im Falle einer bedeutenden Kurssteigerung den Errichtern der Bank auch nicht den Vorwurf machen könne, sie hätten aus ihrer genaueren Kenntnis der Verhältnisse einen Vorteil ge-

zogen, die nicht jedem zugänglich war. Auf der anderen Seite aber musste gezeigt werden, dass sie das Vertrauen zur volkstümlichen Unternehmung, das sie anderen zumuten, auch selbst betätigen. Es kann nicht schaden, wenn wir diese Unterschiede der Art und des Verfahrens gerade in dem Augenblicke deutlich ins Licht setzen, wo wir anscheinend auf den Wegen der Hochbänker wandeln.

Gewisse Teile unserer wohlbekannten Aufgabe sind durch Geld zu lösen. Aber es ist ein Irrtum kleiner Leute, zu glauben, dass dies genüge. Und mancher bleibt klein auf einem Berge von Geldsäcken. Die „praktischen" Leute, die uns nicht verstehen wollen oder mit ihren unzulänglichen Gehirnen nicht verstehen können, begehen den Fehler, die Sache rechnerisch zu entscheiden. Wenn die Ansiedlung einer Familie 5243 Franks und 27½ Centimes kostet, was kostet die Ansiedlung von 17 626 Familien? Wozu dann noch eine Menge Komplikationen kommen, welche den bornierten Scharfsinn unaufhörlich beschäftigen. Die 17 926 Familien haben mindestens 17 926 verschiedene Verhältnisse. Wieviel Dunam Boden, wieviel Samen oder Reben, wieviel Pferde, Esel, Kühe und Ochsen brauchen sie? Nun, so kindisch ist das Exempel nicht zu lösen. Wollte man in dieser Form ausrechnen, wieviel Geld zur Ansiedlung des jüdischen Volkes notwendig ist, man käme auf einen phantastischen Betrag. Jedenfalls genügt dazu weder das Aktienkapital der Jüdischen Kolonialbank, noch das Vermögen der Ica, noch das der vielen anderen Kolonisations-Gesellschaften, noch das aller Bankbarone. Die wirkliche Ansiedlung der jüdischen Massen, welche sich danach sehnen, auf dem Boden, den sie wünschen, muss man wohl auf mehrere Milliarden veranschlagen.

Die „praktischen" Rechner werden nun mit ihrem überlegensten Lächeln sagen, dass diese Milliarden zuerst ebenso liquid daliegen müssten, wie beispielsweise die dritthalbhundert Millionen der Ica. Und Leute mit solchem Horizont wollen eine so grosse

Volkssache beeinflussen. Ist es ihnen denn ganz und gar versagt, die primitivsten Erscheinungen der Volkswirtschaft zu verstehen? Soviel Geld gibt es nicht, um ein Volk zu transportieren und anzusiedeln. Hingegen genügt dazu eine einzige, einfache, allgemeine Idee, wie es unsere volksmässige ist. Ich weiss nicht, ob zu dem ideenreichen Baron Hirsch oder zu Baron Edmund Rothschild jemals, wie zu mir, Leute gekommen sind, die sich als Besitzer kleinerer oder grösserer Vermögen vorstellten und Rat verlangten, wie sie sich „drüben" ansiedeln könnten. Es waren darunter Leute, die zweihunderttausend Franks und mehr besassen, oder Gruppen, deren jedes Mitglied den Besitz von zehntausend Rubeln nachweisen musste. In solchen Fällen können die „Praktischen" gar nichts tun, weil es sich da nicht um den Vorspann von Ochsen handelt, auf den sie einzig und allein gut eingeübt sind. Wohl aber wünschen diese Ansiedler auf eigene Faust und mit eigenen Mitteln die rechtlichen Sicherheiten, deren Herbeischaffung wir „Politischen" uns zur Aufgabe gemacht haben. Wir stehen nicht mit Gönnermiene da und erweisen nicht ein paar Familien Wohltaten, die sich knapp auf die Köpfe der zufällig Begünstigten beschränken und schon deren Verwandte und Nachbarn in unveränderter Not lassen. Wir betrachten uns vielmehr als freiwillige Beamte und unbelohnte Diener des ganzen Volkes, dem wir neue Existenzbedingungen bereiten wollen. Darum ist unsere rechnerische Formel eine andere, und wer wagt es, ihre Richtigkeit zu bestreiten? Wir sagen nämlich: Es ist soviel Geld notwendig, als Leute kommen werden. Die „Praktischen" sagen umgekehrt: Es können nur so viele Leute hingehen, als Geld für ihre Ansiedlung flüssig ist.

Nach unserer Rechnung steht das zu investierende Kapital in geradem Verhältnisse zur Zahl der Ansiedler. Für wenig Ansiedler wenig, für viele Ansiedler viel Geld.

Die Entwicklung muss eine natürliche, organische sein. Haben denn unsere Gegner nie etwas von der Geschichte grosser An-

siedlungen gehört? Von der epischen Zeit der Völkerwanderung bis herauf in unsere Transvaaltage ist der Grundzug der gleiche. Den Auswanderer löst ökonomische oder moralische Not einzeln oder in Massen vom Boden. Er sucht einen anderen Fleck Erde und wird sich dort niederlassen, wo ihm bessere Bedingungen gewährt sind, wo er Arbeit und Sicherheit für das Erworbene, und mehr Freiheit, Recht und Ehre finden wird als an dem verlassenen Orte. Wir sehen es folglich nicht als unsere Aufgabe an, die Leute hinüberzuschaffen. Unsere Aufgabe ist es: drüben für sie bessere Bedingungen herzustellen. Dann kommt, wer will. Dann kommt, wer Arbeit und Sicherheit für das Erworbene sucht, wer etwas mehr Freiheit, Recht und Ehre geniessen will, als er jetzt hat.

Die Bank aber wird der türkischen Regierung finanzielle Dienste leisten, insoweit und insolange hierfür ein Gegenwert in der Form von ausreichenden Rechtszugeständnissen für die Ansiedler erfolgt.

Die Investition von Arbeitskraft und entsprechendem Unternehmungs-Kapital muss sich allmählich vollziehen, geleitet von der Kolonialbank und mit dem allerdings nicht zu unterschätzenden Rückhalte der millionenreichen Kolonisations-Gesellschaften. Das ist der ganze Plan, der doch wohl klar und praktisch genug ist.

Nun sind aber um die Bank herum schon so viele Märchen erzählt worden, dass man auch manche törichte Vorstellung widerlegen muss, obwohl die Widerlegung eigentlich auch schon komisch wirkt.

Das Aktienkapital der Bank soll keineswegs an die Kolonisten verteilt werden, wie es ja auch nicht bestimmt ist, in den türkischen Staatsschatz zu fliessen. Wohl aber soll das Institut die Aufbringung von Anleihen unter den besten Bedingungen und

die Anregung von Unternehmungen vermitteln: agrikulturelle, technische, industrielle, kommerzielle. Das sind die Mühlen, die der Bach zu treiben hat. Dass eine noch so grossartig ausgeübte Wohltätigkeit das ökonomische Verkehrsmittel der Bank nicht entbehrlich macht, lässt sich aus einem Beispiele erkennen, welches uns dieser Tage aus Palästina gemeldet wurde. Die auf wohltätige Art hinverpflanzten Kolonisten leiden unter harten Kreditbedingungen. Der Zinsfuss beträgt 24 bis 30 Prozent für das Jahr. Eine Bank, die in solche Verhältnisse eintritt, ist doch wohl ein Bedürfnis, und zwar ein um so grösseres, je mehr Geld schon für die praktische Kolonisation vorhanden ist

Wollten die Kolonial-Gesellschaften ihre Fonds nicht in der Richtung verwenden, welche den Wünschen des Volkes entspricht, so wäre die Bank eine Notwendigkeit, und zwar als Ersatz. Wenn nun die verschiedenen grossen und kleinen Icas aber in derselben Richtung marschieren, so ist die Bank erst recht eine Notwendigkeit, und zwar als Ergänzung.

Die Argumentation unserer Gegner wendet sich gegen sie selbst. Je mehr Millionen die Kolonisations-Gesellschaften zur Verfügung haben, um so notwendiger wird die Bank für die Ansiedlung im Grossen.

Wer versteht das nicht?



REDE IN LONDON



REDE IN LONDON

Kennen Sie die Geschichte von dem Araber, der einen Mann erschlug, weil dieser ihn fragte, wohin er sein Kalb trage?

Die Geschichte wurde mir vor einigen Jahren hier in England von einer Dame erzählt, und ich will sie Ihnen jedenfalls wiedersagen, weil es eine gute, sinnvolle Geschichte ist. Ein Araber, der, wie die meisten seiner Landsleute, einen geduldigen, gleichmütigen Charakter hatte, trug eines Morgens ein kleines Kalb von seinem Dorfe nach der Stadt. Als er auf der Landstrasse munter dahinschritt, kam ihm ein Mann entgegen, der fragte: „Wohin trägst Du Dein Kalb?"

Unser Araber antwortete: „Nach der Stadt, mein Freund. Gott segne Dich!"

Er war noch nicht viele Minuten weitergegangen, da kam ein Zweiter vorbei und fragte: „Wohin trägst du das Kalb?"

Unser Araber antwortete: „Nach der Stadt, mein Freund. Gott segne Dich!"

Wieder nach einer Weile kam ein Dritter, ein Vierter, ein Fünfter. Der Anblick des Mannes mit dem Kalbe löste jedem dieselbe Frage

aus. Und unser Araber antwortete, weil er ein geduldiger Mann war, immer freundlich: „Nach der Stadt, mein Freund. Gott segne Dich!"

Aber die Geduld ist ein Stoff, der sich abnützt. Als unser Araber fünfzehn oder zwanzigmal dieselbe Antwort auf dieselbe Frage gegeben hatte, begann es ihn zu verdriessen. Seine Antwort wurde kürzer: „Nach der Stadt, mein Freund!" Den Segen Gottes liess er weg. So hatte er wieder ein dutzendmal Auskunft gegeben, bis ihm auch dies zuviel wurde. Den nächsten Fragern sagte er nur noch trocken: „Nach der Stadt!" Dabei wurde sein Ton immer unwirscher, endlich sogar grob. Das Blut stieg ihm zu Kopf; er meinte, die Leute hätten sich verabredet, ihn zu narren. Und als er im Gesichte des Neunzigsten oder Hundertsten, der ihn fragte: „Wohin trägst Du Dein Kalb?" ein höhnisches Lächeln zu entdecken glaubte, da legte unser Araber sein Kalb hin, packte den Mann bei der Gurgel und erschlug ihn.

Die Zionisten sind ein bisschen in der Lage des Arabers mit dem Kalbe. Man stellt ihnen immer dieselben Fragen, und sie werden allmählich ungeduldig. So ist es zu erklären, dass die Diskussion über unsere Sache zuweilen gereiztere Formen annimmt. Ich möchte unseren Freunden aber raten, nicht zu vergessen, dass es immer neue Vorübergehende sind und dass diese noch nicht aufgeklärt sind. Geben wir ihnen ruhig die gewünschte Antwort. Und bedenken wir, dass wir mit unserem Kalbe der Stadt um so näher kommen, je öfter wir geantwortet haben.

Schlimmer ist es freilich, wenn Leute, denen man schon geantwortet hat, mutwillig wiederkommen und wieder fragen. Oder wenn sie gar entgegnen: „Das ist nicht wahr. Du gehst nicht nach der Stadt!" Oder: „Es gibt überhaupt keine Stadt!" Oder: „Ich bin nicht Dein Freund, und Gott wird Dich nicht segnen."

Solchen Widersachern müssen wir einfach den Rücken kehren und weitergehen und denken: bald sind wir in der Stadt.

Aber die immer gleiche Antwort kann ich mir heute und hier ersparen. Sie wissen alle, wohin wir wollen. Die Frage, die bei manchem auftaucht, ist vielleicht nur die, ob wir auf dem richtigen Wege sind.

Ich glaube, ja.

Was ist unser Ziel? Wir wollen dem jüdischen Volke eine rechtlich gesicherte Heimstätte bereiten, in seiner alten Heimat Palästina. Das halten wir für die endgültige Lösung der Judenfrage.

Diese Lösung setzt drei Dinge voraus.

Erstens die Existenz des jüdischen Volkes.

Zweitens die Eignung Palästinas zur Besiedelung.

Drittens die Sicherung der rechtlichen Grundlagen.

Zum Ersten. Wir konnten, als wir unsere Bewegung anfingen, nur vermuten, dass es ein jüdisches Volk noch gebe. Heute wissen wir es. Es ist auf die deutlichste und modernste Art von der Welt bewiesen. Wir haben nämlich eine jüdische Volksvertretung. Sie tagt seit zwei Jahren in Basel und heisst Zionistenkongress. Meine Damen und Herren, ich weiss nicht, ob ich selbst es erleben werde, aber ich bin fest überzeugt, dass Leute meines Alters die Verwirklichung unseres Wunsches sehen werden. Wir werden im Lande Israels als freie Menschen wohnen. Ob ich selbst dabei sein werde oder nicht, ist für die Sache gleichgültig. Aber wenn ich dabei sein werde, so werde ich mich über nichts mehr so freuen, von nichts mehr so hingerissen sein, wie vom

ersten Baseler Kongress im Jahre 1897. Denn das war das erste Lebenszeichen des scheintoten jüdischen Volkes. Wie schwach der Atemzug, wie leise der Pulsschlag auch war, die wir zitternd vor Angst und Hoffnung damals belauschten — wir gewannen die Ueberzeugung, dass unser Volk noch lebt. Alles, was es späterhin noch leisten wird, kann uns nicht mehr überraschen. Der glückliche Augenblick war der an den Grenzen des Lebens, wo wir den Augenaufschlag des Totgeglaubten sahen. Dass jemand, der ins Leben wiederkehrt, auch herumgeht und isst und trinkt und tanzt und Flöte bläst und Holz hackt und Bücher liest und Bilder malt, das alles ist nicht mehr wunderbar. Wunderbar ist nur die Rückkehr ins Leben, der erste fühlbare Pulsschlag, der erste sichtbare Atemzug. Dieses Leben nicht mehr entschlafen zu lassen, war unsere Pflicht, und ihr dient die Agitation der braven Zionsvereine in der ganzen Welt. Von Sibirien bis nach Südafrika und Südamerika gibt es heute schon Tausende solcher Vereine, die das Grundgesetz des Ersten Baseler Kongresses anerkennen und danach wirken. Das ist die Nation, unsere Nation!

Nun gibt es unter uns Leute, welche die Nase rümpfen und sagen: „Ja, die Armen; die Reichen nicht!" Die Leute, die so sprechen, haben es in der Regel nicht um mich verdient, dass ich ihnen gute Ratschläge gebe. Dennoch will ich ihnen abraten, dergleichen öffentlich zu sagen. Denn sie bestätigen dadurch die schlimmsten Urteile der Antisemiten, dass bei den Juden Geld alles ist; dass die Juden vor nichts Respekt haben als vor dem Gelde, gleichviel, wie es gewonnen worden sei. Hüten wir uns vor einer solchen Auffassung, denn sie ist gemein und nicht einmal klug. Wenn man schon unfein genug ist, so zu denken, muss man wenigstens gescheit genug sein, es zu verbergen. Uebrigens besteht jedes Volk leider zumeist aus Armen, und würde vielleicht jemand die Existenz des englischen oder französischen Volkes zu leugnen wagen, weil so wenig Millionäre auf so viele Hungerleider kommen?

Das sind Trivialismen, verzeihen Sie sie mir. Die Gegner zwingen uns, solche Plattheiten vorzubringen.

Zum Zweiten. Die Kolonisierbarkeit Palästinas. Den Beweis hierfür haben die sogenannten praktischen Zionisten schon vor uns angetreten, wenn auch im Kleinen, und er ist gelungen. Ich habe von den Arbeiten dieser Männer immer mit Achtung gesprochen, wenn ich sie auch für ungenügend halte, um die grosse Frage zu lösen. Um so schmerzlicher berührten mich die Anfeindungen von dieser Seite. Wenn man heute die Versuche der Praktischen überall zu kennen und zu schätzen beginnt, so ist das vielleicht auf unsere grössere Propaganda zurückzuführen. Denn viele Juden, die noch nicht unsere Auffassung akzeptieren wollen, sehen jetzt die bescheidenere Forderung der Praktischen mit günstigeren Augen an. So kommt es, dass die Praktischen heute Arm in Arm mit solchen gehen können, von denen sie früher missachtet oder ausgelacht wurden.

Indessen sind alle diese Schlagworte und Parteinamen nichtssagend. Ich könnte Ihnen leicht beweisen, dass die sogenannten Praktischen eigentlich politisch sein wollen und dass wir, die Politischen, eigentlich praktisch zu sein glauben. Die Praktischen halten es nämlich für schlauer, allmählich und unbemerkt einige hunderttausend Juden nach Palästina zu bringen und dann, wenn sie dort sind, die Rechte für sie zu verlangen. Unbemerkt? Einige hunderttausend Menschen? Ja, um des Himmels willen, wie stellen sie sich das vor? Ich glaube, sie stellen sich das gar nicht vor. Sie fangen nur an, zu arbeiten. Ungefähr so, wie wenn ein paar Leute den Gedanken hätten, an einer Stelle ein Haus zu errichten. Was tun sie? Sie sind keine Träumer, keine Schwärmer. Sie wissen, dass ein Haus aus Steinen zusammengesetzt wird. Also schleppen sie einen Stein mit grosser Anstrengung nach dem Bauplatze hin. Und sie meinen, wenn auch andre so tun werden, dann werde das Haus entstehen.

Nie! So wird das Haus nie entstehen! Es wird aber entstehen, wenn zuerst ein Bauplan entworfen wird. Dann ist Euer Stein nützlich. Vorher nicht.

Und da sind wir beim Dritten, bei der rechtlichen Sicherung. Wenn es schon töricht wäre, ohne Plan zu bauen, so wäre es auch nicht klug, Baupläne auszuführen, solange der Baugrund uns nicht gesichert ist. Sonst wird der Eigentümer uns den Bau einreissen oder uns aus dem Hause, das wir anfertigten, verjagen.

Ist es demnach nicht praktischer, vor allem das Recht für den Bau zu sichern? Wie soll das geschehen? Wenn die Verhältnisse einen unmittelbaren und sofortigen Kauf des Bauplatzes nicht gestatten, kann man eine Pachtung oder ein Zinsverhältnis einrichten. Hier in England sind ja die Rechtsverhältnisse der Superficies und Emphyteusis, die man auf dem Kontinent wenig kennt, gang und gäbe. Ein solches Rechtsverhältnis ins Politische übertragen, möchte ich, hoffe ich, mit der türkischen Regierung zustande zu bringen. Und in dem Augenblick, wo die Souveränität Sr. Majestät des Sultans nicht in Frage kommt, wo die gesicherte Einwanderung nach Palästina nicht nur keine Gebietsverminderung für die Türkei bedeutet, sondern eine Konsolidierung und Werterhöhung ihres Besitzes, ist ein Uebereinkommen wohl zu erhoffen. Es ist mir gelungen, für diese Ideen und Vorschläge mächtige Fürsprecher zu gewinnen. Aber da ich nicht in der glücklichen Lage des Sir Cecil Rhodes bin, muss ich mir über manche historisch merkwürdige Unterredung absolutes Schweigen auferlegen, auch auf die Gefahr hin, dass unsere Gegner behaupten werden, ich hätte nichts zu sagen.

Als ich im vorigen Herbste, vor der Palästinareise der zionistischen Abordnung, hier in London eine Andeutung über bevorstehende Ereignisse machte, da wusste ich bereits einiges von den Dingen, die sich vorbereiteten.

Es ist nun eine ungemein schwierige Aufgabe, mit der klügere und erfahrenere Leute, als ich bin, ihre liebe Not hätten, wenn man auf der einen Seite das Vertrauen wohlwollender Personen durch Schweigen zu rechtfertigen hat und auf der anderen Seite mit Fragen bestürmt wird: Wie steht es? Wo halten wir? Wann, wann, wann?

In diesem Dilemma erkenne ich ohne alle Unschlüssigkeit meine Pflicht. Meine Pflicht ist, zu schweigen, selbst auf Kosten der Popularität, bis das Werk, das ich unternommen habe, fertig ist.

Ich weiss, was unsere Gegner dazu sagen werden. Ich weiss es, wie wenn ich ihre Reden schon gehört, ihre Blätter schon gelesen hätte. Er ist schon wieder ausgewichen, er hat vage Versprechungen gemacht, die armen Leute vertröstet, die ganze Sache ist ein ausserordentliches Blendwerk. Nun, wir tragen all die Verantwortung für das, was wir sagen und gesagt haben.

Zum Glücke fehlt mir die Zeit, alle Insulten zu lesen, mit denen man mich von jüdischer Seite bedeckt. Ich bekomme nur ab und zu eine Sammlung, ein Bouquet der Schmähungen zu Gesicht. Ich empfinde darüber mehr Scham als Zorn. Ich schäme mich als Jude, dass es Leute unter uns gibt, die einen Arbeiter der Volkssache beschimpfen. Wenn dieser Streit aus den Ghettomauern unserer Diskussion hinausdringt in die weitere Oeffentlichkeit, wird vielleicht mancher Gleichgültige erstaunt den Kopf schütteln und mancher Feind sagen: Seht, so sind die Juden! So behandeln sie ihre eigenen Söhne, die sich um das Volkswohl abmühen.

Ist man nicht sogar soweit gegangen zu sagen, dass ich Geldvorteile von der Sache habe? Wahrlich, diese Leute würden verdienen, dass ich öffenlich vorrechne, was mich die Bewegung ausser meiner Zeit und Arbeit auch schon für Geldopfer ge-

kostet hat. Meine nächsten Freunde wissen es. Im übrigen will ich mir auch darin Zurückhaltung auferlegen, weil ich an die Ehre der Juden denke.

Mit einem besonderen Wutgeheul ist man über mich hergefallen, als wir in Ausführung der Kongressbeschlüsse an die Errichtung der Jüdischen Kolonialbank schritten. Es war einer der Wendepunkte unseres Weges nach der Stadt, und wer uns da unser Kalb tragen sah, konnte leider auf die Vermutung kommen, dass es das goldene Kalb sei. Für meine Freunde und mich war die Gründung der Jüdischen Kolonialbank bisher das grösste Opfer, das wir der zionistischen Bewegung brachten. Ich spreche da nicht von dem Gelde, das wir aus unserer Tasche daran wendeten.

Denn obwohl wir Juden sind, ist uns Geld bei weitem nicht das höchste. Das Opfer war, dass wir einer geschäftlichen Unternehmung näher traten, wenn auch ohne jede Absicht auf materiellen Gewinn.

Als wir auf dem Punkte angelangt waren, wo wir mit der Schaffung des finanziellen Instrumentes nicht länger zögern konnten, schrieb ich einem englischen Freund einen Brief, worin ich ihm sagte: „Jetzt ist die schöne Zeit vorbei, in der man mich nur als einen Wahnsinnigen hinstellte. Von nun ab wird man mich als einen Geschäftsmann behandeln. Aber auch da muss ich hindurch.“

Ich meine nicht, dass es etwas Unrechtes sei, wenn man sich mit Geschäften abgibt. Nur ein Schriftsteller soll kein Geschäftsmann sein, und beim Diener einer Volksbewegung ist es etwas Unerträgliches.

Nie habe ich so richtig prophezeit wie damals, und die Juden können zufrieden sein, wenn alle meine Worte sich so erfüllen, wie jene, die ich damals schrieb. Das heisst, meine Prophe-

zeiung wurde weit übertroffen. Hier in London war es, in einer öffentlichen Versammlung, wo ein Herr, den ich nicht näher kenne, der aber jedenfalls in seinem Leben mehr mit Geldgeschäften zu tun hatte als ich, die Vermutung aussprach, wir wollten den armen Leuten das Geld aus der Tasche rauben. Warum sagte er das? Da ich nie in meinem Leben Geschäfte irgend welcher Art gemacht habe, weiss ich nicht, ob er meinte, dass jede finanzielle Unternehmung einen Raub bedeute. Das wäre eine Umschreibung von Dumas Wort: „Les affaires, c'est l'argent des autres." Oder meinte er, dass nur die finanziellen Unternehmungen von Juden diesen Charakter tragen? Dann wundere ich mich, dass ihn der ehrwürdige Chiefrabbi nicht exkommunizierte und — was vielleicht noch empfindlicher für ihn wäre — dass die Bankiers mosaischer Konfession nicht den Verkehr mit ihm abbrachen. Aber wahrscheinlich wollte er nur in der kräftigen Sprache des Lebenskreises, dem er angehört, sagen, dass er kein Vertrauen zur Sache habe. Und sehen Sie, was erreicht wurde? Gerade die Grösse der Beschimpfungen hat sie unwirksam gemacht. Meine Freunde und ich wären tief gekränkt gewesen, wenn man uns als Geschäftsleute hingestellt hätte — und wir waren auf diese Kränkung gefasst. Aber man behandelte uns als Räuber — das hat uns getröstet.

Und was bedeuten diese kleinen Hautabschürfungen uns, die wir unser ganzes Leben gern an die teure Sache setzen? Es geht vorwärts — nur darauf kommt es an.

Diese im vorhinein verleumdete Kolonialbank ist heute gesichert. Sie ist eine Tatsache, eine Ziffer, mit der auch die Ziffernmenschen werden rechnen müssen, besonders die Ziffernmenschen. Es ist wenig gesagt, wenn ich erkläre, dass die Bank besser sein wird als der Ruf, den man ihr zu machen versucht hat. Sie wird überhaupt gut sein. Warum?

Wenn ich sagte, die Kolonialbank wird gewissenhaft verwaltet

werden, weil das rührende Vertrauen der unzähligen kleinen Leute in der ganzen Welt uns eine ernste, dauernde, moralische Pflicht auferlegt — so werden die Gegner anworten: Ja, eben das ist noch zu beweisen. Darum will ich Ihnen den anderen Grund angeben: Der Aufsichtsrat, dem ich nebst mehreren Gelehrten, Schriftstellern und Nichtgeschäftsleuten anzugehören die Ehre habe, ist statutenmässig von jedem Vermögensgewinne, welcher Art immer, ausgeschlossen. Wenn man uns daher nicht für Anhänger eines neuen Sports hält, der darin besteht, dass die Aufsichtsräte den Direktoren beim Plündern der Aktionäre zusehen und vielleicht darauf wetten, welcher Kassierer am schnellsten defraudiert, so muss man doch annehmen, dass dieser mit genügender Macht ausgestattete Aufsichtsrat seine Pflicht tun wird.

Aber diese Pflicht ist mit der Aufrechterhaltung der Ordnung nicht erschöpft. Es handelt sich hier um die Schaffung noch einer jüdischen Bank. Deren gibt es unter verschiedenen Masken schon genug. Die zionistische Bank musste es sein und wird es sein. Was heisst das?

Soll das Aktienkapital der Bank dazu dienen, das Land unseres Strebens zu kaufen? Dazu wären zwei Millionen Pfund doch eine zu geringe Summe. Mit solchen Behauptungen will man uns ja nur lächerlich machen, uns als Narren hinstellen. Die Bank hat eine andere Aufgabe. Sie soll die Erlangung des Charters vermitteln, den ich Ihnen vorhin im Bilde des leasehold vorführte.

Wir wollen einen Charter von der türkischen Regierung erwerben, um Palästina unter der Souveränität des Sultans zu kolonisieren. Ungeheure Vorteile eröffnen sich der Türkei, wenn sie die fleissigen, friedlichen, unternehmungslustigen Juden zur Erschliessung der natürlichen Schätze des Landes zulässt. Es gibt heute wohl wenige türkische Staatsmänner, denen diese Nütz-

lichkeit der zionistischen Bewegung nicht einleuchten würde. Mit den Juden käme Wohlfahrt und moderner wirtschaftlicher Aufschwung in die Türkei.

Was die Verwirklichung unseres Planes für Europa bedeutet, das haben regierende Herren und Diplomaten von hoher Stellung in klarster Weise anerkannt. Es wäre das Ende der giftigen, hässlichen Judenfrage, obwohl niemand von uns daran denkt, dass alle Juden nach Palästina gehen sollen. Nur wer Lust hat, wer sich sein Los verbessert, wenn er hingeht. Und unser Raisonnement ist das einfachste von der Welt: wenn das Angebot an Juden sinkt, wird die Nachfrage nach Juden steigen. Man wird uns für mehr wert halten.

Wir werden auch mehr wert sein. Kultur wollen wir nach dem Osten tragen. Und wieder wird Europa davon profitieren. Dem Verkehre werden wir neue Wege erschliessen — und niemand hat daran ein grösseres Interesse als England mit seinen asiatischen Besitzungen. Der kürzeste Weg nach Indien führt durch Palästina. Wir werden die Produkte des Kulturlandes brauchen, bis wir selbst welche erzeugen. Aber wir wollen auch möglichst bald selbst Güter produzieren.

In den letzten fünfzig Jahren sind im wirtschaftlichen Leben der Menschheit grössere Veränderungen vor sich gegangen als früher in einem Jahrtausend. Mit dem Dampf und der Elektrizität ist ein neuer Geist herrisch, herrlich in die Welt eingezogen. Dieser Geist soll über der zionistischen Bewegung schweben. Ich will von den zahllosen Industrien nicht sprechen, durch die unser Dasein so mannigfaltig geworden ist. Was könnte ich armer Barbar vom Kontinente den Bewohnern Englands darüber sagen? Sie sind uns in allen technischen Errungenschaften weit überlegen, gleich wie die grossen Politiker Ihres Landes die ersten waren, welche die Notwendigkeit der kolonialen Ausbreitung erkannten. Darum weht die Fahne Grösser-Britanniens auf allen Meeren.

Und so sollte ich meinen, dass hier in England die zionistische Idee, die eine koloniale ist, leicht und rasch verstanden werden muss, und zwar in ihrer modernsten Form. Alles, was menschlicher Fleiss in anderen Ländern schaffen kann, wird er doch auch dort schaffen können, wo in wunderbaren Tagen Milch und Honig floss. — Warum sollte das gerade dort nicht möglich sein? Etwa, weil wir heute in der Beherrschung der Naturkräfte um so viel weiter halten? Blicken Sie doch zurück auf die Einfalt früherer Tage und geben Sie sich selbst die Antwort.

Wenn ich nicht schon so lange gesprochen hätte, würde ich Ihnen das einfachste Lebensmittel, das Brot, zeigen, seine Geschichte, seine Entwicklung und seinen heutigen Zustand. Von den Dampfpflügen, Säe- und Dreschmaschinen bis zur bakteriologischen Untersuchung der Gärungspilze — welch ein Unterschied gegen die Zeit unserer Väter, die ihr Brot mit mehr Schweiss benetzen mussten als wir. Sehen Sie sich alle diese merkwürdigen Fermentations-Industrien an, Brot und Bier, Wein und Essig, Rum und Kognak, Tabak und Käse — wie ist alles anders geworden.

Ja, wenn ich nicht eine so heillose Angst davor hätte, ein Phantast und Utopist gescholten zu werden, würde ich Ihnen die kommende Einrichtung unseres Landes schildern, mit Eisenbahnen, Telegraphen, Telephonen, Automobilcars und anderen solchen fabelhaften Dingen, die noch nie ein Mensch gesehen hat.

Aber in solchen Einrichtungen auf dem neuen Boden, der unser alter ist, erschöpft sich das nicht, was ich für den Zionismus halte. Ich glaube nicht, dass das Volk der Schrift sich so lange und unter solchen Leiden fortgefristet hat, nur um einmal die neuen Verkehrsmittel nach Hause zu bringen. Einen anderen Sinn müssen die Leiden des vielgeprüften Volkes gehabt haben.

Eine Sehnsucht nach Gerechtigkeit, nach Menschlichkeit muss in uns sein, und wir müssen sie befriedigen. Es ist vielleicht nicht die eleganteste Gesellschaft, wenn man mit Bettlern und Hungerleidern zusammen nach dem Ziele strebt. Aber ich spreche ja nicht von der Kanzel einer Synagoge, und so mag es mir gestattet sein, zu sagen, dass wir Zionisten nicht davor zurückschrecken, mit Bettlern und Hungerleidern zu gehen, wenn das Ziel die Gerechtigkeit ist. Vielleicht werden wir bei dieser Gelegenheit die Möglichkeit sozialer Verbesserungen entdecken und verwirklichen, die auch den Mühseligen und Beladenen anderer Völker zunutze kommen. Dann erst werden wir wahre Israeliten sein.



DRITTE KONGRESSREDE



DRITTE KONGRESSREDE

In der feierlichen Stunde, da sich die Abgeordneten des jüdischen Volkes, aus weitesten Fernen kommend, hier vereinigen, sei unser erstes Wort ein Dank an die schöne, freie Stadt, die uns wieder gastlich aufnimmt. Diese Dankbarkeit wird nicht nur von den hier Versammelten empfunden, sondern auch von ihren Auftraggebern in sehr entlegenen Teilen der Welt. Basel, der Baseler Kongress, das Baseler Programm — diese Worte klingen unserem Volke heute schon vertraut und bedeuten ihm einen Trost, eine Hoffnung.

Zum drittenmale sind wir hier, um die Beschwerden und Wünsche einer Nation zu erörtern, die wieder zum Leben erwachen will. Es mochte anfangs scheinen, vielleicht scheint es manchem auch jetzt noch so, als ob nicht viel damit getan wäre, dass wir hierherkommen und Reden halten, Reden voll von Seufzern. Aber diese Zweifler übersehen, dass auch in anderen Vertretungskörpern nur geredet wird. Und wer wird leugnen, dass Reden von solcher Stelle den stärksten Einfluss auf Gegenwart und Zukunft des Volkes ausüben? Aus dieser Erkenntnis haben wir uns bemüht, uns eine Stelle zu schaffen, von der unsere Worte gehört werden: diese jüdische Tribüne!

Da unser Volk nicht in das Leben der Vorzeit zurückkehren, sondern zum Leben der Gegenwart erwachen soll, musste es vor allem so ein modernes Organ erhalten, um den Willen zum Dasein äussern zu können. Darum ist diese Tribüne ein kostbares Gut, das wir uns erworben haben. Hüten wir es wohl!

Durch den Ernst und die Ruhe unserer Beratungen können wir das Ansehen dieser Tribüne immer höher heben. Durch Unbesonnenheiten und Gezänke würden wir es rasch zerstören. Diese Tribüne wird so hoch sein wie die Reden, die man auf ihr hält. Unseren Worten verleiht keine äussere Macht Nachdruck; wenn sie also irgend eine Bedeutung haben sollen, kann es nur von der inneren Macht der Idee kommen und von der Reinheit der Gesinnungen, welche hier verkündet werden. Das muss sich jeder von uns beständig vor Augen halten, wenn er hier für das jüdische Volk und zum jüdischen Volke sprechen will.

Auch ein anderes. Wir sind hier nicht, um uns mit den inneren Vorgängen der einzelnen Länder, deren Bürger wir sind, zu beschäftigen. Jeder solche Versuch wäre ein schwerer Fehler und würde nur dazu dienen, falsche Vorstellungen von unserem Kongresse hervorzurufen. Wir sind hier lediglich, um über die Lage unseres Volkes zu beraten und eine ebenso gesetzliche wie menschenfreundliche Lösung unter der Kontrolle der öffentlichen Meinung vorzubereiten. Dass wir nichts anderes vorhaben, das wurde durch all unser bisheriges Tun und Lassen erhärtet. So ziehen wir selbst unserem Wirken die unanfechtbaren Grenzen: Wir wollen uns um das Wohl des jüdischen Volkes bemühen. Das ist unser Recht. Es ist auch unsere Pflicht.

Dass diese Art, allgemeinen Schwierigkeiten durch einen internationalen, freimütigen Gedankenaustausch der Beteiligten beizukommen, dem sittlichen Bewusstsein der jetzigen Kulturmenschheit bereits entspricht, das konnte man wahrnehmen, als

der Friedensvorschlag Sr. Majestät des Kaisers von Russland die Welt erfreute. Sie erinnern sich, dass wir hier versammelt waren, als dieser grossgedachte Vorschlag bekannt wurde und dass der Zionistenkongress die erste Körperschaft war, welche ihrer Begeisterung Ausdruck geben konnte. Nun ist ein Jahr verstrichen. Die Friedensidee hat ihren Weg in die Wirklichkeit hinaus begonnen, und das ist schon sehr viel, auch wenn sie noch nicht am Ziel ist. Uns aber mag das Beispiel als eine Lehre der Geduld dienen. Wenn die Grossen dieser Erde sich mit langsamen Fortschritten ihrer höchsten Ideen begnügen, wie zufrieden müssen wir armen Leute sein, wenn wir feststellen können, dass es doch ein wenig vorwärts geht.

Wir müssten unsere Arbeit also unverdrossen fortsetzen, auch wenn es in dem abgelaufenen Jahre keine äusserlich merkbaren Fortschritte gegeben hätte. Auch wenn nichts vorgekommen wäre, was ein Erstarken unserer Bewegung, einen Zuwachs ihres Ansehens und ihrer Mittel bedeutete, müssten wir unverdrossen fortarbeiten.

Aber dieses Jahr ist kein schlechtes für unsere Bewegung gewesen. Es war ein gutes Jahr. Wir haben einiges erreicht, wir sind um ein Stück weiter gekommen.

Ein bedeutendes Ereignis, das von unseren Gegnern, wie gewöhnlich teils verschwiegen und teils entstellt in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, war der Empfang der zionistischen Abordnung durch Se. Majestät den deutschen Kaiser in Jerusalem, Schon die Tatsache allein, dass der geniale Kaiser seine Aufmerksamkeit unserem Volksgedanken zugewendet hat, wäre genügend, uns einige Zuversicht zu geben. Geringfügige Bewegungen werden aus solcher Höhe nicht bemerkt. Aber es ist mehr als eine blosse Kenntnisnahme erfolgt. Es wurde nicht irgend eine jüdische Deputation, es wurden nicht die Mitglieder irgend eines „praktischen" Kolonisationsvereines empfangen, sondern die Abordnung des zionistischen Aktionskomitees. Die Gründe

und Ziele unserer Bewegung waren vorher genau bekannt, und Se. Majestät der deutsche Kaiser hat uns daraufhin an einem für das gesamte Judentum denkwürdigen Tage sein wohlwollendes Interesse zugesichert. Dafür sind ihm alle wahren Juden zur Dankbarkeit verpflichtet.

Geehrte Kongressmitglieder! Sie werden verstehen, dass es ein Gebot der Schicklichkeit ist, die glückliche und bedeutsame Tatsache des unter solchen Umständen erfolgten Jerusalemer Empfanges nicht agitatorisch auszunützen. Wir wollen uns daher enthalten, hier irgend eine Diskussion daran zu knüpfen. Eines müssen wir in unserer freudigen Dankbarkeit aber dennoch hervorheben: Die vollkommene Legalität und Loyalität unserer so hoch geehrten Bewegung ist nach diesem Ereignis wohl für immer ausser Frage.

Natürlich legen wir das grösste Gewicht darauf, diese Loyalität vor allem der türkischen Regierung gegenüber zu betonen und zu beweisen. Von uns wird kein Schritt unternommen, der auch nur entfernt das gerechte Misstrauen des souveränen Besitzers von Palästina erwecken könnte. Wir wollen und können dem osmanischen Reiche die grössten Vorteile bringen, folglich können wir ganz offen auftreten. Wer sich irgendwo einschleicht, hat gewöhnlich nicht die Absicht, etwas zu bringen. Dies war das Raisonnement, das wohlverständliche, welches zu den jetzt in Palästina bestehenden Einwanderungsschwierigkeiten führte. Wir haben sie nicht hervorgerufen; sie sind bekanntlich älteren Datums, als die hier vertretene Bewegung. Aber wenn man uns auch nicht beschuldigen darf, das Einwanderungsverbot verursacht zu haben, so wollen wir doch deutlich angeben, wie wir uns dazu stellen.

Wie? Man wollte eine Bevölkerung in einem Lande ansässig machen, ohne vorher den ganzen Plan offen erklärt zu haben?

Kommt einer bei Nacht und Nebel heimlich heran, so darf er sich nicht wundern, wenn man ihm Halt! Wer da? entgegenruft. Und um so schlimmer für ihn, wenn er darauf keine gute, klare Antwort geben kann. Uebrigens ist das auch gar nicht die Situation, in der irgend eine Antwort unverdächtig klingt. Wir machen es darum anders. Wir erklären unsere Absichten am hellen Tage, den wir Gott sei Dank nicht zu scheuen haben, und wir wollen die Billigung erwirken, bevor wir etwas unternehmen, was sonst das verantwortungsschwerste aller Experimente wäre. Denn es handelt sich nicht nur darum, die Leute hinzukriegen, sondern sie auch dort zu behalten. Und zwar in guter Sicherheit.

Leider gibt es viele unserer Brüder, denen es nicht mehr schlechter gehen kann und die darum alles akzeptieren. Aber um den Kranken nur von einer Seite auf die andere zu legen, brauchte nicht so viel Scharfsinn, Mühe und Geld aufgewendet zu werden. Versuchen wir lieber, ihn zu heilen. Das ist ein so grosser Zweck, er ist so vernünftig und einleuchtend, dass niemand mehr nach geheimen Beweggründen forschen wird. Warum sollten wir das also nicht gerade heraussagen? Es wird ja dadurch alles mit einem Schlage verständlich, was wir vorhaben. Es gibt kein Misstrauen mehr. Wir betreten den Boden der Verhandlungen, die früher oder später zu einem Ergebnisse führen werden, wenn wir nur einig vorgehen und unsere Kräfte zusammenhalten.

Darum haben wir vor allem den elektrischen Strom unserer Einheit erzeugt und wollen ihn immer noch verstärken. Und es soll niemand einen Teil dieses Stromes abzweigen und ableiten. Es wäre ein Frevel an der Gesamtheit.

Auf diesem Kongresse sind bekanntlich noch nicht alle Zionisten vertreten. Unsere Bewegung ist noch viel grösser, als sie hier in die Erscheinung tritt. Eine ansehnliche Gruppe hochverdienter Zionisten der älteren Richtung hängt noch an der vor uns be-

folgten Methode. Wir geben die Hoffnung nicht auf, sie brüderlich zu unseren Anschauungen zu bekehren. In der Idee trennt uns nichts. Die beste Form der Ausführung müssen wir gemeinsam suchen.

Wieder andere Zionisten und zwar die an materiellen Mitteln Mächtigsten wären mit uns vollkommen einverstanden, wenn wir nicht das Verfahren der öffentlichen Diskussion wählten. Werden wir aber ein Ergebnis erzielen, so werden sie mit uns sein. Früher brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie haben. Es besteht darüber heute kein Zweifel mehr.

Welcher Art soll nun dieses Ergebnis sein? Sagen wir es mit einem Wort: Ein Charter! Unsere Bemühungen sind darauf gerichtet, einen Charter von der türkischen Regierung zu erlangen, einen Charter unter der Souveränität Sr. Majestät des Sultans. Erst wenn wir im Besitze dieses Charters sind, welcher die nötigen öffentlich-rechtlichen Sicherheiten enthalten muss, können wir eine grosse praktische Kolonisation beginnen. Für die Gewährung dieses Charters werden wir der türkischen Regierung grosse Vorteile vermitteln.

Das konnte und kann aber nicht vom Kongresse aus geschehen, der die hierzu erforderliche juristische Persönlichkeit nicht hat. Es musste für diese Abmachungen ein eigener Kontrahent geschaffen werden. Das ist die Jüdische Kolonialbank. Wenn noch irgend jemand die Frage aufwerfen konnte, ob die zionistische Bewegung ein ernst zu nehmender Faktor sei — die hunderttausend Subskribenten der Jüdischen Kolonialbank haben darauf geantwortet. Aus Sibirien, von den Grenzen Chinas, und aus dem südlichsten Argentinien, von Kanada und aus dem Transvaal ist die Antwort gekommen. Die Kolonialbank existiert heute.

Wir alle, die wir unserer Idee mit immer frischer Begeisterung dienen, haben nicht die Gewohnheit, uns der gebrachten Opfer

zu berühmen. Indem wir aber dem Kongresse diesen beendigten Teil des Werkes vorlegen, dürfen wir uns einmal das Herz erleichtern und sagen, dass es das bisher schwerste Opfer war, zu dem wir uns entschlossen. Leute, die nie etwas mit Geschäften zu tun gehabt, agitieren für die Gründung einer Bank und setzen sich den kränkendsten Verdächtigungen aus. Es musste sein, wir haben es getan. Heute übergeben wir das Werk dem Kongresse, dem wir die vollständige Aufsicht über die redliche und den zionistischen Zwecken dienende Verwaltung der Bank gesichert haben. Der Kongress wird durch seine jährlich neugewählten Vertreter über das Institut verfügen. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass das Aktienkapital nicht zur Landerwerbung verwendet werden soll. Die Bank ist nur ein Zwischenglied. Auf Grund des erlangten Charters wird erst die eigentliche Landgesellschaft gegründet werden, und zwar selbstverständlich mit einem entsprechend grösseren Kapital. Die Beschaffung gerade dieses grösseren Erfordernisses kann aber schon heute als gesichert angenommen werden, und wir werden Ihnen darüber zu gelegener Zeit Mitteilungen machen, die jetzt nicht gemacht werden können.

All dies hat scheinbar den Charakter von Vorbereitungen, von zukünftigen Unternehmungen. Es ist aber tatsächlich etwas so Praktisches und Gegenwärtiges wie eine Saat, die man dem Boden anvertraut. Zuerst war es eine Saat von Gedanken, nun ist es eine Saat von Einrichtungen. Es ist heute noch kein Brot, es ist nur das Brot von morgen.

Die Allzusatten mit ihrer vom Wohlleben geschwächten Einbildungskraft wollen uns freilich noch nicht verstehen. Um so besser verstehen uns die Armen und Mühseligen. Sie haben die Phantasie der Not. Sie wissen von heute und gestern, wie weh auch morgen der Hunger tun wird. Und in dieser Lage sind viele, viele Hunderttausende unseres Volkes. Das aber sind die Verlässlichsten unserer Genossen, die nicht einmal imstande sind,

den jährlichen kleinen Beitrag für die Agitation zu leisten. Sie sind die besten Zionisten, weil bei ihnen die alten Volkstradition noch unvergessen ist, weil sie ein starkes religiöses Gefühl haben und weil sie bittere Not leiden. Schrecklich sind die Berichte aus vielen Gegenden. Das Judentum ist eine Massenherberge des Elends mit Filialen in der ganzen Welt. Auch das soll man von dieser Tribüne hören, wie es die traurige Wahrheit ist. Und diese Zustände schreien nach einer Abhilfe. Aus der tiefen Not entstehen Krankheiten und sittliche Verwahrlosung, und die verdüsterten Gemüter werden ein Nährboden für alle äussersten Umsturzgedanken. Da wollen wir bessernd eingreifen. In der gesunden Arbeit auf einer geliebten Erde, glauben wir, ist das Heil zu finden. Die Arbeit soll unserem Volke das morgige Brot verschaffen und auch die Ehre von morgen, die Freiheit von morgen.

An die Gerechten aller Konfessionen und Nationen ergeht unser Ruf um Beistand. Wir brauchen keine andere Hilfe von aussen als eine moralische. Es gibt Juden genug, die innerlich mit uns eines Sinnes sind. Nur tragen manche ein Bedenken, das zu zeigen, weil sie fürchten, man würde es ihnen übel auslegen. Wer uns nun die moralische Hilfe leisten will, weil er findet, dass wir etwas Rechtschaffenes unternehmen, der möge in seinem Wirkungskreise verhüten, dass Missverständnisse über unsere Bewegung entstehen und dass man aus diesem Titel wieder neue falsche Beschuldigungen, wie schon so oft, gegen uns erhebe. Diese heilsame Bewegung würde sonst eingeschüchtert werden und geriete vielleicht ins Stocken. Welcher Gerechte will das?

Hier ringt ein Volk um seine Existenz, Ehre und Freiheit. Es will aus einer Stickluft hinaus in den Sonnenschein. Die jetzigen Zustände der Juden können nach drei Wegen führen. Der eine wäre das dumpfe Ertragen von Schimpf und Not. Der andere die Auflehnung, die Feindschaft gegen eine stiefmütterliche Ge-

sellschaft. Unser Weg ist der dritte: aufschwingen wollen wir uns zu einer höheren Stufe der Gesittung, Wohlfahrt verbreiten, dem Verkehre der Völker neue Strassen bauen, und für die soziale Gerechtigkeit einen Durchbruch suchen. Und gleichwie unser lieber Dichter aus seinen Schmerzen Lieder schuf, so bereiten wir aus unseren Leiden einen Fortschritt der Menschheit, der wir dienen.



ZIONISMUS



ZIONISMUS

AUS „NORTH AMERICAN REVIEW"

Wir haben heuer den dritten Zionistenkongress in Basel abgehalten. Es waren ungefähr zwölfhundert organisierte Ortsgruppen aus der ganzen Welt durch Delegierte in der Stadt am jungen Rheine vertreten. Die meisten von uns besassen mehrere Mandate, im Durchschnitt repräsentierte jeder fünf Wahlkreise. Für die mit unserer Bewegung noch nicht Vertrauten bemerke ich, dass das Wahlrecht auf Grund der Schekelzahlung ausgeübt wird. Der „Schekel" ist eine alte hebräische Geldbezeichnung, der Betrag ist ungefähr ein Frank und wird für die Kosten der Agitation eingezahlt. Es waren Delegierte aus allen Weltteilen anwesend. Am weitesten her waren die beiden Abgeordneten aus dem Transvaal. Stattlicher als in den ersten Jahren war auch die Vertretung von Nordamerika. Die tscherkessischen Bergjuden aus dem Kaukasus, einige Tausend an der Zahl, hatten einen eigenen Delegierten mit einer begeisterten Adresse an den Kongress gesandt. Nur um eine flüchtige Vorstellung von dem Umfange dieser Bewegung zu geben, erwähne ich, dass ich von zionistischen Wahlkreisen in Argentinien und in Aegypten Mandate erhielt. Ich hatte auch die Ehre, dem Kongress zu präsidieren.

Und während ich auf dem erhöhten Sitze der jüdischen Nationalversammlung die Verhandlungen leitete, durch das Wort eines

Redners dazu angeregt, gingen meine Gedanken zurück an den Anfang unserer Bewegung, die noch jung, aber schon stark ist. Es war sicherlich ein Wagnis, als meine Freunde und ich im Jahre 1897 den ersten Kongress einberiefen. Wir liefen eine schreckliche Gefahr, vor der manchem sonst beherzten Manne bange werden kann: die Gefahr, lächerlich zu werden. Seit dem Synhedrion, das Napoleon I. im Jahre 1806 auch nur unter besonderen Umständen in Paris versammelt hatte, war ein solcher Versuch nicht gemacht worden. In den neunzig Jahren seither hatte sich die Eignung der Juden zu einer nationalen Versammlung ungemein vermindert. Man darf annehmen, dass sich die jüdische Nation trotz der namenlosen Verfolgungen oder vielleicht gerade durch diese bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zerstreut, aber ungebrochen erhalten hatte. Um diese Zeit erlebte das jüdische Volk, das die Zerstörung seines Staates so lange überdauert hatte, zwei Erschütterungen, eine von innen und eine von aussen. Den Stoss von innen gab ihm Moses Mendelssohn, den Stoss von aussen die französische Revolution. Der edle preussische Philosoph, der Freund Lessings, wollte das Judentum nur noch als religiöses Bekenntnis fortbestehen lassen, und die grosse Revolution gab auch den armen Juden die Menschenrechte. Die Judenemanzipation wurde nach und nach von den zivilisierten Staaten nachgemacht. Die Emanzipation lockerte den Boden, in dem nun Mendelssohns Gedankensaat prächtig aufging. Und was Mord, Plünderung, Hetze von Land zu Land, Scheiterhaufen und Aechtung in schauerlichen Jahrhunderten nicht vermocht hatten — unter dem Sonnenblick der Liebe geschah es: das Volksgefühl der Juden verlor sich. Was ist eine Nation? Eine historische Menschengruppe von erkennbarer Zusammengehörigkeit, die durch einen gemeinsamen Feind zusammengehalten wird. Wenn die Juden, wie Mendelssohn wollte, nur im Gottesdienste zusammentrafen und sich im übrigen dem Volk anpassten, unter dem sie gerade lebten, so waren sie nicht mehr miteinander verwandt, als etwa die verschiedenen Völker des christlichen Gottesdienstes. Die Geschichte der Gruppe sollte beendigt sein, ihre Zusammen-

gehörigkeit unkenntlich werden, und durch die Emanzipation war sie des äusseren Feindes ledig. Der Feind aber ist der eiserne Reifen der Nation. Es klingt ja wie eine Tautologie, wie der albernste Truism, wenn man sagt: die Nationen werden so lange dauern, als eine der anderen feindlich ist. Aber das ist die Wahrheit. Der Weg zum allgemeinen Menschentum ist noch weit, wenn auch nicht hoffnungslos. Auch wir wollen ihn beschreiten, aber auf eine andere Weise, als es der hochherzige Mendelssohn tat. Wir wollen die eigene Nationalität nicht aufgeben, sondern sie pflegen, und zwar keineswegs agressiv, sondern nur defensiv. Zudem wollen wir eine freundliche Gesinnung gegen die anderen Völker hegen und auch dazu beitragen, die Gegensätze, die sie untereinander haben, zu mildern. Zu solchem Werk ist das jüdische Volk vielleicht besonders geeignet, weil seine Glieder so lange verstreut unter den Völkern waren.

Das ist die ideelle Grundlage unseres Zionismus. Wir haben sie freilich nicht aus lauter Idealismus entdeckt. Die Wahrheit, wie wir dazu gelangten, ist leider wenig rühmlich, aber wir wollen sie ruhig eingestehen. Wir wurden dazu geführt durch den neuen Feind, der uns überfiel, als wir eben in voller Auflösung begriffen waren: durch den Antisemitismus. Ich weiss noch, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich im Jahre 1882 als zweiundzwanzigjähriger Mensch das Buch von Dühring über die Judenfrage las, ein Buch, das ebenso voll von Hass wie von Geist ist. Ich glaube, ich wusste vorher gar nicht mehr, dass ich ein Jude war. Das Buch Dührings wirkte auf mich, wie wenn ich einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Und so ist es wohl manchem westlichen Juden ergangen, der sein Volkstum schon völlig vergessen hatte: die Antisemiten haben es in ihm wieder aufgeweckt. Freilich, von solcher Erregung bis zu dem bewussten Entschlusse, wie er in der jetzigen zionistischen Bewegung sich äussert, ist es noch ziemlich weit. Ich für meinen Teil brauchte dazu zwölf oder dreizehn Jahre, und ich bitte um Entschuldigung, wenn ich das erzähle. Ich darf es vielleicht aus zwei Gründen

tun: erstens, weil wir das Menschliche doch immer am verlässlichsten an uns selbst studieren, und zweitens, weil ein Stückchen Aktualität dabei ist. Zum Zionisten hat mich nämlich — der Prozess Dreyfuss gemacht. Nicht der jetzige in Rennes, sondern der ursprüngliche in Paris, dessen Zeuge ich 1894 war. Ich lebte damals in Paris als Zeitungskorrespondent und wohnte der Verhandlung des Kriegsgerichtes bei, bis sie geheim erklärt wurde. Ich sehe den Angeklagten noch in seiner dunklen, verschnürten Artilleristenuniform in den Saal kommen, ich höre ihn noch seine Generalien abgeben: „Alfred Dreyfuss, capitaine d'artillerie", mit näselnder, gezierter Stimme. Und auch der Wutschrei der Menge auf der Strasse vor der Ecole Militaire, wo er degradiert wurde, gellt mir noch unvergesslich in den Ohren: „a mort! a mort les juifs!" Tod allen Juden, weil dieser eine ein Verräter war! Aber war er wirklich ein Verräter? Ich hatte damals ein Privatgespräch mit einem in der letzten Zeit vielgenannten Militärattaché. Der Oberst wusste von der Sache nicht mehr, als in den Zeitungen gestanden; er glaubte jedoch an die Schuld des Dreyfuss, weil es ihm unmöglich schien, dass sieben Offiziere einen Kameraden ohne die erdrückendsten Beweise verurteilen könnten. Ich wieder glaubte an seine Unschuld, weil ich einen jüdischen Offizier nicht für fähig hielt, einen Landesverrat zu begehen. Nicht als ob ich die Juden im allgemeinen für besser hielte, als die anderen Menschen. Aber gerade unter den besonderen Umständen des Kapitäns Dreyfuss, der mir persönlich nicht einmal einen sympathischen Eindruck machte, kam mir die Sache unwahrscheinlich vor. Ein Jude, der als Generalstabsoffizier eine Laufbahn der Ehre geebnet vor sich hat, kann ein solches Verbrechen nicht begehen, sagte ich dem Oberst. In einer tieferen Schicht der Gesellschaft würde ich diese Möglichkeit bei Juden ebensowenig wie bei Christen leugnen. Bei Alfred Dreyfuss lag hingegen eine psychologische Unmöglichkeit vor. Ein wohlhabender Mensch, der nur aus Ehrgeiz diese Karriere gewählt hat, kann gerade das ehrloseste Verbrechen nicht begangen haben. Die Juden haben infolge der langen bürger-

lichen Ehrlosigkeit eine oft krankhafte Sucht nach Ehre, und ein jüdischer Offizier ist in dieser Beziehung ein potenzierter Jude. Mein damaliges Raisonnement war wohl das aller unserer Stammesgenossen seit Beginn der Affäre. Gerade weil uns allen die psychologische Unmöglichkeit von vornherein so klar gewesen, ahnten die Juden allerwärts die Unschuld des Dreyfuss, noch bevor der denkwürdige Feldzug um die Wahrheit anfing. Man hat aus dieser Stimmung der Juden in ungünstiger Weise auf unsere Solidarität in allen, auch den schlimmsten Dingen, Schlüsse gezogen. Ich verwahre mich gewiss nicht gegen die nationale Solidarität der Juden, doch in diesem Falle lag etwas anderes vor. Die Juden waren einfach die Ersten, die den Justizirrtum errieten, weil ihnen das Delikt unmöglich schien und weil sie zahllose Opfer falscher Anschuldigungen im Laufe der Jahrhunderte zu beklagen hatten. Nun sollte man sich aber vor einer sentimentalen oder melodramatischen Auffassung des Falles Dreyfuss hüten. Das ist mehr als eine abstrakte Begebenheit, wenn sie auch an ein zuckendes, gequältes Menschenkind geknüpft ist. Man könnte sagen, das Schicksal des armen Hauptmannes sei nur eine für die gröbere Wahrnehmung dienende Illustration zu einer Bewegung der Geister, die sich im Franzosenlande abspielt. Längst handelt es sich für den philosophischen Betrachter nicht mehr um die Schuld oder Unschuld dieses jüdischen Artillerieoffiziers. Die Frage des Justizirrtums ist aller Teilnahme wert, aber wir haben zu ihr keine andere Stellung zu nehmen, als wenn es sich um den leidenden Angehörigen eines anderen Volkes handelte. Solange Menschen richten, kann und wird es Irrtümer geben, und die Gerechten aller Bekenntnisse und Nationen werden in dem Wunsche zusammentreffen, sie gutzumachen. Aber der Fall Dreyfuss enthält mehr als einen Justizirrtum; er enthält den Wunsch der ungeheuren Mehrheit in Frankreich, einen Juden und in diesem einen alle Juden zu verdammen. Tod den Juden!, heulte die Menge, als man dem Hauptmanne seine Tressen vom Waffenrocke riss. Und seither ist das „Nieder mit den Juden!“ ein Feldgeschrei geworden. Wo? In Frankreich! Im

republikanischen, modernen, zivilisierten Frankreich, hundert Jahre nach der Erklärung der Menschenrechte. Der Fall Dreyfuss lässt sich in der Geschichte nur vergleichen mit dem Widerruf des Ediktes von Nantes. Auch das geschah nach einer langen Zeit. Mehr als neunzig Jahre waren vergangen, seit Heinrich IV. dieses Edikt erlassen hatte, da nahm Ludwig XIV. die Hugenottenfreiheit zurück. Zwar ist jetzt der Staat nicht mehr das Ich eines Sonnenkönigs; der Staat deckt sich mit dem Volkswillen, doch das Ergebnis ist jenem ähnlich. Das Volk, wenigstens ein sehr grosser Teil davon, will nicht mehr die Menschenrechte für die Juden. Das Edikt der grossen Revolution wird widerrufen.

Und da sind wir bei unserer Sache, da sind wir bei der geschichtlichen Lehre, die ein unbefangener Betrachter aus dem Falle Dreyfuss ziehen musste. Bis dahin hatten die meisten von uns geglaubt, die Lösung der Judenfrage sei von der allmählichen Entwicklung der Menschheit zur Duldung zu erwarten. Wenn aber ein im übrigen fortschreitendes, gewiss hochzivilisiertes Volk auf solche Wege gelangen konnte, was war von anderen Völkern zu erhoffen, die noch heute nicht auf der Höhe sind, auf der die Franzosen bereits vor hundert Jahren hielten?

Für die Juden gibt es keine andere Hilfe und Rettung, als die Rückkehr zur eigenen Nation und die Sesshaftmachung auf eigenem Grund und Boden. Das schrieb ich in meinem Buche „Der Judenstaat" im Jahre 1895 unter dem erschütternden Eindrucke des ersten Prozesses Dreyfuss. Als ich zu diesen Konklusionen gelangte, da war ich meinem Volke noch ein Fremder. Ich wusste wenig von den Zuständen unserer armen Massen und nichts von den neueren Bewegungen im Judentum. Erst durch meine Publikation geriet ich in diesen Kreis, erfuhr ich von den Männern, die lange oder kurz vor mir ähnliches geschrieben hatten. Wer weiss, ob ich es gewagt hätte, mein Buch zu veröffentlichen, wenn mir die bedeutenderen Arbeiten des Deutschen Hess und des Russen Pinsker bekannt gewesen

wären? Als ich es wagte, da hielt ich mich für einen Einsamen, der einen alten und gänzlich verschollenen Ruf neu ausstiesse.

Indessen war der Zionismus bereits früher da. Er war vorhanden in Gedanken, Wort, Schrift und Tat. Was ist der Zionismus? Die Bestrebung, eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina zu schaffen. (Baseler Programm von 1897.) Der Wunsch nach einer Rückkehr in die historische Heimat hatte in Wirklichkeit seit der Zerstörung unseres Reiches auf dem tiefen Grunde der Volksseele geschlummert. Den sehnsüchtigen Ruf: „Uebers Jahr in Jerusalem!" hatte eine Generation der anderen übergeben, und nur in den letzten Jahrzehnten des nationalen Verkommens war bei manchen Rabbinern die wässrige Deutung üblich geworden, das Jerusalem dieses Spruches solle eigentlich heissen London, Berlin oder Chicago. Wenn man die jüdischen Ueberlieferungen in dieser Weise auslegt, dann bleibt freilich vom Judentum nicht mehr viel anderes übrig als das Jahresgehalt, das diese Herren beziehen. Doch gegenüber solchen bequemen und unaufrichtigen Kommentatoren war in den letzten zwanzig Jahren unter dem neuen Druck des Antisemitismus ein rüstigeres Geschlecht aufgestanden. Die Ideen von Hess, die männlichen Vorschläge von Pinsker, Rülf, Birnbaum und anderen hatten zur Erziehung unserer Jugend im Osten von Europa viel beigetragen, die neuesten Judenhetzen in Russland und Rumänien hatten einzelnen reichen Wohltätern den Gedanken nahegelegt, dass etwas für die aufgeschreckten Schwärme unglücklicher Stammesgenossen geschehen müsse, die von Land zu Land umherirrten. Baron Hirsch hatte versucht, die Heimatlosen in Argentinien anzusiedeln, Baron Edmund Rothschild unternahm das Gleiche in Palästina. Ausserdem bildeten sich in den verschiedenen Städten Kolonisations-Vereine; man nennt sie mit einem schönen Sammelnamen Choveve Zion, die Liebhaber von Zion. In England war ihr Führer Colonel Goldsmid. Aber diese vereinzelt, unabhängig von einander und planlos arbeitenden Gruppen konnten das Ziel nicht erreichen, wenn sie auch einen

hochwichtigen, für unsere ausschliessende Tätigkeit unentbehrlichen Beweis lieferten: dass nämlich die Juden sich zur Landwirtschaft eignen. Der Jude will den Boden mit dem Blute und Schweiss seiner Arbeit düngen — allerdings nur einen einzigen Boden, den von Palästina. Baron Hirsch hatte dieses ideale Moment ausser acht gelassen, darum ist sein Versuch in Argentinien misslungen, und wie schon früher erwähnt wurde, seine Kolonisten wählen Delegierte zum Zionistenkongress. Hingegen sind die Versuche in Palästina geglückt. Dort gibt es jüdische Bauern in blühenden Kolonien. Leider nur wenige, und die Liebhaber von Zion können nicht mehr ansiedeln, weil das Land der türkischen Regierung gehört, welche durch die stärkere Einwanderung von Juden misstrauisch wurde und endlich im Jahre 1891 die Grenzen sperrte.

Nachdem meine Freunde und ich uns von dieser Sachlage Rechenschaft gegeben haben, beschlossen wir nach zwei Richtungen einzugreifen. Erstens wollten wir alle isolierten Bestrebungen in eine einzige zusammenfassen und der Welt verkünden. Zweitens wollten wir mit der türkischen Regierung in loyale Unterhandlungen eintreten, um die rechtlichen Sicherheiten für die grosse Ansiedlung zu erlangen. Denn es ist klar, dass damit nichts getan wäre, wenn die Kolonisten der Willkür untergeordneter Verwaltungsbeamten preisgegeben blieben und vielleicht nach kurzer Rast, nach heroischer Arbeit, wieder auf und davon gejagt werden könnten.

Diese Erwägungen führten uns dazu, im Jahre 1897 den ersten Zionistenkongress nach Basel einzuberufen. Der Erfolg war ein überraschender. Ich weiss nicht, wieviel mir das Schicksal von der Verwirklichung unserer Idee zu sehen noch gestatten wird, ob ich dabei sein werde, wenn das jüdische Volk anfangen wird, das Land unserer Väter urbar und gesund zu machen, Strassen, Häfen, Bahnen, Kanäle, Wasserleitungen, Häuser, schöne Städte

und den Tempel zu bauen. Aber das weiss ich, dass ich an jenem Augustsonntag 1897 in Basel etwas sehr Grosses erlebt habe, vielleicht das Grösste, was es in der ganzen Bewegung geben kann. Das jüdische Volk fand sich an dem Tage wieder. Zweihundert Vertreter von Vereinen aus der ganzen Welt versammelten sich in Basel, und sie erklärten schluchzend und jauchzend, dass es noch immer ein jüdisches Volk gebe, dass dieses Volk nicht untergegangen ist und nicht untergehen will. Das ist die Hauptsache. Ist einmal das Volksbewusstsein und der Volkswille vorhanden, dann gilt es nur noch, die vernünftigen Mittel und Wege zur Ausführung zu finden. Ein Volk ist unerschöpflich an Kräften, wie es auch nicht durch die zeitlichen Grenzen des Individuums beschränkt wird. Freilich darf die Ausführung nicht unnötig verzögert werden, sonst werden die klarsten Bestrebungen blass und unwirklich wie Träume. Wir haben uns also nicht übermässig bei den Gefühlsduseleien des Wiederfindens aufgehalten und bemühten uns vielmehr, weiterzugehen.

Späterhin, wenn wir selbst oder andere die Geschichte dieser Bewegung schreiben werden, wird wohl in der Entfernung alles anders aussehen, als es wirklich war. Manches, woran wir uns vor Anstrengung nahezu verbluteten, wird sich wie die leichteste Arbeit ausnehmen, und wieder anderes, was uns wie ein Geschenk zuflog, wird als die Frucht einer grossartigen Bemühung erscheinen. Wochen und Monate mussten wir uns an lächerlich geringen Hindernissen abquälen, dann schwebten wir wie im Luftschiff über einen Berg hinweg. Wir hatten und haben mit geheimen Feindschaften zu kämpfen, die uns niemand glauben würde, so sehr sind sie gegen die Natur. Aber wir hatten und haben auch verschwiegene Freunde und Gönner, die uns ebenfalls niemand glauben würde. Einer ist da vor allem, dem die zionistische Bewegung unendlich viel verdankt, ein weiser, gütiger, sehr hoher Herr, der aber nicht will, dass man ihn nenne. Und so gibt es vieles, gerade das Beste, was man nicht sagen kann, wenn man in verantwortlicher Weise an einer solchen Bewegung teilnimmt.

Im logischen Zug unserer Aufgabe liegt es, dass wir die Regierungen und die öffentliche Meinung über unser Werk aufklären. Das geschieht auf mannigfaltige Art. Die Judenfrage spielt sich ja mehr oder weniger in jedem Lande ab. Auch die Vereinigten Staaten, namentlich New York mit seiner plötzlich angeschwollenen Einwohnerschaft von einigen hunderttausend proletarischen Juden, sind an der Sache interessiert. Für die Vereinigten Staaten bedeutet die zionistische Lösung die Ableitung einer wahrscheinlich unerwünschten Einwanderung. In den osteuropäischen Massenherbergen des Elends hausen noch Millionen Juden, die sonst über den atlantischen Ozean gehen, mit ihrem Hunger die jenseitigen Arbeitslöhne drücken und überhaupt mit dem Mute der Verzweiflung dort in den wirtschaftlichen Wettkampf stürzen werden. Man kann sich allerdings gegen den Zuzug durch Landungsschwierigkeiten und dergleichen ein wenig, nicht ganz schützen. Aber rühmlicher und amerikanischer wird es sein, wenn das freieste Volk der Erde die Freiheitsbestrebungen des jüdischen Volkes unterstützt und ihm, statt den Weg nach Amerika zu erschweren, den Weg nach Zion zu erleichtern hilft. Die Stimme der Vereinigten Staaten wird auch in Europa, auch im Orient vernommen.

Wer die jetzige politische Weltlage kennt, für den war es von Anfang an klar, dass wir uns bemühen mussten, das Wohlwollen des mächtigen deutschen Kaisers für unsere Bewegung zu gewinnen. Ich hatte vom ersten Tage an nicht gezweifelt, dass dies gelingen würde. Alles, was ich von der genialen Persönlichkeit Wilhelms II. wusste, liess mich mit Bestimmtheit erwarten, dass wir in ihm einen Versteher und Helfer finden würden. Kleinen Leuten, Krämerseelen, Politikern von beschränktem Gesichtskreise konnte unser Plan allzu gigantisch und darum unausführbar erscheinen. Ihm nicht! Noch ist dieser merkwürdige Fürst nicht in seiner ganzen Grösse erkannt. Eine schmähsüchtige Opposition verzerrt die mitunter überraschenden Aeusserungen eines kraftvollen hochfliegenden Geistes. Aber wer kann leugnen,

dass er eine eigentümlich grossartige Politik macht, dass er die Lebensbedingungen des jungen Deutschen Reiches erweitert und stärkt und dass er bei aller Kühnheit seiner Konzeptionen mit weisester Behutsamkeit vorgeht. Es wurde mir einmal erzählt, dass er die Gewohnheit habe, sich an der Hand von Aufzeichgen über seine Handlungen selbst Rechenschaft zu geben, ob das, was er tun will, sich mit den Prinzipien decke, die er sich noch als Prinz für die Zeit seiner Regierung vorgeschrieben hat. Ich weiss nicht, ob das sich genau so verhält, aber es ist ihm zuzutrauen.

Es ist mir nicht unbekannt, dass in Amerika in letzter Zeit stellenweise nicht die beste Stimmung für Wilhelm II. geherrscht hat. Dennoch wird es gestattet sein, den Eindruck zu sagen, den der Kaiser macht, wenn man sich ihm nähert. Immer unvergesslich wird mir namentlich eine Unterredung in Konstantinopel bleiben. Eine Stunde lang wurden alle mit dem Zionismus zusammenhängenden Fragen erörtert. Seine Majestät führte das Gespräch in einem herzgewinnend frischen und natürlichen Ton, und ich kann nur sagen, wenn es auch vielleicht höfisch klingt, dass ich von Bewunderung erfüllt wurde durch den Reichtum seiner Kenntnisse und seine wahrhaft weltumspannende Auffassung der Dinge. Von diesem Herrscher ist noch viel Grosses zu erwarten. Die Zeit wird lehren, ob mein Urteil befangen oder überschwenglich ist. Einige Wochen später stellte ich in den Zelten von Jerusalem die zionistische Abordnung, die ich hingeführt hatte, dem Kaiser in feierlicher Audienz vor. Auf meine offizielle Ansprache erwiderte Seine Majestät, dass er dem Zionismus sein wohlwollendes Interesse zugewendet habe.

Auf dieser Reise lernten wir Palästina zum erstenmal aus eigener Anschauung kennen. Wir waren sehr bewegt, als eines sonnenfrohen Morgens die blasse Küste des Landes von unserem Schiffe aus sichtbar wurde. Das gehörte zu den Augenblicken höchster Poesie, die man auch in einem vollen Leben nicht oft hat. Es

gab auch noch andere rührende und ergreifende Momente, wie zum Beispiel die Ankunft in einer Mondnacht in der heiligen Stadt Jerusalem. Da ragten von einem silbernen Duft umflossen die Umrisse der alten Mauern in den Himmel auf. Und mit einem Schlage wurde uns verständlich, dass ausser der mystischen Sehnsucht auch noch ein irdisches Verlangen in den alten Gebeten der Juden um Heimkehr nach Jerusalem gezittert haben muss. Das war eine herrliche Stadt, in den Bergen gar hoch und stolz gelegen. Und als wir an einem späteren Tage, auf den Oelberg stehend, das ganze Stadtbild unter uns sahen, wie man vom Gianiculo über Rom hinblickt, da sagten wir uns im Gemüte, dass Jerusalem auch wieder schön und herrlich werden kann in Zeiten, die wir vorbereiten.

Jetzt ist das Land arm und verwahrlost, die Hügellehnen sind entwaldet, die Ortschaften mit den hochberühmten Namen liegen traurig in Trümmern, die Felder brach. Das heilige Land ist eine Wüste. Aber es gibt Oasen! Die Oasen sind unsere jüdischen Kolonien. Der Zionismus, diese Schwärmerei, diese Utopie hat bereits sichtbare, greifbare Dörfer und Pflanzungen hervorgebracht. In schmucken Häusern wohnen aufrechte jüdische Bauern, die mit Lust den geliebten Boden bestellen. Und man musste die zwanzig Burschen von Rechowoth sehen, die uns auf arabischen Pferden entgegensprengten, als wir ihre Kolonie besuchen kamen. Verwegene Reitertänze führten sie auf ihren Rennern aus und jauchzten dazu hebräische Lieder von ausserordentlichem Schwung. Wenn ein, zwei Dutzend solcher Dörfer entstehen konnten, so können noch Hunderte und Tausende von Niederlassungen entstehen. Wer zweifelt daran, da wir doch die Menschenkräfte haben und die materiellen Mittel herbeizuschaffen vermögen.

Die Frage ist nur, wie wir das rechtliche Terrain für eine grosse Ansiedlung schaffen werden. Die Baseler Kongresse haben sich mit dieser Frage eingehend befasst. Auf dem zweiten Kongresse

wurde die Gründung der Jüdischen Kolonialbank beschlossen, die als das finanzielle Instrument unserer Sache zu dienen hat. Den Aufruf zur Zeichnung der Shares unterfertigten die politischen Leiter der Bewegung, die nie etwas mit Geschäften zu tun hatten, wie überhaupt keiner der Gründer von diesem Unternehmen irgend einen pekuniären Vorteil haben will oder kann. Hunderttausend Zeichner in allen Weltteilen meldeten sich auf den Ruf, und wir konnten dem dritten Kongresse die Mitteilung machen, dass die Jüdische Kolonialbank (The Jewish Colonial Trust) mit dem Sitze in London errichtet worden ist. Nunmehr werden wir uns bemühen, von der türkischen Regierung einen Charter unter der Souveränität Seiner Majestät des Sultans zu erlangen, um die von uns gemeinte Besiedlung des Landes vornehmen zu können. Das liegt noch vor uns. Wir hoffen, dass es uns gelingen werde, wenn auch noch so grosse Schwierigkeiten entgegenstehen. Wir können einen Strom von Reichtum und Wohlfahrt in die Türkei leiten, wir bringen friedliche Arbeiter und rastlosen Unternehmungsgeist ins Land, wir liefern dem Staate enorme mittelbare und unmittelbare finanzielle Vorteile. Warum sollten wir uns nicht der Zuversicht hingeben, dass unsere vernünftigen und loyalen Vorschläge über alle Hindernisse hinweg, die ich gewiss nicht unterschätze, zu einem guten Ende kommen werden.

Ist einmal der Charter erlangt, so werden wir die Auswanderung mit Hilfe der bestehenden praktischen Kolonisations-Vereine und selbstverständlich im Einvernehmen mit den Regierungen in geregelte Bahnen lenken.

Das sind neue grosse Aufgaben, die unserer harren und für die wir schon jetzt einen Stab entschlossener, gebildeter, begeisterter Leute erziehen. Alle die jungen Juristen, Mediziner, Techniker, die jetzt die Propaganda der Idee in allen Ländern besorgen, sollen dann zur unmittelbaren Arbeit einberufen werden.

Wie sich das weiter entwickeln wird? Wie Organisches sich ent-

wickelt. Aus sich heraus! Die Kräfte täglich neu erzeugend, die es braucht, und mit den Aufgaben wachsend, nochmal wachsend und wieder wachsend. Wir Juristen, die heute an der Spitze stehen, werden den Technikern, die man morgen brauchen wird, die Führung teilweise oder ganz überlassen. Dort an der Barre des Mittelmeeres, die jetzt eine Hemmung des Verkehrs zwischen Europa und Asien vorstellt, ist ein Kulturwerk zu stiften, sind neue Wege zu schlagen. Das Problem ist für unsere jetzige technische Macht über die Naturkräfte kein unlösliches. Ich glaube an dieses Kulturwerk, und ich glaube, es wird herrlich sein.

Als ich meine erste Publikation in dieser Sache vorbereitete und einigen meiner Freunde von diesem Vorhaben Mitteilung machte, erschraken sie sehr, weil sie fürchteten, ich würde mich dadurch für immer in den Augen aller Vernünftigen unmöglich machen. Da ich mich nicht umstimmen liess, rieten sie mir, die Idee wenigstens in der unverbindlichen und unterhaltenden Form eines Romanes vorzubringen mit Liebesgeschichten, menschlichen Einzelschicksalen und einer Malerei künftiger Zustände im Judenlande. Das war ja auch mehr im Einklang mit meiner bisherigen Tätigkeit als Stückeschreiber und Feuilletonist. Wohl sah ich ein, dass dies ein gutes Propagandamittel für die Idee wäre und mir die Gefahr ersparte, mich bis auf die Knochen zu blamieren. Aber dann wäre keine Tat daraus geworden. Man hätte in den Salons und Eisenbahncoupés davon gesprochen, viele hätten über den launigen Einfall gelacht, und manche hätten vielleicht heimlich in das Buch hineingeweint. Was war damit erreicht? Noch ein Märchen in tausend und einer Nacht des Leidens. Nein, es sollte Tag und Tat werden. Aufrütteln mussten wir das jüdische Volk, statt es einzulullen. Und wirklich, es hat sich aufrütteln lassen, es streckt die Glieder, es gerät in die Bewegung, die wir nach ihrem Ziele Zionismus nennen. Und jetzt, meine ich, ist auch die Stunde gekommen, ihm das Märchen kommender Zeiten zu erzählen. Es wird ein Roman und spielt von jetzt in zwanzig

Jahren. Ich schildere die Gesellschaft, die Einrichtungen, die wir schaffen können — nicht etwa mit Hilfsmitteln, die erst noch zu erfinden sind, sondern mit solchen, über die unsere Kultur heute schon verfügt. Wir sind am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt angelangt. Die Menschheit besitzt schon viele Werkzeuge der Glückseligkeit, aber sie werden noch nicht recht angewendet. Es ist zu zeigen, wieviel Gerechtigkeit, Güte und Schönheit auf die Erde gebracht werden kann, wenn es nur ordentlich gewollt wird.

Was sind das für unerwartete Zeiten, in denen wir leben! Leicht und frei ist der Verkehr der Völker geworden. Die Entfernungen sind beinahe aufgehoben. Die Kriegsmächte beginnen über den ewigen Frieden zu beraten. Immer mehr Angelegenheiten werden in internationalen Versammlungen erörtert. Für Wissenschaft und Kunst gibt es keine Grenzen mehr. Die grossen Dichter und Philosophen schaffen ihre Werke für die ganze Welt. Die öffentliche Meinung ist nicht mehr auf einen Ort, eine Stadt, ein Land beschränkt. Ein Unglück, das hier geschieht, kann in der nächsten Stunde bei unseren Antipoden bekannt sein und wird bei ihnen Teilnahme erregen. Eine Erfindung, welche der Menschheit nützt, wird von hunderttausend Herolden ausposaunt. Ein Unrecht, das irgendwo begangen wird, braucht nur signalisiert zu werden, um in allen Weltteilen Stürme der Entrüstung hervorzurufen. Was sind das für merkwürdige Zeiten! In einer noch nicht weit zurückliegenden Zeit hätte man dies alles für unmöglich erklärt und den, der es wünschte, für einen törichten Schwärmer. Und siehe, das Mystische wird natürlich, als ob sich die angesagten Zeiten erfüllen wollten. So kommt es, dass moderne, in ihrem eigenen Tage fussende Menschen das als eine natürliche, notwendige und ausführbare Sache erkennen, worum in zahllosen Gotteshäusern die Jahrhunderte her Gebete und Gebete in den Himmel aufgestiegen sind: die Rückkehr der Juden!



UNTERWEGS



UNTERWEGS

Wenn ich nicht irre, ist unser Werk ein merkwürdiges. Wären die Professoren nicht so schrecklich zerstreute Menschen, die ihren Regenschirm immer irgendwo im Altertum stehen lassen, sie müssten uns eigentlich zuschauen, ob wir klug oder töricht schaffen. Selbst unsere Fehler könnten manche Lehre ergeben. Aber die Herren Professoren, die das Werdende nie verstehen, kommen erst später; nachher freilich wissen sie alles besser als wir, und sie erklären uns das Gewordene.

Von solchen Bewegungen, wie unsere zionistische, wird darum den späteren Generationen keine genaue Vorstellung vorbereitet. Diejenigen, die kühl und „wissenschaftlich" genug sein könnten, um ruhig zu beobachten, bemerken die längste Zeit überhaupt gar nicht, dass da etwas Wichtiges vorgeht. Die Agierenden wieder stehen zu sehr mitten drin, um bei allem Wahrheitsbestreben, das sie erfüllen mag, verlässliche Angaben machen zu können.

Wir werden eines Tages am Ziele sein — wir hoffen es mit aller Kraft unserer Seele — und dann werden vielleicht alle Stationen, die Zwischenfälle der Fahrt, alle Erwartungen und Besorgnisse, die jahrelang unser Leben ausfüllten, mit einem Schlage vergessen sein. In den neuen enormen Aufgaben, die uns dort erst erwachsen und viel Kraft und Mut erfordern werden, wird

vielleicht auch gar nicht mehr die Musse zu finden sein, um auf die vorigen Begebenheiten zurückzublicken.

Jetzt aber sind wir noch unterwegs, und obwohl wir ohne Rast weitereilen, gibt es doch Augenblicke der Reflexion über Vergangenes und Künftiges und vor allem über die Gefilde, die an unseren Augen vorbeiziehen. Es ist vergleichbar der Stimmung, die man im Eisenbahnzuge hat. Freilich fahren wir nicht auf vorbereiteten Geleisen, unser Weg ist nicht gebahnt. So sollten wir uns denn der Richtigkeit wegen lieber des bejahrteren, aber noch immer brauchbaren Gleichnisses vom Schiffe bedienen.

Ja, es ist uns, als ob wir uns auf einem Schiffe befänden und wir steuerten hinaus nach dem altneuen Lande. Zeiten gibt es auf der Seefahrt, wo man ringsum nur Wasser und Himmel sieht. Wer die Zeichen der Schiffer nicht kennt, der kann da glauben, man käme überhaupt nicht vorwärts. Aber der Seemann braucht nur einen Blick auf das Logglas zu werfen, und er weiss nicht nur, dass das Schiff fährt, sondern auch, wieviel Knoten die Geschwindigkeit beträgt. Und wenn der Mann am Steuer nicht schläft und wenn er seine Himmelsrichtung kennt, so muss die Küste einmal aus den Wellen steigen.

Indem ich dies schreibe, taucht die Erinnerung an wirkliche, nicht allegorische Seefahrten auf, die ich gemacht habe. Es waren darunter auch solche im Mittelländischen Meere, dem schönsten, das ich kenne. Es hat liebliche und wundervolle Ufer. Jeder Hafen ist eine Pracht, alles glänzt malerisch im Sonnenscheine, und selbst die Aermsten sehen nicht unglücklich aus, weil die Natur, die sie umgibt, so reich ist. Ich denke an Italien, dessen südlichsten und herrlichsten Küsten ja auch das Gestade von Palästina ähnelt.

An Italien zieht der Westeuropäer vorüber, wenn er nach dem Morgenlande fährt. Wenigstens jetzt geschieht es noch so, da die Bagdadbahn erst im Werden ist. In einigen Jahren wird

Mesopotamien — das schöne, fruchtbare Hinterland Palästinas, die eigentliche Urheimat der Juden, das Land zwischen Tigris und Euphrat, in dem Abraham zuhause war — in einigen Jahren also wird Mesopotamien durch die Bagdadbahn dem modernen Weltverkehr eröffnet sein. Bis dieser Landweg fertig ist, können die Westeuropäer nur zur See nach dem Morgenlande reisen. Wer zum Beispiel von England nach Aegypten oder Palästina, nach Indien oder China will, der besteigt in Southampton das Schiff, fährt um Frankreich, Spanien, Portugal herum, bis er durch die Strasse von Gibraltar ins Mittelländische Meer kommt. Nun gibt es aber Leute, die das Schiff nach dem Orient nicht schon in Southampton nehmen, sondern erst in einem anderen Hafen einsteigen. Es kann dafür verschiedene Gründe geben. Die Einen vertragen eine lange Seereise nicht; sie fürchten sich vor dem Rollen und Stampfen eines Schiffes auf offenem Meere; sie sind der Ansicht, dass das Wasser keine Balken habe; sie werden leicht seekrank. Die Zweiten wären wohl seetüchtig, aber das Schiff oder dessen Führer kommen ihnen nicht recht vertrauenswürdig vor; sie möchten erst sehen, ob sich das Fahrzeug erprobt und ob es ordentlich gesteuert wird. Die Dritten haben den Abgang des Schiffes in Southampton versäumt oder sie wussten vorher gar nicht, dass eine solche Fahrgelegenheit gebe. Und so lassen sich noch mancherlei Gründe dafür finden, dass nicht alle, die schliesslich in dem ostwärts eilenden Dampfer vereinigt sein werden, schon in Southampton an Bord waren. Die Einen kommen mit der Bahn durch Frankreich nach und schiffen sich in Marseille ein. Die Anderen steigen erst in Genua oder noch südlicher in Neapel ein . . .

An diese Häfen der Orientfahrt und an ihre verspäteten Passagiere muss ich denken, wenn ich sehe, wie allmählich Leute nachkommen und sich uns anschliessen, die im Southampton des Zionismus noch nichts von unserem guten Schiffe wissen wollten. Wir heissen sie alle willkommen. Es gibt Platz und Arbeit für alle.

Eine Freude ist es namentlich, wenn wir Männer, die wir selbst in ihrer Gegnerschaft achten mussten, näherkommen sehen. Noch gehören sie nicht uns, noch sind sie nicht an unserem Borde; aber es ist unverkennbar, dass sie uns nachreisen, und wenn sie das Schiff nicht mehr in Marseille erreichen, in Genua oder Neapel treffen wir uns gewiss. Solche Genossen sehen wir in den Chovevi Zion der älteren Schule.

Aber es gibt noch andere Erscheinungen von so befriedigender Art. Zwei der besten Juden Englands, die uns früher geradezu feindlich entgegentraten – Claude Montefiore und Oswald John Simon — haben in der letzten Zeit Erklärungen abgegeben, wesentlich verschieden von ihren vormaligen Aeusserungen. Oswald John Simon schrieb in einem grossen englischen Blatte nach dem dritten Baseler Kongresse in den freundlichsten Worten über unsere Bestrebungen. Claude Montefiore, mit dem ich vor Jahr und Tag leider eine Zeitungspolemik führen musste, hat unlängst als Präsident der ansehnlichen Londoner Gesellschaft für jüdische Geschichte in einer uns geradezu sympathisch berührenden Weise die Frage des jüdischen Volkstums besprochen. Es ist kein Zweifel, dass Claude Montefiore, der auch an der Leitung der grössten anglo-jüdischen Hilfsgesellschaften teilnimmt und da vielfache Gelegenheit hat, alle moralischen und materiellen Notstände kennen zu lernen, unserer Lösung immer herzlicher zustimmen wird. Der Platz dieses vornehm denkenden Mannes ist nicht bei den Protestrabbinern. Er beginnt es wohl einzusehen.

Was haben die Protestler, Sozialisten und Assimilanten, und wie die Gegner unseres politischen Zionismus sonst noch heissen, in den Jahren unserer vielgeschmähten Bewegung denn bewirkt? Welche Lösung der Judenfrage haben sie an die Stelle der unserigen durchgesetzt, ja auch nur proponiert? Nichts haben sie getan und nichts erreicht. Eine demoralisierende und im Ver-

hältnisse zu der zu lindernden Not geradezu lächerlich unzulängliche Wohltätigkeit wird von denjenigen versucht, die überhaupt ein Herz für ihre unglücklichen Brüder haben. Aber man heilt die grosse Krankheit, wie Heine sagte, nicht mit Rosenöl und Moschus. Gerade in den letzten Jahren hat es fürchterliche Tragödien des Judentums gegeben. Unseren jüdischen Widersachern könnten doch schon die Augen aufgehen, wenn sie Ereignisse miterleben wie die Affäre Dreyfuss, die Judenhetzen in Algier, die Ritualmord-Ausschreitungen in Oesterreich, die jetzige schreckliche Krise in Rumänien, die Tausende nach dem Bettel- und Wanderstabe greifen lässt. Und wer ist kühn oder kurzsichtig genug, um zu behaupten, dass die Leidensgeschichte unseres Volkes zu Ende sei? Nein, wir müssen fort und fort gewärtig sein, dass auf neuen oder auf den alten Punkten Ausbrüche des Judenhasses erfolgen und die Zustände sich abermals verschlimmern. Um wieviel weiter könnten wir bereits halten, wenn alle opferwilligen Juden sich uns angeschlossen hätten! Je schneller sie zu uns kommen, um so schneller und wirksamer können wir bis ans Ziel vordringen.

Und dennoch, wie schmerzlich die inneren Widerstände uns manchmal berühren mögen, müssen wir uns doch sagen: Auch das ist zum Guten! Jawohl, es ist zum Guten, dass es in der zionistischen Bewegung nicht so ganz glatt abgeht, dass die Bäume nicht gleich in den Himmel wachsen und die gebratenen Tauben uns nicht in den Mund fliegen. In dieser uns auferlegten Wartezeit können und müssen wir Selbstzucht üben und das Werk der nationalen Erziehung fortführen. Es ist auch nicht schlecht, dass die Streber und Professionspolitiker von unserer Bewegung fernbleiben. Es gibt da nichts zu holen, nichts zu gewinnen mit der Beteuerung einer Ueberzeugung. Einer unserer Freunde in Köln pflegt Bettlern, die sich ihm als Zionisten vorstellen, zu antworten: „So? Ein Zionist sind Sie? Dann geben Sie etwas her für die Bewegung. Wir können nur Leute brauchen, die bereit sind, Opfer zu bringen.“

Es ist ein drastischer Humor darin, aber auch die volle Wahrheit. Und das ist zum Guten. Eine Prüfungszeit ist nötig für diejenigen, die einmal die Angelegenheiten des jüdischen Gemeinwesens zu verwalten haben werden. Und dass die Prüfungszeit von unbestimmter Dauer ist, das wird nur um so tüchtigere Charaktere liefern. Wenn wir am Ziele sein werden, wird man, wie gesagt, unendlich viele Aufgaben zu lösen haben. Man wird auch entsprechend viele Menschen brauchen. Von den ersten Leitern der Bewegung werden sich bis dahin manche abgenützt haben. Andere, und das sind vielleicht nicht die Schlechtesten, wollen sich zurückziehen, sobald die gröbste Arbeit getan sein wird. Hingegen wird es dann, wenn das Schwerste glücklich überwunden ist, von „Rettern des Volkes" wimmeln. Das Volk aber wird wissen, wo es seine wahren Freunde zu suchen hat: unter jenen, die in der zionistischen Bewegung keine persönlichen Interessen befriedigen wollten. Unter jenen, die für die Sache stritten und litten, als man damit keine Ehren, sondern Beschimpfungen erntete; als man dafür keine Vorteile einstrich, sondern Opfer bringen musste. Die Leute, die nachweisen können, dass sie auf dem ersten Schiffe waren, und ihrer sind glücklicherweise genug, werden die besten Garantien für die Zukunft bieten. Wenn erst die Landung gesichert ist, werden ja viele Schiffe nachkommen.

REDE IN WIEN



REDE IN WIEN

Ich glaube, viele von Ihnen wissen noch nicht, um was es sich in der Bewegung handelt, in der wir alle Soldaten sind. Sie werden vielleicht einige vage Bemerkungen gehört haben, zumeist wahrscheinlich humoristischer Natur, über die Bemühungen einzelner Leute, die etwas für die Juden tun wollen. Und wie ich nun heute abends hergekommen bin und mir im Kopfe ein bisschen zurechtgemacht habe, welcherlei Kreis es ist, zu dem ich heute von den Ideen des Zionismus sprechen will, und wie mir wohl das erste Wort bekommen werde, da ist mir eingefallen, was mir einmal ein Berliner Schriftsteller von den Premieren erzählt hat. Merken Sie wohl auf! Ich will Sie nicht mit den Premierentigern vergleichen, ich will nur die Stimmung, die ich vielfach im mittleren Stande kennen gelernt habe, in dieser Anekdote wiederfinden. Dieser Schriftsteller hat mir von einer ersten Vorstellung erzählt, in welcher der Vorhang aufgeht, ein Herr auf die Bühne tritt und das Stubenmädchen fragt: „Ist die gnädige Frau zu Hause?" Darauf ruft einer im Parterre: „Schon faul!"

So ungefähr ist es mir und ist es uns allen, die wir in der Bewegung stehen, in der ersten Zeit ergangen. — Ich habe vor einigen Jahren eine Broschüre veröffentlicht, welche „der Juden-

staat" heisst. Diese haben die wenigsten Menschen gelesen, jedenfalls die wenigsten von denen, die ausgerufen haben: „Schon faul." Dass man als Jude und zwar als ziemlich moderner Jude, der die beste Zeit seines Lebens an europäischen Kulturbestrebungen teilgenommen hat, auf den Gedanken kommen kann, sich um eine jüdische Angelegenheit zu bekümmern, die nicht die Chewra Kadischa oder der Kultusvorstand einer Gemeinde ist, die nicht im Twillemlegen und Zizzisbeissen besteht, das hat einen derartig befremdenden Eindruck gemacht, dass ich es eigentlich verstehe, wenn ich den Ruf: „Schon faul" von allen Seiten gehört habe. Dass dieses Buch nicht gelesen worden ist, dafür habe ich vielerlei Anhaltspunkte. Ich sage es zum ersten Male in einer öffentlichen Versammlung. In diesem Buche ist ein Kapitel, das einzige, in welchem ein neues Wort steht, das jedenfalls für den Juristen selbst als falscher Versuch, selbst als nicht durchgeführter Gedanke ein gewisses Interesse haben müsste, weil sich dieser Versuch gegensätzlich anschliesst an die bisher geltende Theorie, weil er gegen die an den Universitäten im Staatsrecht jetzt herrschende Ansicht von der Vernunftnotwendigkeit ist, die wieder im Gegensatze steht zur alten Theorie des Rousseau. Dieser Versuch, den Rechtsgrund des Staates zu erklären, ist bisher in keiner der vielen Tausenden von Besprechungen und Beschimpfungen, denen dieses Buch unterworfen worden ist, auch nur mit einer Silbe erwähnt. Das ist für mich der Beleg, dass so viele Leute über den „Judenstaat" abgeurteilt haben, ohne ihn zu kennen.

Nun will ich aber darauf nicht zurückkommen, denn unsere jetzige Bewegung ist ja nicht auf die Bemerkungen beschränkt, die damals ein vereinsamter Schriftsteller in Paris aufgezeichnet hat, weil er sich in seinem Kopfe das als die einzige Möglichkeit zurechtgelegt hat, aus den Schwierigkeiten der Judenfrage herauszukommen.

Glauben Sie mir, an jedem Orte auf dem Erdenrunde wäre es

möglich, eine Versammlung einzuberufen, wie die hier ist, aber es wären gewiss Leute, die sich durch irgend welche tiefe Wurzel ihres Gemütes oder durch ihre irgendwelche Beziehungen ihres Verstandes sich hingezogen fühlten zu der Bewegung, die man heute für nicht mehr so verrückt hält, wie in der ersten Zeit.

In der ersten Zeit, die am schwersten zu überstehen war, wurde das einfach als Wahnsinn erklärt. Ich will Ihnen sagen, was die Sache, der Zionismus, ist, was er will, wohin er strebt, mit welchen Mitteln er das ausführen will, und Sie werden finden, wenn der Zionismus ein Wahnsinn ist, so ist darin wenigstens Methode. Und Sie wissen alle, dass die Vernunftssachen majorisierbar sind. Wenn eine verrückte Geschichte die Mehrheit für sich gewinnt, so ist sie richtig. Um wie viel mehr ist eine Sache richtig, wenn sie die Mehrheit bekommt und doch den Gesetzen der Vernunft nicht widerspricht. Ich will Ihnen das erklären in der Denkweise, die Sie auf alle Vorgänge des gewöhnlichen und höheren Lebens anwenden, das sich auf Ihre Familie, Ihre Vergangenheit und Zukunft, Ihre Vorfahren und Nachkommen bezieht.

Um den Zionismus zu verstehen, wollen wir uns den Gegenstand in vier Teile einteilen: den Zustand der Juden, die Idee, welche dieser Zustand uns eingeben muss, die Mittel, die Idee zu verwirklichen, und die Ausführung, den Gebrauch, den wir von diesen Mitteln machen wollen.

Der Zustand der Juden ist kein erfreulicher, und wieder werde ich darüber nur kurz hinweggehen. Es ist einmal erzählt worden, dass in einer Gemeinde Mährens Wanderprediger aufgetaucht sind, die die Juden zusammengerufen und ihnen erzählt haben von ihren Schicksalen und Zuständen. Wie die Versammlung zu Ende war, gingen zwei Juden mit einander weg und der eine beginnt zu weinen. Da fragt ihn sein Freund: „Warum weinst du?“ worauf er ihm antwortete: „Ich habe jetzt erst erfahren, wie schlecht es mir geht.“

In der Schichte des Volkes, in der ich heute spreche, müsste man wirklich einige Ueberredungskunst aufwenden, um Ihnen zu sagen, wie schlecht es Ihnen geht, wenn man das Schlechtgehen auf das Materielle beschränkt. Wenn wir in irgend einen Ort im Osten von Europa oder selbst nur in einen Bezirk von Wien gingen, beispielsweise in die Brigittenau, nach den Enklaven, wo sich die Juden in miserablen Konditionen befinden, glaube ich, müsste man nicht viel erzählen, um den Leuten die Ansicht beizubringen, dass es ihnen schlecht geht. Es geht ihnen schlecht. Geht es ihnen schlecht wie andern Proletariern? Wir wissen, dass es eine grosse Bewegung gibt, die sich gegen das traurige Los aller Proletarier wendet und der wir nicht teilnamslos gegenüber stehen, wie uns von unseren sozialdemokratischen Gegnern vorgeworfen wird. Wir suchen nur in dem allgemeinen Elend der Proletarier das, welches spezifisch jüdisch ist, das, was aus der jüdischen Beschaffenheit dieser Proletarier entspringt, den besonderen Druck, nicht den allgemeinen.

Und von da gehen wir weiter und finden diese Erscheinung überall, in allen Schichten, auch in der Ihrigen.

Wenn Sie unmittelbar im Geschäftsleben stehen, wenn Sie an den beiden Börsen in Wien tätig sind, so werden Sie eine Judenverfolgung nicht finden. Wenn Sie aber aus dieser Börse hinausgehen oder hinaushorchen, so wird man Ihrer redlichen Tätigkeit für Staat, Volkswirtschaft und Industrie das Aergste nachsagen und man wird sagen, dass es ein jüdisches Geschäft ist, und obwohl Versuche, sich dieses jüdischen Geschäftes zu entledigen, kläglich gescheitert sind, und obwohl es sich gezeigt hat, dass man dieses Gewerbe sehr notwendig braucht für den Ausgleich der finanziellen Staatsbedürfnisse, um nur einen Teil zu nennen, für die fortwährende Lebendighaltung des Handels im Grossen, so werden Sie doch ganz gut wissen, dass ein Vorurteil, gegen das Sie nicht aufkommen können, Ihnen überall entgegentritt, sobald Sie aus den Schranken Ihrer gewöhnlichen

Tätigkeit hinaustreten in das Leben. Es geht also auch Ihnen schlecht, im Verhältnisse zu Ihrer Leistung für das Volk, unter dem Sie leben. Wenn Sie aber Söhne haben, und diese Söhne, wie es bei den Juden üblich ist, studieren lassen, oder auf irgend einen andern Zweig der Tätigkeit setzen wollen, wo der Prozentsatz kein so grosser ist, so werden Sie sehr bald bemerken, dass es Ihren Söhnen sehr schlecht geht. Sie werden sehen, dass diese löblichen Versuche, sich freier, weniger an den materiellen Erwerb hängenden Berufen zuzuwenden, Aerzte, Advokaten, Techniker zu werden, auf das Uebelste aufgenommen werden, und nachdem man den Vätern vorgeworfen hat, dass sie die Börse verjuden, wirft man den Söhnen vor, dass sie die Advokatur, die ärztliche Praxis, die Presse, das Theater verjuden.

Ich will das gar nicht weiter verfolgen. Die Verhältnisse sind Ihnen ja allen bekannt. Die Tatsache ist die, dass aus der Qualität eines Menschen als Juden ihm schwere Nachteile in seinem Leben, in seinem Fortkommen und beständig in seinem Ehrgefühle erwachsen. Diese Zustände sind nicht erst uns bekannt. Sie wissen, wie viele Hunderte von Jahren das so fortgeht, und Sie werden von Lobrednern unserer Zeit hören, dass es ja doch viel besser geworden ist, als es im Mittelalter war und bis in dieses Jahrhundert hinein, wo die Juden gewisse Erlaubnisscheine haben mussten, um sich in einer Stadt niederzulassen. Das ist nun ganz unrichtig, denn im Verhältnis zum allgemeinen Kulturzustand dieser Zeiten waren diese Repressionen nicht ärger als in der gegenwärtigen Zeit. Denken Sie, was war das Mittelalter, wie war es voll von Blut und Grausamkeit, wie eng war das Leben, wie unsicher der ganze Verkehr! Da hat das Ghetto für die Juden wirklich keine nennenswerte Erscheinung bedeutet, und wenn es Austreibungen von Juden gegeben hat, so wurden auch die Protestanten in Deutschland verfolgt und die Hugenotten in Frankreich. Haben doch die aus England vertriebenen Puritaner das moderne Amerika geschaffen! Was den Juden

jetzt geschieht, ist deshalb so drückend, weil es in einem Zustand der Erleichterung eintritt, weil es hundert Jahre nach der Revolution, 50 Jahre nach der 48er Umwälzung kommt, an der die Juden grossen Anteil gehabt haben. Die jetzige Bedrängung der Juden ist eine ganz merkwürdige und schmerzhaft gerade für die, die man aus dem Ghetto hinausgedrängt hat, um sie zu quälen.

Was haben die anderen für Heilsquellen zur Abhilfe dieses Zustandes empfohlen? Die Besserung des Zustandes der Juden ist von einer allgemeinen Volksaufklärung, von der Hebung des allgemeinen Niveaus zu erwarten. Wir müssen für die grössten Freiheiten sorgen und müssen die Würzen abgeben für alle vorstürmenden Bewegungen. Den Zustand, in welchem die allgemeine Nächstenliebe herrschen wird, halte ich für unendlich fern, nicht nur fern von Volk zu Volk, sondern auch zwischen den Einzelnen in einem Volke und auch zwischen den Einzelnen in unserm Volke. Wenn nun eine Lösung vorgeschlagen wird, die nicht eine Aenderung der menschlichen Natur verlangt, sondern eine in unsern Mitteln gelegene Aenderung der Zustände, so scheint es mir, dass man darüber mindestens ernsthaft diskutieren muss. Wir sagen nicht, dass wir die Menschen besser machen wollen, nicht einmal uns selbst, wir sagen nur, wir möchten gewisse tatsächliche Zustände herbeiführen, in welchen der unnötige Druck, der auf den Juden liegt, genommen wird. Und wenn man nun die Judenfrage einfach leugnet und sagt, es gäbe keine Judenfrage, sondern nur eine Menschenfrage, so ist das vielleicht ein Gespräch, mit dem man sich, wie mit andern Tagesunterhaltungen, zerstreuen kann, aber für einen so dringenden Notstand scheint es mir nicht genügend zu sein. Wir denken nun nach, auf welche Weise liesse sich diesem Notstand abhelfen, dass ein schwer beladenes Proletariat in unwohnlicher Zusammendrängung in unnennbaren Dörfern des Ostens kauert, seufzt, Krankheiten in sich entwickelt, zugrunde geht oder sich aufmacht und eine

irre Wanderung antritt nach anderen Städten und Ländern, eine Gefahr für die andern Völker, wie liesse sich diesem Zustande materieller Not und dem andern, den wir die moralische Not nennen, abhelfen? Wir meinen, dass es durch etwas möglich wäre, was alle Völker mit ihrem Ueberschuss an Volkskraft tun, mit dem Ueberschuss, der gefährlich wird, wenn er keinen Abfluss hat, nämlich durch eine Kolonisation.

Die Kolonisation, d. h. die Ansiedlung von Stammesmitgliedern in einem andern Lande, ist ein Gedanke der Neuzeit und in der Neuzeit haben ihn nur die vorgeschrittenen Nationen gehabt, so dass der Geschichtsphilosoph sagen kann: „diejenige Nation schreitet fort und zeigt sich als eine moderne, welche Kolonisationsgedanken entwickelt." Der neue, grosse Zug in der deutschen Politik, welcher dem genialen, leider viel zu wenig gekannten Deutschen Kaiser zu verdanken ist, ist die Kolonisierung in Afrika und Ost-Asien. Es hat aber schon früher, — von der grossen Zeit der Spanier, Portugiesen und Holländer abgesehen — eine Zeit der klassischen Kolonisation gegeben: die der Engländer. Die Engländer, die wir heute als das erste Volk auf Erden ansehen müssen, waren bei der Entstehung der neuen Verkehrsmittel, die erst 64 Jahre alt sind, die Ersten, welche den Gedanken aufgegriffen und sich ihre Macht entwickelt haben. Mit den neuen Verkehrsmitteln hat ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte begonnen, welcher herrlicher ist als alle vorher, und der von jenem Tage beginnt, als Stevensons erste Dampfmaschine gelaufen ist. Da hat die neue Zeit begonnen, die Zeit, die für uns zur Lösung der alten Frage von der grössten Wichtigkeit ist, — früher waren solche Versuche, die wir vorschlagen und durchführen werden, nicht denkbar. Und wenn man in boshaften Artikeln unsere Bewegung mit irgend welchen pseudomessianischen auf gleiche Stufe stellt, so zeigt das nur die tiefe Lebensunwissenheit der Menschen.

Wir stehen mitten in unserer Zeit und kommen allerdings erst

60 Jahre nach den Engländern dazu, aber was wir sagen und vorhaben, ist etwas ganz Neuzeitliches, etwas, was früher nie möglich war. Die Engländer haben zuerst den Moment erkannt, wo eine neue Teilung der Erde begonnen hat. Sie haben aus der grossen politischen Zucht ihres Volkes heraus das Mittel, das sich ihnen geboten hat, sofort verwendet: Dampfschiffe und Bahnen, die haben eine andere Schichtung und Bildung der Gesellschaft herbeigeführt. Die Entfernung und ihre Ueberwältigung ist notwendig im Zusammenhange mit einem Leiden, welches ein Leiden der Enge ist. Die Judenfrage ist ein Leiden der Enge, der Zusammenpferchung. In dem Augenblicke, wo die Entfernungen zu überwältigen sind, muss man nicht leiden. Sie haben alle diese Erfahrung. Wenn es Ihre Gesundheit erfordert, dass Sie Ihre Stadtwohnung verlassen, so können Sie noch an demselben Tage in Ischl oder Abbazzia sein. Das, was Ihnen möglich ist um Ihrer Gesundheit willen, das müssen wir auch für unsere Massen nehmen und damit lösen wir auch unsere Leiden. Wir haben daraus ein Programm kristallisiert, und das geht dahin, unseren Massen einen Abfluss nach einer anderen Gegend zu ermöglichen. Vor dem Zionismus in seiner heutigen Form wurde das erkannt und ausgeführt, jedoch mit unzulänglichen Mitteln von sehr reichen Männern mit grossem Herzen und weitem Blicke, namentlich von Baron Hirsch und Baron Rotschild. Diese Leute haben Juden genommen, ihnen Geld, Werkzeuge oder ein Stück Land gegeben, damit sie sich anderswo ansiedeln, und damit sie nicht mit Zündhölzchen hausieren gehen. Die Sache sieht komisch aus wegen dessen, was man verhindern wollte, und wie man es ausgeführt. Der Grundgedanke aber war der richtige.

Diesen Juden müsste man eine Beschäftigung im Freien geben. Nun ist kein Mensch reich genug, um den Transport der Massen herbeizuführen. Das kann nur erfolgen, wenn man den Gedanken in die Massen hineinlegt, wenn man den Mann dazu anregt, sich selbst zu helfen. Das ist ungefähr so, wie wenn Sie

einen Elefanten aufheben wollten, um ihn an einen anderen Ort zu bringen; da brauchte man einen furchtbar grossen Apparat dazu — die Elefantenjäger aber kitzeln ihn mit einem Stachel und lenken ihn dorthin, wo sie ihn haben wollen. Dieser Stachel, mit dem wir die Massen nach einem besseren Punkte bringen wollen, ist die nationale Idee. Sie muss in diesem Volke, welches unter allen Miseren nicht aufgehört hat, sein Volksgefühl zu hegen, wieder ins Bewusstsein, über die Schwelle des Bewusstseins gehoben werden. Die Leute werden dafür dankbar sein, sie werden darin sofort einen Trost, eine Hoffnung finden, sich dadurch aufrichten können und auf den Weg bringen lassen, der für sie nützlich ist. Das haben wir also getan. Wir haben unsere jungen Leute und uns ältere Schwärmer aufgemacht, und haben den Juden wieder das erzählt, was sie schon vergessen hatten: dass sie eine grosse Vergangenheit haben, dass sie von dieser Vergangenheit nicht losgelöst sind, dass sie sich ihrer nicht zu entledigen brauchen und dass sie darin die Kraft zu ihrer Wiedererhebung finden werden. Wir haben damit auch den Synagogen keinen schlechten Dienst erwiesen. Wir haben das ohne scheinheiliges Augenverdrehen getan, wir haben es nur dadurch bewirkt, dass wir auf die alte Zusammengehörigkeit hingewiesen haben, und so konnte man sehen, dass Leute, die ihren modernen und freigeistigen Standpunkt in keiner Weise verleugneten, sich zusammenfinden konnten mit den konservativsten Elementen des Judentums, durch die Aufrichtigkeit, dadurch, dass sie etwas, was zu verleugnen Mode geworden war, wieder hervorgekehrt haben, dass sie sich nicht geschämt haben zu sagen, dass sie Juden sind, und dadurch, dass sie das nicht im Verborgenen getan, sondern vor aller Welt gezeigt haben.

Aber denken Sie, in welchen Zustand das Judentum geraten war, dass die Leute, die von Profession Juden sind, nämlich das, was um die Gemeinde herum wuchert, — dass sich diese Leute ängstlich wie vor einer Schande oder Gefahr gefürchtet haben:

vor dem Bekenntnis der Zugehörigkeit zum Judentume. Darin haben wir einigen Wandel geschaffen, und gerade unsere grössten Gegner sind uns zum grössten Danke verpflichtet. Wenn sich eine Anzahl von Talmudgelehrten oder Nichtgelehrten zu einer Kundgebung gegen den Zionismus zusammengefunden haben, so ist es ihnen wohl zum ersten Male in ihrer Amtstätigkeit passiert, dass man sie angehört hat. Nun, wir haben als eine Station auf unserem Wege die Hebung und Wiedererweckung des jüdischen Volksbewusstseins erkannt. Aus diesem Bewusstsein erfolgt das der Solidarität, und Sie wissen, dass in den judenfeindlichen Blättern nie aufgehört wurde, die Solidarität der Juden als etwas Feststehendes zu behaupten und daraus alle ungünstigen Schlüsse zu ziehen, die möglich waren. Wir haben alle ihrer Schattenseiten, ohne einen einzigen ihrer Vorteile. Die Gegner haben uns behandelt, als wären wir im Besitze eines starken Zusammenhaltes, als würden wir uns decken und schützen, aber wahr ist, dass das nie geschehen ist. Man hat allerdings wohltätige Akte geübt, deren demoralisierende Wirkung niemand bezweifeln wird, der sich auf die Psychologie der Massen ein wenig versteht.

Man hat eine Zeitlang den Crémieuxschen Gedanken einer Alliance israélite universelle propagiert. Es war eine der dümmsten Unternehmungen, die jemals gemacht worden sind. Es hat gewiss unter diesen Männern ausgezeichnete Menschen gegeben, aber der Gedanke, eine Alliance israélite universelle zu bilden, ein Band, das alle Juden zusammenhalten sollte, das war widersinnig. Einige französische Schulen im Orient und nur die Erteilung von bescheidenem Reisegelde an durchreisende Juden war alles, was sie geleistet hat.

Dagegen haben sie das Märchen von der Solidarität der Juden akkreditiert. Diese hat auch noch in einer anderen Weise unter uns existiert. Wenn nämlich jemand etwas recht Spitzbübisches angestellt hat gegen einen Juden, so hat er mit einem Augenzwinkern

zugleich um Gnade gefleht, damit man diese Schelmerei nicht an die Oeffentlichkeit hinausgelangen lasse, weil es den Juden schaden könne. Alle Nachteile der Solidarität hatten wir bisher, die Vermutung der Gegner, den inneren Appell, die scheinbare Verpflichtung zum Schweigen über Niederträchtigkeiten, aber die wirkliche Kraft aus der Solidarität haben wir nicht gehabt. Nun tritt die zionistische Bewegung mit dem Wunsche auf, eine wirkliche Solidarität in einer unanfechtbaren, von jedem gerechten Menschen, von jedem gerechten Nichtjuden als loyal anzuerkennenden Weise herzustellen, wir wollen eine Solidarität für einen nationalen Zweck herstellen, und dieser ist die Erleichterung des Notstandes derjenigen, bei denen es am dringendsten ist. Dass wir das als Leute, die unter gegenwärtigen Bedingungen leben, auch nun unter den Bedingungen der Gegenwart machen wollen, ist doch etwas Vernünftiges. Dass wir uns dazu der Mittel der Versammlungen, Kongresse, der Zeitungen bedienen, dass wir mit unserem Wunsche dahin treten, wo seine Erfüllung werden kann, dass wir uns an die politische Zustimmung der Mächte wenden, dass wir das Land, welches wir brauchen, erwerben wollen von seinem gegenwärtigen, völkerrechtlichen Eigentümer, scheint mir als in der Vernunft der Sache selbst zu liegen. Das Land ist Palästina, das unsere Gegner täglich im Worte „Zion" unter Augenverdrehen nennen, dieses Land existiert. Es sind hier Leute, die dort waren, sie können Ihnen sagen, dass es ein Land ist, wo man wohnen kann, es ist ein Land nicht nur mit einer Vergangenheit, sondern auch mit einer Zukunft. Das Land, welches eine ideale Anziehungskraft für die Massen besitzt und durch die gegenwärtigen politischen Zustände zu einem Punkte geworden ist, der wichtig ist, dieses Land ist gegenwärtig in einem Zustande tiefster Verwahrlosung. Es ist wertlos geworden, und zwar durch einen Gegensinn der Geschichte: weil es so wertvoll war. Es hat die Begierden so vieler Völker und Herrscher gereizt, dass dort die grössten Kämpfe stattfanden, und so ist das Land verfallen. Dieses Land, das elende, und das Volk, das elende, zusammen-

geführt, werden einen Zustand ergeben, dass beiden geholfen ist. Die Kolonisierung in diesem Lande ist möglich; dafür waren die Versuche eines Baron Rothschild und der verschiedenen Kolonisationsgesellschaften sehr nützlich. Sie haben nämlich gezeigt, dass dieser Boden jedenfalls die Eigenschaft besitzt, dass Menschenhände ihn fruchtbar machen können, nur dort viel schöner als anderswo. Einer unserer Freunde hat dafür ein schönes Bild gefunden: „die Erde lacht dort, wenn der Araber sie mit seinem Pfluge kitzelt." Und dabei ist von einer Landwirtschaft, wie sie in den Kulturländern Europas betrieben wird, dort gar keine Rede. Infolge schlechter Verhältnisse fehlt der Anreiz zu rationeller Bewirtschaftung, die Leute siechen hin und tun nichts, weil sie fürchten, dass die Früchte ihrer Arbeit ihnen nicht zukommen werden. Dort aber, wo die Juden und die deutschen Kolonisten wirtschaften, dort sieht man überraschende Resultate, alles wächst; denn der Boden ist dort viel ergiebiger als anderswo.

Um Jaffa herum wird die Orangenkultur betrieben. Per Hektar ist das Ergebnis nach 6jähriger Kultur von 5000 Frcs. jährlich aufsteigend. Aehnliche Ziffern weist die Rebenkultur auf. Es werden Weine gewonnen, die man schon trinkt, und es liessen sich alle Kulturen einrichten. Das ist erhärtet worden durch die Kolonisationsversuche. Nun war da wieder ein Pol, auf dem Missverständnisse eingesetzt haben, und der Lokalzug-Humorist des Montagblattes würde das so darstellen, dass Herrn Cohn und Silberfinger zugemutet würde, statt von Baden nach Wien und wieder zurück zu fahren, dass er sich an einen Pflug stelle und diesen hin und her führe. Natürlich könnten wir bei der Einleitung einer grossen Kolonisation nicht daran denken, aus einer höheren Schicht in eine niedere zu steigen. Wohl aber tritt das Umgekehrte ein. Der Anreiz ist nur für den vorhanden und wird für den gewünscht, der für sich dort ein besseres Verhältnis findet. Danach gliedert sich die Wanderung in den jetzigen verwahrlosten Zuständen dahin, dass zunächst die zu

gehen hätten, die in den elenden Nestern des Ostens und Rumäniens sitzen. Für die wäre es schon jetzt eine bedeutende Erleichterung, wenn man sie unter diesen herrlichen Himmel brächte und ihnen Gelegenheit gäbe, nur trockenes Brot zu essen, das sie im Schweisse ihres Angesichtes zu verdienen bereit sind. Und dass durch den Einzug der ersten Humusschicht für die nächste Raum gemacht wird, dass dann jene Schicht, welche bereits eine wirtschaftliche Unterlage haben wird, sich weiter entwickeln wird und dass der Tag kommen wird, an dem auch Herr Cohn und Herr Bachsteiner sich in Bewegung setzen werden, das ist keine Frage. Denn aus diesen Landfindern und Landnehmern, die mit ihren zwei Händen hingegangen sind, haben sich wohlhabende Bauern und Landwirte entwickelt. Ich selbst habe bei der Kolonie Moze einen Menschen von 24 Jahren gesehen, welcher aus Russland vor 6 Jahren als Bettler hingekommen ist, der hinausgegangen ist auf ein steiniges Feld, und er hat nach zwei Jahren die Gelegenheit gefunden, seinen Betrieb zu vergrössern und sich von zwei Arabern helfen zu lassen.

Aber es gibt auch eine Hebung der gebildetsten Elemente. Für die, welche nicht Aerzte sein können, die man hinausdrückt und hinausekelt, denen wäre es gegeben, wie den jüngeren Söhnen Englands, die nach Indien und Afrika gehen, um dort tätig zu sein, für sie böte sich ein sofortiger grosser Abfluss.

Welche Folgen das hat, wenn ein solcher gesunder Abfluss eingeleitet wird, das kann sich jeder ausmalen. In dem Augenblicke, wo die Konkurrenz schwächer wird, wird all dieser kleine Hass, der in den wirtschaftlichen Gruppen besteht, geringer. Je weniger mitbewerbende Juden da sind, um so weniger wird man den Judendruck empfinden. Auch haben wir eine Ueberproduktion an Intelligenz. Das ist unser grosses Unglück seit dem Mittelalter. Für diesen Ueberschuss wird gleichzeitig ein Abfluss geschaffen, und wir werden es sehr rasch sehen, dass unsere jungen

Leute, die noch um das 30. Jahr um ihre Existenz zu kämpfen haben, schon frühzeitig erwerben und wirtschaftlich kräftiger werden.

Welche Mittel wollen wir nun anwenden? Nun, da sind wir auch nicht untätig gewesen. Wir haben gleichzeitig mit der Erweckung des Bewusstseins im Volke und der Verständigung der politischen Machtfaktoren in Europa uns auch daran gemacht, die Mittel herbeizuschaffen. Das ist der wundeste Punkt für das Judentum in unserer Bewegung. Zwar sind einzelne von uns mit Vehemenz gegen diejenigen Juden losgegangen, die sich gegen unsere Bewegung abwehrend verhalten. Man muss es aber nur zu verstehen trachten. Wer in einem warmen Zimmer sitzt, muss ein Dichter sein, wenn er sich Frostbeulen vorstellen soll. Und wenn in dem warmen Zimmer nicht viel Dichter waren, so stehen wir vor der alten Tatsache, dass die meisten Dichter in kalten Zimmern weilen. Die Tatsache ist, dass wir bei unserem Wunsche, die Mittel herbeizuschaffen, auf viel Wohlwollen nicht gestossen sind gerade bei denjenigen, die dazu am geeignetsten wären. Es wurden in der letzten Zeit verschiedene Versuche gemacht, diejenigen, die man in der veralteten Gemeinde „die Grossen Israels" titulierte, für „die Kleinen Israels" zu interessieren, und ich muss Ihnen sagen, dass die Solidarität, wie sie von unseren Feinden behauptet wird, im Begriffe ist, herrlich zu Wasser zu werden. Vielleicht existiert unter den Zionisten der reinsten Observanz einer oder der andere, der am frohesten über diese Wirkung der Bewegung ist, der sich am meisten darüber freut, dass vor aller Welt dargetan wird, dass wir durchaus nicht solidarisch sind mit gewissen Leuten, die an dem Verruf des Judentums eine grosse Schuld tragen! Es wird vielleicht Zionisten geben, die sich sagen: wenn wir nichts anderes erreicht, als das festgestellt haben, dass keineswegs alle Juden mitverantwortlich sind für die grossen Streiche, die zum Unwillen der Welt aufgeführt werden, so ist das auch schon eine Errungenschaft. Aber ich muss Ihnen sagen, ich bin

von der gemässigten Couleur. Ich möchte solche Ausfälle so lange hintanhalten, als es möglich ist. Ich bin für den Bau-Zionismus. Ich möchte nicht, dass wir überflüssig mit Juden kämpfen, ich möchte, dass wir mit Juden bauen, dass wir sie überzeugen, dass wir etwas Rechtes vorhaben und dass es ihre sittliche und nationale Pflicht ist, mitzuhelfen. Ein unliebsamer Umstand hat mich an die Spitze der Bewegung gebracht. Ich habe es oft versucht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und gewissen Herren gesagt: „Ich will kein Hindernis sein, ich ziehe mich gerne zurück, wenn Ihr die Sache weiter fortführt. Das Angenehme dabei wäre, dass ich mich nicht heiser sprechen werde, andererseits aber werden die grossen Finanzmänner sich in Ihre Dienste stellen." Die Grossen in Juda wollten dies aber nicht.

Wir sind nun weitergegangen, wie die Armeen der grossen Revolution, wie die Sansculotten ohne Schuhe und Strümpfe. Es ist freilich malerischer, aber viel mühseliger. Wir haben also nun in der weiteren Verfolgung unserer Bestrebungen das Mittel herbeizuführen, welches notwendig ist, und haben uns auf unsere 10 Finger, mit denen wir aber nicht in fremde Taschen greifen wollen, verlassen. Und wir haben den neuen Versuch gemacht, wie das Meiste in unserer Bewegung neu ist, bei der Weigerung der Päpste uns ein Konzil ohne Päpste zu verschaffen. Und Sie werden alle gehört haben, dass jetzt ein Institut in der Bildung begriffen ist, welches das erste Mittel sein soll zur Durchführung unserer Idee: die jüdische Kolonialbank in London.

Vor allem haben wir uns sozusagen Röcke ohne Taschen angezogen und haben es uns unmöglich gemacht, irgend einen Vorteil für uns zu haben. Wenn wir nicht jeder Geldopfer ohne Aussicht auf Gewinn gemacht hätten, hätten wir uns manch schlimmem Verdacht aussetzen können. Dann sind wir mutig auf dieses neue Gebiet gegangen. Die Subskription, die jetzt fliesst, befindet sich in dem Stadium des Boykotts. Als ich im Ok-

tober in London war und mit verschiedenen Grössen verhandelte, hat es ihnen nicht konveniert, dass eine Bank „jüdisch" genannt wird; „jüdisch" sein darf sie. In diesen Verhandlungen sagte mir mein Widersacher endlich: „Wissen Sie was, wir werden Sie boykottieren!" Da es sich nicht um eine persönliche oder private Unternehmung handelte, hat mich diese Drohung kalt gelassen, und ich sagte ihm: „Geben Sie acht, wenn Sie uns boykottieren und Sie erdrücken uns nicht, dann werden wir später Sie boykottieren." Wir sind unter dieser Drohung dennoch in die Sache eingegangen, und ich kann Ihnen sagen, wir sind gegenwärtig von den Mächtigen boykottiert. Dennoch glaube ich, dass wir mit Zuversicht in die Zukunft blicken können. Denn schon nach den Meldungen, die wir bisher haben, glaube ich sagen zu können, dass der Boykott misslungen ist. Wir haben mit lächerlichen Schwierigkeiten gekämpft, man hat uns die überflüssigsten Miseren gemacht, die Bestellungen von Anmeldungen, die Subskription, die im gewöhnlichen Bankgeschäft doch gemacht wird, wird uns erschwert.

Das eine konnten wir konstatieren: Sowie die Idee des Zionismus von unten heraufgestiegen ist, so geht es auch mit der Herbeischaffung der Ausführungsmittel. Sie steigen von unten herauf, wie alles Gesunde. Das ist die Entwicklung, von unten aus dem Erdreich muss es kommen, da wachsen die grossen Sachen.

Ich glaube, wenn ich mich in den Gedankenkreis eines Herrn vom Finanzgeschäft versetze, so stellt er sich unter einer Aktie der jüdischen Kolonialbank etwas vor, was die Mitte hält zwischen einer Mitgliedskarte eines Vereines gegen Verarmung und Bettelei und einer Goldminenaktie auf dem Saturn. Die jüdische Kolonialbank ist nichts dergleichen, sie ist der Anfang einer jüdischen Chartered Company. Sie wissen, dass in der modernen Zeit das Kolonisieren durch private Landgesellschaften gemacht worden ist. Es wäre natürlich, dass die Herstellung dieser Landgesellschaften hätte fertig gemacht werden sollen. Wir sagten den

englischen Bankiers: „Wir gehen darauf los, eine große Gesellschaft zu gründen, durch welche wir unseren Baseler Standpunkt ausführen können. Wir werden mit unseren Arbeiten fortfahren; aber wie weit sie auch gediehen sein mögen, wie viel auch bereits unternommen worden sei, wenn Sie uns diese Landgesellschaft fertig machen, bevor wir den Prospekt veröffentlichen, so lassen wir die jüdische Kolonialbank fallen." Es war den Herren aber darum nicht zu tun, die Sache so schnell zu machen. Sie wollten vielleicht den Zusammenbruch unserer Bewegung abwarten, um dann als Retter in der Not aufzutreten. Da nun bis zum verabredeten Zeitpunkte die Gesellschaft nicht fertiggestellt wurde, sind wir weitergegangen und haben den Prospekt veröffentlicht. Was will nun diese Bank? Diese Bank will die Kräfte rallieren; denn wir brauchen einen Punkt, wo wir den Hebel ansetzen müssen; die Solidarität existiert nicht. Wir haben, wenn wir gemeinschaftliche Interessen haben, nicht gewagt, es zu zeigen. Der Hebelpunkt wird die Bank sein. Sie wird sich ihr Terrain vorbereiten, wobei sie auf Vergrößerung des Kapitals wird arbeiten können. Sie wird eine Organisation herstellen in der ganzen Welt und wird mit der türkischen Regierung in Verhandlungen eintreten, welche zum Zweck haben werden die Gewährung einer grossen Konzession mit all denjenigen Hoheitsrechten, welche den Chartered Companys überlassen werden; auf Grund dieser Konzession wird die Bank selbst die Formierung der Landgesellschaft mit einem weit grösseren Kapitale vornehmen.

Sollten die Grossen in Israel auch nach der Kraftprobe auf ihrem feindlichen Standpunkte verharren, so wird die jüdische Kolonialbank ein Schauspiel bieten, wie die politische zionistische Bewegung. Wir haben sehr viele christliche Freunde, die jüdische Kolonialbank wird auch christliche Freunde haben. Es gibt so und so viele grosse Banken, namentlich in Deutschland, welche uns ihrer Sympathien bereits versichert haben. Und einer unserer Herren hat das in dem biblischen Worte ausgedrückt: Da Jakob

nicht helfen will, hat Esau seine Hilfe zugesagt. Es wird die Aufgabe dieser Bank sein, einen neuen Mittelpunkt zu schaffen, und sie wird ihre Freunde suchen, wo sie sie finden kann. Kommt es zu einem Kampfe, wie es politisch und theoretisch schon Kampf genug zwischen Juden durch den Zionismus gegeben hat, dann komme das Blut, das in diesem Kampfe fliessen wird, auf die Häupter derjenigen, die ihn provoziert haben. Der französische Politiker Thiers hat, als die französische Staatsschuld die erste Milliarde erreicht hatte, gesagt: „Grüssen Sie diese Milliarde, denn die werden Sie nie wiedersehen.“ Er meinte, daß die Staatsschuld eine natürliche Tendenz hat zu wachsen. Das ist ein großer Gesichtspunkt. Ich sehe eine Anleihe, eine Staatsanleihe, da ich zu unwissend bin, nicht als Finanzmann an, sondern von einem geschichtsphilosophischen Standpunkte, und mir scheint es, dass die Anleihe die wichtigste Voraussetzung eines Volksbewusstseins ist. Nur ein Volk, das an sich glaubt, wird eine Anleihe kontrahieren, aber auch nur einem Volke, das an sich glaubt, wird man eine Anleihe gewähren. Denn was ist eine Anleihe? Es ist die Herbeischaffung von Mitteln für Anstalten und Einrichtungen, die nicht nur den Gegenwärtigen zustatten kommt, sondern auch den Nachkommen, der ganzen Einheit des Volkes; die Anleihe, die von den Söhnen und Enkeln amortisiert wird, kommt ihnen auch zustatten. Nun sehen wir die kleinen Völker, die ohne Vergangenheit, ohne irgend welche geschichtliche Bedeutung mutig auf den Platz der Anleihe geeilt sind und sie auch bekommen haben und zwar von denjenigen, die so spröde sind, den Volksbedürfnissen, die ihnen am nächsten stehen, zu genügen. Ja, Sie werden sagen: Zu der Anleihe braucht man auch einen Kredit! Ja, woraus setzt sich die Kreditfähigkeit eines Hauses zusammen? Aus seiner Vergangenheit, aus der Erfüllung der Verpflichtungen, die es übernommen, aus seiner gegenwärtigen Leistungsfähigkeit, aus der Zukunft, die man voraussetzt, darauf borgt man.

Nun, es wird sich darum handeln, die Kreditfähigkeit des Juden-

volkes zu etablieren und zu beweisen. Dadurch, dass wir an uns selbst glauben, dass wir den anderen mit dem guten Beispiele vorangehen, dass wir selbst an unsere Zukunft und nicht nur an geschäftliche Unternehmungen glauben. Und dann, wenn wir das gezeigt haben, dann können wir ja auch auf die Vergangenheit dieses Hauses zurückweisen. Und wer sind die anderen, die mit uns in der Geschichte aufgetreten sind? Sie sind verschollen! Aber eines existiert noch und diesem wollen wir zu seinem Kredite verhelfen: Dem Hause Jsrael.





ROTHSCHILDS KOLONIEN



ROTHSCHILDS KOLONIEN

Eine Unterhandlung, die schon seit längerer Zeit geführt wurde, ist nun zum Abschlusse gekommen: Baron Edmund Rothschild hat seine palästinensischen Kolonien der Jewish Colonisation Association zur Verwaltung übergeben.

Dieses Ereignis ist interessant genug, um uns zu einigen Betrachtungen anzuregen. Herr Edmund von Rothschild hat, wie man weiss, mit vieler Begeisterung das Kolonisationswerk in Angriff genommen und, unähnlich manchen anderen reichen Juden, nicht mit der gewöhnlichen herzlosen Wohltätigkeit in das Los der Armen eingegriffen, sondern sich bemüht, ein grösseres Werk anzulegen und eine dauernde Abhilfe vorzubereiten. Nun hat er, ein müder und kranker Mann, die Weiterführung seines Werkes der Körperschaft anvertraut, welche die Rechtsnachfolgerin der guten Absichten des Baron Hirsch vorstellt und die man mit einem aus den Anfangsbuchstaben ihrer Firma gebildeten Namen die „Jca" nennt.

Das Auftreten dieser beiden jüdischen Kolonisationsbarone Hirsch und Edmund Rothschild war eine merkwürdige und erfreuliche Erscheinung unserer Zeit. Ein idealer Zug im Wirken beider Männer war unverkennbar. Wir, die uns in der Kritik des Verfahrens bei diesen Kolonisierungen nicht den geringsten

Zwang angetan und die begangenen schweren Fehler rücksichtslos getadelt haben; wir, die der unerschütterlichen Ansicht, dass eine grosse Volkssache nur aus grossen Volksgesichtspunkten gelöst werden könne, oft genug Ausdruck gegeben haben: wir dürfen wohl in diesem Augenblicke auch unbefangen rühmen, was zu rühmen ist. Niemand wird uns mit den Hofmachern und Lakaien reicher Leute verwechseln. Und so soll jetzt, wo sich Edmund Rothschild von seiner gutgemeinten Tätigkeit zurückzieht, auch das Gute nicht verschwiegen werden, das wir von seinem ungenügenden Unternehmen denken. Selten ist eine grossartige Hilfsaktion für die Unglücklichen in einer bescheideneren, lautloseren Weise unternommen worden, als die palästinensische Arbeit Edmund Rothschilds. Er wollte gar nicht, dass man ihn als den Urheber kenne. Lange Jahre hindurch hielt er sich im Dunkel, und wenn man schon von der still wirkenden Person sprach, durfte nur von dem „Wohltäter" die Rede sein. Der Vorzug wie das Gebrechen seiner Bestrebungen ist darin ausgedrückt. Es ist töricht zu glauben, dass man Millionen Menschen im Wege der sogenannten Wohltätigkeit helfen könne, und wäre man Rothschild. Es ist der Irrtum eines gutherzigen, aber nicht sehr weitblickenden Menschen. Immerhin hat er Gutes getan — vielleicht mehr seinem eigenen Hause als den armen Juden. Denn dieses Haus Rothschild, das durch die blosse Tatsache seines Reichtums so viel Hass gegen die gesamte Judenschaft erregt, zeigte sich da wenigstens in einem seiner Mitglieder auch um die Leiden der Gesamtheit bekümmert.

Freilich, was hat Herr Edmund von Rothschild mit all seinem vortrefflichen Wollen und der Aufwendung vieler Millionen ausrichten können? Eine Ziffer, die in der Versammlung der „Anglo Jewish Association" vorige Woche mitgeteilt wurde, gibt darauf die Antwort. Es ist Edmund Rothschild gelungen, 470 Familien, sage und schreibe vierhundertsiebzig jüdische Familien, in Palästina anzusiedeln! Die Berge kreisen und sie gebären eine Maus. 470 Familien! In einer einzigen Gasse in Krakau oder

Wien oder Bukarest oder Warschau oder im Eastend zu London oder New-York wohnen mehr hilfsbedürftige Familien, die an der Judennot hinsiechen. Und nicht einmal diesen 470 Treibhausfamilien, die von Edmund Rothschild angepflanzt wurden, war er imstande zu helfen. Denn die Hilfe wäre erst dann vollzogen gewesen, wenn diese Kolonisten zur Selbständigkeit gelangt wären. Und was erfahren wir jetzt? Das heisst, wir wussten es ja schon. Aber offiziell erfahren wir es erst jetzt: dass die freiherrlichen Kolonien noch immer auf die Nachhilfe des Barons angewiesen sind. Sie liegen ihm schwer in der Tasche, und er will seinen Opfern auch eine Grenze ziehen, indem er die Verwaltung der „Jca“ übergibt. Er hat sich allerdings noch für einige Jahre zur subsidiarischen Teilnahme verpflichtet, aber die Kolonisten sollen wissen, dass sie sich dann keine Rechnung mehr auf ihn machen können. Die Sache ist ziemlich umständlich verklausuliert, aber das ist der Kern. Mit einem Wort: Edmund Rothschild sieht ein, dass er mit der „wohltätigen“ Methode nicht einmal seine mühsamen Kolonien, nicht einmal seine 470 Familien beglücken — geschweige denn die Judenfrage lösen könnte.

Uns ist das nichts Neues. Uns überrascht es nicht. Wir politische Zionisten haben das seit Jahr und Tag in unseren Versammlungen, Kongressen, Zeitungsartikeln, Broschüren und Briefen deutlich angesagt. Ich selbst hatte mit beiden Kolonisationsbaronen Unterredungen, in denen ich ihnen die kommende Entwicklung schon vor Jahren so vorhermeldete, wie sie nun wirklich eingetroffen ist. Dem Hirsch erklärte ich, dass sein argentinischer Versuch nichts anderes vorstelle als eine Art Königsgrab. Er stifte sich ein Denkmal in der Form von jüdischen Dörfern in Südamerika, aber die Lösung der Judenfrage sei das nicht. Dem Rothschild sagte ich, dass er mit seiner Kleinkolonisation auch nichts ausrichten werde. Grosse Dinge kann man nicht kleinlich unternehmen. Dasselbe, was als Volkssache in sich die Bürgschaft des Gelingens trage, sei hoffnungslos, wenn es in dieser geringen philanthropischen Weise angefangen werde.

Wenige Jahre sind vergangen. Die Vorhersagung ist buchstäblich eingetroffen. Der argentinische Versuch des Baron Hirsch ist bereits als undurchführbar erkannt, von der „Jca" selbst als hoffnungslos eingesehen worden — und die Bewohner der argentinischen Dörfer Hirsch sind eifrige Zionisten! Und Edmund Rothschild ist gezwungen, die Weiterführung seiner Kolonien anderen Händen zu übertragen. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, dass auch in seinen Kolonien unsere Ideen die vorherrschenden sind.

Ob die anderen Hände, welche jetzt die ökonomischen Schicksale der Rothschildschen Kolonisten unmittelbar dirigieren werden, die richtigen sind, das können wir heute noch nicht beurteilen. Jedenfalls wünschen wir ihnen den besten Erfolg und werden sie gerne in ihrer Wirksamkeit unterstützen, so weit es an uns liegt. Die Sanierung und Existenz dieser Kolonien ist wie die aller anderen palästinensischen Kolonien eine Sache, die jedem wahren Zionisten am Herzen liegen muss. Der Absatz der Produkte, welche die braven Ackerbaupioniere des jüdischen Volkes auf der heiligen Scholle erzeugen, kann durch unsere grosse, überallhin dringende Propaganda nur gefördert werden. Indem wir den Früchten dieses Fleisses zur Verwertung helfen, tragen wir dazu bei, unseren wackeren palästinensischen Bauern die Selbständigkeit zu verschaffen, die sie brauchten, wenn sie körperlich und moralisch freie Vollmenschen werden sollen. Die Entstehungsart der philanthropischen Kolonien hat es mit sich gebracht, dass man diese Bauern ein bisschen von obenherab ansieht. Aber es muss doch betont werden, dass man arbeitende Menschen nicht wie Bettler betrachten darf. Wenn ein solcher Kolonisationsbaron ganz zweifellos von idealen Beweggründen geleitet worden ist, so ist es gewiss auch der Kolonist selber gewesen. Die Leute, die den lange verwahrlosten Boden mit begeisterter Arbeit urbar gemacht, mit Sümpfen und Fiebern gekämpft, Opfer an Leib und Leben gebracht und endlich bewiesen haben, dass der Jude ein Bauer sein kann und es in

Palästina sein will — diese Leute sind gewiss als Idealisten nicht minder hoch zu schätzen, als die Millionäre, die tief in die Tasche gegriffen haben. Auch wenn man dem Kolonisten bei der Ansiedlung geholfen hat, unterscheidet er sich doch sehr vom Empfänger milder Gaben, und zwar durch das sittliche Merkmal der Arbeit.

Um so befremdlicher muss der Ton wirken, der in der Anglo Jewish Association bei der Besprechung der Rothschildschen Kolonienübergabe von einigen Personen angeschlagen wurde. Die Anglo Jewish Association ist eine Körperschaft in London, welche einen Teil der Jca-Aktien besitzt und dadurch in die Lage gekommen ist, über die Rothschild-Kolonien sich zu äussern. Der Präsident Mr. Claude Montefiore hat erst unlängst eine vielbemerkte Rede gehalten, die man als deutliche Annäherung an den Zionismus auslegte.

Hingegen sind andere Mitglieder dieser Vereinigung noch recht erbittert gegen unsere Bestrebungen, und sie befürchteten, dass die Uebernahme palästinensischer Kolonien als eine Kapitulation vor dem Zionismus erscheinen könnte. Es ist höchst charakteristisch für unsere Opponenten, dass sie die von uns vorgeschlagenen Wege gehen, aber sich mit Händen und Füssen dagegen sträuben, dass es unsere Wege seien. Nun, uns genügt es, wenn wir den richtigen Weg betreten sehen; Eigenliebe oder Rechthaberei wäre in einer solchen Sache recht übel angebracht. Wir wollen auch nur nebenbei dem Bedauern Ausdruck geben, dass bei dieser Gelegenheit in der „Anglo Jewish Association" die offenkundig unrichtige Behauptung fallen konnte: Der Zionismus habe den Juden in Russland und Galizien geschadet. Jeder weiss, dass das nicht wahr ist. Das Gegenteil ist richtig. Zwar hat der Zionismus eine materielle Besserung der Judenlage noch nirgends herbeigeführt — und hierin gleicht er den anders gearteten Bestrebungen unserer Gegner — aber wir sind ja nicht am Ziele, wir sind erst unterwegs; die materielle Besserung kann

man vernünftigerweise doch erst erwarten, wenn der Zionismus ans Land steigt. Und dabei ist schon jetzt in moralischer Beziehung eine höchst vorteilhafte Wirkung auf unsere Massen unverkennbar. Der Zionismus bedeutet schon heute die Aufrichtung, eine Hoffnung von belebender Kraft. Wahrlich, wer die Schicksale der schwergeprüften Judenheit mit grösserem, freierem Blicke zu betrachten fähig ist, der kann nicht behaupten, dass die Juden sich des Zionismus zu schämen brauchen oder dass er Schaden angerichtet habe.

Eher könnte man finden, dass der Ton, den einzelne Sprecher in der „Anglo Jewish Association" anschlugen, das jüdische Gefühl verletzen muss und nicht geeignet ist, das Ansehen der Juden bei der Aussenwelt zu erhöhen. Ein gewisser Hermann Landau sprach ungemein wegwerfend von Palästina als vom „Lande der Bettler". Und der Chiefrabbi Adler machte eine furchtbar tiefe Verbeugung vor dem „allmächtigen Namen Rothschild". Das Wort „allmächtig" in Verbindung mit Geld mag ja gemeiniglich gebraucht werden, im Munde eines Seelsorgers von solcher Stellung berührt es eher peinlich.

Indessen hat es sein Gutes, dass sich unsere Gegner durch ihre eigenen Worte zu erkennen geben. Das Volk weiss so doch, woran es ist. Bettler müssen sich diesen Ton vielleicht gefallen lassen, ehrlich arbeitende und strebende Menschen aber nicht. Der ganze höhere Sinn des Kolonisationswerkes ginge ja unrettbar verloren, wenn unsere Bauern die Unterstützung ihrer Arbeit nur um den Preis von Demütigungen erhalten sollten. Es gibt in Palästina noch andere jüdische Kolonien als die Rothschildschen. Sie haben weniger gekostet und sind doch früher selbständig geworden, und in diesen freieren Ansiedlungen gedeihen rüstigere Menschen. Es sei nur die Kolonie Rechoboth genannt, die jeder, der sie gesehen hat, höher bewerten muss als zum Beispiel das kostspielige Rischon le Zion.

Aus den Erfahrungen, die in den Kolonien der Millionäre ge-

macht wurden, lässt sich manches lernen. Viel Geld wurde in zweckloser Weise ausgegeben, das bei kluger Verwendung der allgemeinen Sache ganz anders hätte nützen können. Es hat eine Zeit gegeben, in der man von einer Kolonisations-Rivalität zwischen Hirsch und Rothschild sprach. Es war immerhin ein edlerer Wetteifer, als wenn sie einander bei Pferderennen oder in sonstigen Luxusausgaben zu überprotzen versucht hätten. Aber vernünftiger wäre es gewesen, wenn sie von vorneherein Hand in Hand gegangen wären und alle Mittel zu einem planvollen Unternehmen vereinigt hätten. Schade um die verlorene Zeit. Jetzt hat sich durch die Kraft der Umstände die Vereinigung dennoch vollzogen. Rothschilds Werk geht in der Hinterlassenschaft Hirschs auf. Das ist aber keineswegs das Ende, sondern nur der Anfang. Alle jüdischen Kolonisationszwecke müssen sich zusammenfinden. Das liegt in der Natur der Sache, folglich wird es geschehen. Alle Werke müssen ein Werk werden, dann wird es gelingen.



DER VIERTE ZIONISTEN-KONGRESS



DER VIERTE ZIONISTENKONGRESS

Der vierte Zionisten-Kongress ist nach London einberufen worden. Drei Jahre hintereinander haben unsere Beratungen in Basel stattgefunden, und wenn wir auch voll Dankes sind für die schöne, freie Stadt, in der wir von den Behörden wie von der Bevölkerung so freundlich aufgenommen wurden, haben die Leiter der Bewegung doch geglaubt, heuer nach London gehen zu sollen.

Die Teilnehmer der Kongresse haben in diesen drei Jahren die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, dass diejenigen, die unseren Beratungen beiwohnten, Christen wie Juden, fast ausnahmslos für unsere Sache gewonnen wurden. Wer den Zionismus unmittelbar, aus eigener Anschauung, kennen lernt, gibt sich ihm gefangen, das ist eine durch viele Beispiele erhärtete Tatsache. Man sieht und hört auf den Kongressen, dass wir etwas Gutes, Gerechtes, Grosses anstreben. Das hat eine unwiderstehlich werbende Kraft bei allen ehrlichen Leuten. Es ist auch nicht selten vorgekommen, dass Gegner unserer Bewegung, die nach Basel gekommen waren, um zu höhnen und sich neue Argumente wider uns zu verschaffen, an Ort und Stelle bekehrt wurden und als feurige Anhänger des jüdischen Volksideals wegzogen.

Unter solchen Umständen musste es sich empfehlen, die Werbekraft des Kongresses auf einem grösseren Felde zu betätigen, als es bisher der Fall war. London, die Fünfmillionenstadt, ist ein ungeheurer Mittelpunkt geistiger, politischer und ökonomischer Strömungen. Wer zu London spricht, der spricht zur ganzen englischen Kulturwelt. Die Reden haben einen ganz anderen Widerhall als in einer Schweizer Stadt. Die Presse Londons hat den gewaltigsten Leserkreis auf der ganzen bewohnten Erde, und wenn wir uns heute mit tiefer Dankbarkeit des Wohlwollens und der ausgezeichneten Sachlichkeit erinnern, die unsere Kongresse von den Baseler Zeitungen erfuhren, so ist vielleicht die Hoffnung nicht unbegründet, dass auch die Londoner grossen Journale uns unter dem Eindrucke der Kongress-Tatsachen in ähnlicher Weise begegnen werden. Damit wäre für die weltweite Publizität unserer Bewegung unendlich viel gewonnen. Da wir etwas Gerechtes vorhaben, scheuen wir ja die Oeffentlichkeit nicht, sondern suchen sie sogar gerne auf.

Schon ist ein sehr bemerkenswertes Zeichen zu konstatieren. Eines der führenden antizionistischen Blätter, der „Jewish Chronicle“ in London, begrüsst die Nachricht, dass der vierte Kongress in dieser Stadt abgehalten werden solle, in einem durchaus freundlichen Artikel. Wir sind weit von jenen Zeiten, in denen ein Sturm durch die Münchener Judengemeinde ging, als wir den ersten Zionisten-Kongress nach München einberufen wollten. Die bayrischen Juden scheuchten den Kongress aus Bayern weg.

Wir schrieben damals in diesem Blatte:

„Wir hegen die feste Zuversicht, dass der Verlauf des Kongresses die öffentliche Meinung mit Sympathie für unsere Sache erfüllen wird. Es ist ja nicht nur die Sache der Juden, wenn ruhige Männer die Judenfrage in einer friedlichen und ehrenvollen Weise zu lösen versuchen und zu diesem Werke die Mitwirkung aller politischen Faktoren freimütig erbitten. Und wir hoffen ferner, dass dieser

Kongress, den man heute von München verscheucht, in kommender Zeit jeder Stadt, die ihn beherbergt, zur geschichtlichen Ehre gereichen wird."

Nun, ein Blatt, welches uns Zionisten wahrlich nie geschont hat, welches leider auch manchmal unseren Gegnern Raum für die unrichtige Wiedergabe von Tatsachen gewährt hat — offenbar ohne zu wissen, dass es Unrichtigkeiten waren — ein solches Blatt heisst den Zionistenkongress in London willkommen. Das ist ein nicht zu unterschätzendes Symptom, und wir verzeichnen es mit der brüderlichen Bereitwilligkeit, die wir uns — auch in den Tagen des hitzigsten Streites — für unsere besser zu unterrichtenden jüdischen Gegner aufbewahrt haben. Wenn der „Chronicle" ferner meint, dass die durch den Kongress herbeigeführte Berührung der englischen Juden mit ihren nichtenglischen Brüdern beiden Teilen zum Nutzen gereichen werde, so schliessen wir uns dieser Erwartung aus vollem Herzen an. Wir gehen sogar weiter und glauben, dass die nichtenglischen Juden den viel grösseren Gewinn von dieser Zusammenkunft haben werden, indem sie die guten englischen Umgangsformen, die Loyalität aller Diskussionen, die Vorzüge einer reifen hohen Kultur in sich aufnehmen und als wertvolle Erinnerung bewahren werden.

Die englischen Juden haben sich lange vor dem jetzigen Zionismus dadurch ausgezeichnet, dass sie mit Herz und Hand, mit Rat und Tat für die Aufbesserung des Loses ihrer fernen und fernsten Stammesgenossen zu wirken versucht haben. Freilich haben diese zahllosen Hilfsaktionen, wie trefflich sie auch gemeint waren, immer die Symptome, ach nur einen recht kleinen Teil der Symptome verschwinden gemacht. Der grossen Krankheit selbst sind sie nicht beigekommen. Die grosse Krankheit besteht fort, sie hat sich sogar in den letzten zwanzig Jahren furchtbar verschlimmert. Unser Zionismus will aber den ganzen kranken Organismus heilen, und zwar mit keinem Ge-

heimmittel, mit einem öffentlichen, kontrollierbaren, aus den modernen Begriffen geschöpften Mittel. Dagegen können sich schliesslich auch die nicht ablehnend verhalten, die sich in der ersten Hitze der Meinungen als „Antizionisten" erklärten. Sie werden uns in London besser sehen und hören als bisher. Die Meinungen werden sich läutern, eine Aussprache zwischen ihnen und uns wird stattfinden. Wir hegen die besten Hoffnungen auf ein gutes Endergebnis.

Es darf aber auch nicht vergessen werden, dass in den Hilfsaktionen für unsere Armen neben den reichen Juden angesehene, grossmütige Christen ebenfalls mittätig aufzutreten pflegten. Im bibelstarken England ist „Gottes altes Volk" nicht verhasst. Auf den Plattformen, die sich zugunsten unglücklicher Juden in England gelegentlich erhoben, gab es oft genug Christen von bedeutendem Einflusse. Wie die Dinge liegen, ist aus diesen Kreisen für den Zionismus vielleicht noch ein herzlicheres Interesse zu erwarten, weil die lähmende Besorgnis, man könne für „unpatriotisch" gehalten werden, wenn man den Juden zu einer gesicherten Heimstätte verhelfen wolle, bei ihnen naturgemäss entfällt.

Der politische Zionismus geht also nach London, um sich gleichsam offiziell der englischen Welt vorzustellen und ihre Unterstützung — wohlgemerkt: nur die moralische und politische Unterstützung — zu erbitten. Die Ausführung unseres grossen Werkes können und dürfen wir nach wie vor nur von der eigenen Kraft des jüdischen Volkes erwarten.

Es ist ein wichtiger Moment. Wir sprechen in London vor einer grösseren Oeffentlichkeit als in Basel. Es muss diesem Umstande entsprechend eine noch imposantere Kundgebung werden, als es schon der Baseler Kongress war. Zwar der Ton, der Ernst und die Würde unserer Verhandlungen brauchen nicht anders zu sein, als sie schon in Basel waren. Aber die Veran-

staltung muss einen dem Orte gemässen mächtigeren Charakter haben. Es muss auch den Aussenstehenden erkennbar werden, dass der Zionisten-Kongress eine Repräsentation des jüdischen Volkes ist und nicht etwa nur die bedeutungslose Gesprächs-Zusammenkunft von ein paar Leuten. Nur eine Volksvertretung von grossem Umfange darf es wagen, die Aufmerksamkeit der britischen Hauptstadt in Anspruch zu nehmen.

Nur wenn die Macht unserer Bewegung ebenso deutlich in die Erscheinung tritt, wie die, Gott sei es geklagt, grosse Notlage unserer Massen und die Redlichkeit unserer Absichten — nur dann dürfen wir hoffen, das grosse England für den Zionismus zu gewinnen.

Das ist alles so klar, dass es kaum der Auseinandersetzung bedarf. Dennoch soll es gesagt sein und jeder Zionist soll es sich gut merken. In den Wochen, die uns noch von dem Londoner Kongresse trennen, müssen alle Kräfte aufgeboten werden, um eine eklatante Kundgebung herbeizuführen. Die Delegierten müssen rechtzeitig gewählt werden und vollzählig auf dem Kongresse erscheinen. Ein schwach besuchter Kongress würde die Oeffentlichkeit glauben machen, der Zionismus sei in der Abnahme begriffen, was doch, wie alle Vertrauensmänner wissen, nicht der Fall ist. Nein, es muss gezeigt werden, dass das vielgeprüfte jüdische Volk unverbrüchlich, mutig und treu der Zionsfahne folgt. Wir wanken nicht und weichen nicht, sondern gehen vorwärts!

Der Kongress hat ausser solchen Kundgebungen noch vielerlei zu schaffen. Der Fortgang unserer politischen Arbeiten, die Kräftigung unseres nunmehr gesicherten finanziellen Instrumentes, der Jüdischen Kolonialbank, der Ausbau unserer Organisation und nicht am wenigsten die körperliche, geistige und die wirtschaftliche Hebung des jüdischen Volkes sind die hochwichtigen Punkte unserer Tagesordnung. Wir glauben, nie in den modernen

Zeiten ist mit so zielbewusstem Ernste an der Wiederaufrichtung unseres Volkes gearbeitet worden, wie es jetzt geschieht.

Schrecklich ist die Judenlage auch heuer wieder gewesen. Von kleineren, in aller Welt verstreuten Katastrophen abgesehen, haben unsere rumänischen Brüder in diesem Jahre den traurigen Vorzug, dass ihre Lage am lautesten um Abhilfe schreit. Es gab eine Zeit, wo man in den meisten Parlamenten Leute fand, die ihre Stimme zugunsten verfolgter Juden erhoben. Heute gibt es kein solches Parlament mehr. Von keiner Tribüne hört man es sagen, was unsere Brüder leiden. Darum müssen wir uns unserer eigenen Tribüne bedienen. Echter und wirksamer als von jeder anderen Stelle werden da unsere Beschwerden und unsere bescheidenen Wünsche in die Welt hinausdringen.

Zionisten! Sorget dafür, dass der Londoner Kongress grossartig beschickt werde. Es hängt mehr davon ab, als sich in einem Zeitungsartikel sagen lässt. Die Gutgesinnten werden auch diese wenigen Andeutungen verstehen und mit frischem Mute an die Arbeit gehen. Vorwärts!

VIERTE KONGRESSREDE



VIERTE KONGRESSREDE

Geehrte Kongressmitglieder!

Die Einberufung des IV. Zionistenkongresses nach London rechtfertigt sich von selbst. England ist einer der letzten Zufluchtsorte, wo es noch keinen eingebürgerten Judenhass gibt. Schon diese eine unbestreitbare Feststellung macht den traurigen jetzigen Zustand des jüdischen Volkes anschaulich. Auf der weiten Erde muss man einen Punkt suchen, auf dem Gottes altes Volk nicht verwünscht und verfolgt wird.

Daraus aber, dass die Juden im herrlichen England volle Freiheit und Menschenrechte geniessen, möge niemand unrichtige Folgerungen ziehen. Der wäre ein schlechter Freund der hiesigen Juden sowohl wie der auswärtigen, der den Verfolgten raten würde, hierher zu flüchten. Unsere hiesigen Brüder könnten sich über ihre glückliche Lage nur zitternd freuen, wenn sie eine Anlockung für unsere Verzweifelten bedeutete. Eine solche Zuwanderung wäre eine Gefahr für die hier Ansässigen, aber auch für die Ankömmlinge. Denn diese würden in ihren armseligen Bündeln ahnungslos dasjenige importieren, wovor sie fliehen — ich meine den Antisemitismus. Wohl aber wird es uns gestattet sein, für einige Tage das Nomadenzelt unserer Diskussionen hier

aufzuschlagen, weil wir die Lösung der Judenfrage öffentlich erörtern wollen.

In der Zeit von einem Kongresse zum anderen bemühen sich unsere Gegner eifrigst, unsere Absichten mit einem Geschlinge unwahrer Darstellungen zu überdecken, so dass es bei jeder Zusammenkunft unsere erste Aufgabe sein muss, mit ein paar Axthieben diese Wucherungen zu beseitigen und den Baum blosszulegen. Wir haben dabei die Freude, zu sehen, dass unser Baum gesund ist und dass er wächst.

Der Zionismus will für das jüdische Volk eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina! Dieses Programm haben wir vor drei Jahren aufgerichtet, für immer. Es muss einem sehr tiefen Bedürfnisse, einer sehr alten Sehnsucht unseres Volkes entsprochen haben, sonst wäre es nicht erklärlich, dass es solche Wirkung gehabt hat. Ich brauche diese Wirkungen heute nicht mehr aufzuzählen. Jeder kennt sie, jeder sieht und hört sie. Vor vier Jahren konnte jemand fürchten, sich lächerlich zu machen, wenn er vom jüdischen Volke sprach. Heute macht sich derjenige lächerlich, der die Existenz des jüdischen Volkes leugnet. Ein Blick in diesen Saal, wo unser Volk durch Delegierte aus der ganzen Welt vertreten ist, genügt für den Beweis.

Diese Tatsache hat aber nicht nur für uns etwas zu bedeuten, sondern auch für andere. Verspricht sie den einzelnen Ländern eine menschenwürdige, anständige Lösung der schweren jüdischen Frage, so enthält sie gleichzeitig auch grosse Perspektiven für den Orient. Unser Wiedererscheinen im Lande unserer Väter, von der Heiligen Schrift vorhergesagt, von Dichtern besungen, vom armen Volke unter Tränen ersehnt und von jämmerlichen Spöttern verlacht — unsere Rückkehr ist auch eine Sache von aktuellstem politischen Interesse für die Mächte, die in Asien etwas zu suchen haben.

Gestatten Sie mir einige Worte aus der Eröffnungsrede des II. Kongresses zu zitieren. Im Jahre 1898 wurde in Basel gesagt: „Das Land (Palästina) ist nicht nur die Heimat der höchsten Ideen und des unglücklichsten Volkes, es ist auch durch seine geographische Lage von bedeutender Wichtigkeit für ganz Europa. Da wird in einer Zeit, die nicht ferne sein kann, eine Kultur- und Handelsstrasse nach Asien führen. Asien ist das diplomatische Problem des nächsten Jahrzehnts."

Diese Worte von 1898 machen heute geradezu den Eindruck der Banalität, so sehr sind sie durch die Ereignisse der letzten Monate bestätigt worden. Das asiatische Problem wird von Tag zu Tag ernster und, ich fürchte, eine Zeitlang auch recht blutig werden. Damit wächst aber auch das Interesse der Kulturvölker daran, dass auf dem Wege nach Asien, auf dem kürzesten Wege nach Asien eine Kulturstation geschaffen werde, die allen zivilisierten Menschen zustatten kommen wird. Diese Station ist Palästina, und die Kulturträger, die Gut und Blut daransetzen wollen, sie zu errichten, sind wir. Alle politischen Köpfe müssen blitzschnell begreifen, dass hierin eine wertvolle Gelegenheit geboten ist, Asien näherzukommen. Auf diese Kulturstation, die das machtlose Volk der Juden unter der Oberhoheit Sr. Majestät des Sultans rasch errichten würde, brauchte keine Macht mit Besorgnissen zu blicken. Den Juden wäre geholfen, aber den anderen auch, und den grössten Gewinn hätte davon die Türkei.

England, das grosse, England, das freie, England, das über alle Meere blickt, wird uns und unsere Bestrebungen verstehen. Von hier aus wird die zionistische Idee ihren Flug noch weiter und höher nehmen, dessen dürfen wir sicher sein.

Nun werden freilich die praktischen Leute, die Neunmalweisen kommen und fragen, was denn damit gewonnen sei. Wir kennen

diese Leute schon. Wir erinnern uns aller der Steine, die sie uns in den Weg gewälzt haben, aller Unannehmlichkeiten, die sie uns bereiten wollten und bereitet haben. Diese selben Leute sind es, die nicht genug fragen können, was wir denn eigentlich geleistet haben, wo wir denn schon halten, wann wir denn endlich ans Ziel kommen werden. Wenn sie uns mit all ihren Kräften geholfen hätten, statt uns mit all ihren Kräften zu behindern, könnten sie nicht gieriger fragen. Die am Bau mittätig sind, von den ersten bis zu den letzten von den Bauleitern und Gehilfen bis zu den bescheidenen, treuen Ziegelträgern, fragt keiner so viel. Wir wissen das eine, dass wir arbeiten müssen, und wir tun es unverdrossen, hoffnungsstark und begeistert. Wir bauen, wir bauen, und unser Bau wächst. Das Halbfertige zu verstehen, ist nicht jedermanns Sache. Ich bin aber darüber beruhigt, dass auch diejenigen Juden in unserem schönen Hause werden wohnen wollen, die heute mit einem bösen Lächeln und mit den Händen in den Hosentaschen abseits stehen.

Eine positive Frage gibt es, der wir durchaus nicht ausweichen wollen. Haben wir den Charter zur Besiedlung von Palästina bereits erhalten? Darauf antworten wir ganz laut und vernehmlich: Nein. Eine andere Frage ist es, ob wir dennoch weiter hoffen, weiter streben, weiter arbeiten dürfen, um ihn zu erlangen? Darauf antworten wir ebenso laut und vernehmlich: Ja! Unsere Ansprüche und Anträge haben um so mehr Aussicht, in Wirklichkeit überzugehen, je mehr wir sind und je gewaltiger unsere Kräfte werden. Wir dürfen schon heute recht zufrieden sein mit der Aufnahme, die unsere Aspirationen in den Kreisen der Mächtigsten dieser Erde gefunden haben.

Verlangen Sie nicht mehr als diese Andeutung von Ihrem Aktionskomitee, zu dem Sie in dieser Beziehung absolutes Vertrauen haben müssen. In allem übrigen wird es Ihnen Rede stehen. In einem Worte ist unsere Tätigkeit und ihr Fortgang

zusammenzufassen: Wir organisieren die Judenheit für ihre kommenden Geschicke.

Nun aber wollen auch wir einmal fragen. Und zwar wollen wir unsere jüdischen Gegner fragen, was sie eigentlich in diesen Jahren zur Erleichterung des ungeheuren Notstandes unserer Brüder getan haben. Wo sind ihre Resultate? Was haben sie erreicht? Welches Praktische haben sie geschaffen? Wir hören immer von Komitees, von grossen Sammlungen und Stiftungen. Heraus mit den Ergebnissen! Heraus mit den Leistungen! Wir möchten sie gerne bewundern und ihnen im Namen der Armen danken.

Und das ist keine mutwillige Frage, sondern eine furchtbar ernste. Sie alle kennen den schauerlichen Anlass, diese rumänische Judenwanderung, die wie eine Blutspur durch Europa gezogen ist. Wo war da das bisherige offizielle Judentum, wo waren die protokollierten Grossen Israels, die Stützen der Gemeinschaft? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ein paar tausend Flüchtlinge wurden mit Ach und Weh weitergeschoben — und dann erklärt man sich unfähig, noch etwas zu tun. Die Nachfolgenden wurden zu Hunderten unter Anwendung von Waffengewalt zusammengestossen und in Extrazügen wieder an die Grenze zurückgeworfen, der sie unter Weherufen entkommen waren. Diese Extrazüge waren die letzte Anstrengung der Barmherzigkeit.

Wir hatten unter unseren Argumenten für den Zionismus bisher ein sehr starkes in dem Bankbruche der Assimilation. Wir haben da ein neues bekommen: die Insolvenz der Wohltäter. Welche Insolvenz! Ja, wenn die reichen Leute die Zahlungen einstellen, dann geht viel verloren.

Sie waren auf diese Katastrophe nicht vorbereitet, sagen die wohltätigen Vereine. Das ist ihre Schuld. Sie brauchten nur

die Gnade zu haben, den Verhandlungen unserer Kongresse zu folgen. Auf dem ersten Baseler Kongresse, im Jahre 1897, lagen die Petitionen von fünfzigtausend rumänischen Juden vor. Sie schrien aus äusserster Not um Hilfe. Sie könnten es keine Stunde länger aushalten. Und sie haben es noch drei Jahre ausgehalten. Drei Jahre eines Massenelends, von dem man sich heute eine schaudernde Vorstellung machen kann, da man sie endlich wandern sieht.

Sie werden darüber in unseren Verhandlungen noch mehr hören.

Nun sollte man meinen, dass dies alles, die krasse Not, die Unmöglichkeit, die Flüchtlinge anderswo unterzubringen, das Scheitern aller früheren Hilfsunternehmungen auch unsere verstocktesten Gegner davon überzeugen musste, dass einzig und allein wir Zionisten im Besitze des einzigen, des wahren Hilfsgedankens seien. Nein! Uns darf nicht Recht gegeben werden. Im Gegenteile, wir werden beschuldigt, diese jammervolle Wanderung angezettelt zu haben, damit wir Agitationsstoff bekommen.

Wir erklären dies hiermit für eine Unwahrheit. Nie und nimmer haben wir eine solche planlose Wanderung irgendwohin angeregt oder befürwortet. Wir haben die unzähligen Anfragen der Wanderlustigen stets mit Mahnungen zur Geduld beantwortet. Wir haben vor den drohenden Katastrophen gewarnt, die wir ja leider voraussehen konnten, wenn Menschen ohne Plan, Ziel und Mittel aufbrechen. Als unser Abraten nichts nützte und die von der Not Gepeitschten zu wandern anfingen, haben wir uns ihrer freilich dennoch nach besten Kräften angenommen.

Leider konnten wir nicht viel tun, da wir ja für wohltätige Zwecke nicht vorgesehen sind. Aber diese Katastrophe, die

schwerlich die letzte gewesen ist und überhaupt noch andauert, soll auch uns Zionisten eine ernste Mahnung sein. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, dies als eine Bestätigung der Richtigkeit unserer Theorien anzurufen. Wir müssen auch Praktisches daraus folgern. Nicht mehr sollen in der Zukunft solche verzweifelte Auswanderer auf die unsichere Gnade der Wohltäter angewiesen sein. Dieser Kongress möge eine seiner Aufgaben in der Einleitung solcher wirtschaftlicher Organisationen erblicken, durch die unsere Zionisten sich künftig den gegenseitigen Beistand in Notfällen einigermassén gewährleisten. Durch kleine Opfer, die sich der Einzelne auferlegt, kann er die Gesamtmacht stärken, die vielleicht auch ihm eines Tages zustatten kommt. So erwirbt man ein Recht auf Hilfe und braucht dann keine Gnade mehr.

Mühsam ist unser Gang und schmerzensreich, jawohl. Aber daran wird sich nur unser Mut und unsere Treue erproben. Die Hascher nach augenblicklichen Erfolgen sollen sich nur wieder von unserer Fahne wegstehlen. Und wenn der endliche Erfolg noch eine Weile auf sich warten lässt, so werden wir inmitten der materiellen Not unseres Volkes wenigstens einen moralischen Gewinn zu verzeichnen haben. Es wird bewiesen sein, dass das Judentum noch einen Idealismus hervorbringt, der den Gefahren trotzt, die Entbehrungen erträgt und die grosse Geduld hat, mit der man das grosse Ziel erreicht.




DIE FRAUEN
UND DER
ZIONISMUS



DIE FRAUEN UND DER ZIONISMUS

In der französischen Revolution hat es einen sehr geistreichen Revolutionär namens Sieyès gegeben, der auch später eine grosse Rolle gespielt hat. Von ihm rührt ein hübsches Wort her. Als man ihn fragte: „Was haben Sie während der Schreckenszeit gemacht?" sagte er: „Ich habe gelebt." Dieser Mann hat in einer früheren Zeit einen Aufruf verfasst, der sehr berühmt geworden ist. In diesem hiess es vom dritten Stand, der damals noch nicht befreit war: „Was ist er? Nichts. Was sollte er sein? Alles." Dieses Wort des Abbé Sieyès möchte ich auch auf die Frauen anwenden. Was sind die Frauen für den Zionismus? Ich will nicht sagen: nichts. Was könnten sie, was sollten sie sein? Vielleicht alles. Und wenn unsere Agitation die richtigen Wege findet, wird es auch dazu kommen müssen.

Wenn wir die gegenwärtige Situation der jüdischen Frau betrachten, so werden wir verstehen, warum sie bisher so indolent und so fern von uns gestanden ist. Ich möchte da eine Scheidelinie ziehen zwischen den Frauen, welche die Rauheit des Lebens kennen und den anderen. Diejenigen Frauen, die in den Lebenskampf hinausgeschleudert werden, sind bei den Juden zugleich die allerärmsten. Die haben vielleicht keinen Mann oder keinen anderen Sorger, der es ihnen erspart, selbst hinaus zu gehen. Und das trifft bei den Juden nur in den ärmsten Schichten zu.

Dass von solchen Frauen eine Förderung und Begeisterung nicht kommen kann, ist selbstverständlich. Sie kommcn eines Tages wenn sie aus Rumänien oder Galizien oder Russland kommen, und bitten, sie und ihr Bündel weiter zu schaffen. Sie wären vielleicht gute Zionistinnen, sie würden sich dazu entwickeln können, wenn sie durch Schicksalsumstände in bessere Verhältnisse kämen. Aber von diesen Frauen können wir in der zionistischen Agitation keine Mithilfe erwarten oder verlangen. Die Frauen, die wir gewinnen müssen, sind diejenigen, welche durch eine Mauer von allem abgeschlossen sind, was die Judennot und die schlechte Situation und die Notwendigkeit, eine Besserung herbeizuführen, bedeutet.

Dank einer alten Tradition, die zum Besten im Judentum gehört, lebt die Frau in tiefer Abgeschlossenheit, in ihrem Hause, welches in dem schönen Gedichte „die Prinzessin Sabbath" verherrlicht wird, da lebt sie ganz ferne von den Unannehmlichkeiten und Stürmen und Rauheiten des Lebens. Wenigstens die Jüdin alten Stils, die es noch gibt, allerdings nicht sehr zahlreich in den gutsituierten Kreisen. Das ist diejenige Frau, für welche ich die grösste Verehrung habe, weil sich in ihr alle schönen Eigenschaften, all das Grosse und Ewige, das namentlich in den finsteren Zeiten sehr wertvoll war, am reinsten und am schönsten erhalten haben. Aber wir müssen mit den Jüdinnen neuen Stils rechnen, die uns in der Zeit, in der es den Juden gut gegangen ist, verloren gegangen sind. Von der Jüdin alten Stils sind sie dadurch unterscheidbar, dass sie nicht die Sabbathbereitung, nicht die Sabbathpflege, worin ein ganzer Duft von jüdischer Poesie liegt, unternehmen. Darin aber gleichen sie der Jüdin alten Stils, dass sie mit dem Leben auch nicht in Berührung kommen. Da ist es der Mann, welcher es der Frau vollkommen erspart, die Unannehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen. So sind diese neuen Jüdinnen auch in geschützter Position, diese neuen Jüdinnen, über deren Indolenz wir so bitter uns zu beklagen haben. So wie der Mann, der in seiner Equipage vorüberfährt, absolut keine

Empfindung haben kann, was der frierende Hausierer auf der Gasse empfindet oder der herumgestossene Händler, der sein Brot sucht, so hat auch die zu geschützte Frau nichts erfahren von dem, was die Judennot ist, auch wenn sie keine sehr weiche Dame ist. Die gute Tradition der jüdischen Familie, die ein Stück Heiligtum ist, sich möglichst fern von den Aufregungen und dem Lärm der Strasse halten, diese Tradition ersetzt hier die Wohlhabenheit. Diese Fürsorglichkeit suppliert den Reichtum und erklärt die Indolenz.

Nun, wie soll das anders werden? Sollen wir ihnen wünschen, dass sie die Unannehmlichkeiten kennen lernen, sollen wir diesen zu geschützten Frauen eine „Verrujenierung" und Verelendigung wünschen, damit sich ihr Sinn für das Grosse und Notwendige des Zionismus erschliessen. So rabiate Mittel möchte ich nicht anwenden, selbst wenn sie in meiner Gewalt ständen. Uebrigens wäre diese Frau dann in der Situation derjenigen, die verstehen, aber nichts tun können. So haben wir dieses französische Adagio in einer Form vor uns. Sie wissen, wie der alte Scherz lautet:

Si jeunesse savait,
si vieillesse pouvait.

Wir müssen das so variieren: Si richesse savait . . .

Das ist die Frage, die vor uns liegt. Die Armen können nicht, und die Reichen wissen nicht.

Für unsere notunwissenden Frauen wäre es also nützlich, einen Ersatz zu finden für die harte Schule des Lebens, für die Erfahrung draussen, welche ihren Sinn öffnen soll für die zionistische Bewegung. Ich glaube, dass sich ein solches Mittel finden müsste. Ich glaube, dass wir die Frauen nicht nur durch ihre eigene Not, sondern auf andere Weise für diesen Gedanken, den wir für sehr menschenfreundlich halten, erwärmen können.

Dieser Weg wäre der Weg der Poesie, der Kunst, mit einem Worte: der Schönheit.

Es wäre gut und es wäre wirksam, die geschützten Frauen darauf aufmerksam zu machen, dass der Zionismus ein Element von grosser Schönheit enthält und dass es eine alte Goldader der jüdischen Poesie bedeutet, wann immer sich die Zionslieder in verschiedenen Formen aus den Seelen unserer Dichter losgerungen haben. So wäre den Frauen zu zeigen, dass in diesem Zionismus, der heute wie eine neue Mode auftaucht, dennoch eine Schönheit enthalten ist, die unvergänglich und jung ist.

Diese Arbeit, glaube ich, wird die Dichtkunst zum Teile für uns tun, die Dichtkunst, welche ja schon seit Jahr und Tag den Spuren des Zionismus folgt. Angeregt von den Aussenstehenden viel sichtbareren Schönheiten des Zionismus haben sich bereits christliche Dichter gefunden, welche den Zionismus besingen. Einer der ersten war der französische Schriftsteller de Bouhelier, dessen poetische Skizze vor einiger Zeit in der „Welt" erschienen ist. Es war in dem Gedicht eine Stelle, wo er von den weissen Mauern spricht, die sich im Mittelmeere spiegeln und wo er eine Vision einer zukünftigen Kultur sieht. Es ist dann in einem Roman des Fürsten Wrede ebenfalls der Zionismus vorübergerauscht. Kürzlich ist auch in einem Liederbuche das Börries Freiherrn von Münchhausen, das ein Jude namens Mosche Lilien illustriert hat und das „Juda" heisst, wieder die Schönheit der jüdischen Wiedergeburt verherrlicht worden. Ich denke nun, da wir in den Jahren des Verfalles, welche man merkwürdigerweise die Jahre der Emanzipation, der Erhebung, nennt, da wir in diesen Jahren die Gewohnheit angenommen haben, dem nachzulaufen, was andere sagen, dass solche künstlerische Ereignisse eine Wirkung üben können. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, dass durch die Gesellschaft, in die man gerät, wenn man den Zionismus schön und gut und gross findet,

auch bei uns auf dem Wege des Snobismus eine Propaganda für den Zionismus Platz greifen kann.

Jede Frau ist der Mittelpunkt eines kleineren oder grösseren Kreises. Sie kann in diesem kleinen Kreise vieles wirken, sie kann Schülerinnen erziehen, die Agitatorinnen, die wieder nach diesem Schneeballensystem Mittelpunkte von Gesellschaftskreisen werden, neue Kreise entwickeln, neue Schülerinnen ausbilden, so Jüngerin und dann Meisterin des zionistischen Gedankens. Diese können dann erzählen, was der Zionismus schon in der Zeit, wo dieser Gedanke noch arm und jung war und sich nur auf die Armen und Jungen gestützt hat, Schönes an sich hatte, und sie können darauf hinweisen, dass die weitere Blüte unter günstigeren Bedingungen noch viel mehr zur Verschönerung des Gedankens beitragen wird. Sie können durch das Leben, welches fort und fort angeregt und anregend um den Zionismus herum sich geltend macht, darauf hinweisen, dass das eine viel schönere Beschäftigung ist für freie Stunden und selbst für unfreie, wenn man sich mit dem jüdischen Gedanken vertraut macht und für ihn wirkt, als wenn man sich in leeren Kaffeegesellschaften gegenseitig die Ehre abschneidet oder wenn man sich beim Kartenspiel das Wirtschaftsgeld abnimmt und in allen möglichen unnützen Beschäftigungen die Zeit totschlägt. Das ist eine Form der Selbsterziehung und Selbsterhöhung, die zum Unterschiede von den müssigen Beschäftigungen auch den Kindern zustatten kommt. Denn eine Frau, die eine gute Zionistin ist, ist auch eine sehr aufmerksame und weitblickende Mutter. Ich sage nicht, eine gute, denn es gibt keine schlechte. Die Mutter muss verstehen, dass der Zionismus, wenn er gross und wichtig ist, er es insbesondere für die Kinder ist, weil ja diese die Bürger der Zukunft und jedenfalls dieser Zukunft sind, wie bald oder wie spät sie kommt. Wir haben diese Erziehung an uns selbst gespürt, indem wir uns in diesen Gedanken immer mehr vertieft haben. Eine Mutter, die den Zionismus versteht, wird ihn nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder pflegen. Es ist also ein

Zeitvertreib, der schön und nützlich ist, auch wenn man die Stunden daran wenden will, die der Erholung gewidmet sind.

Es sprechen übrigens alle Anzeichen dafür, dass die zionistische Bewegung immer mehr Anklang findet und dass sich diejenigen, die stets nur nach anderen schielen, immer weniger genieren, sich zu dieser früher verkannten und als schädlich angesehenen Bewegung zu bekennen. Ich kann mir ganz gut vorstellen, wie, wenn wir praktische, sichtbare, greifbare Erfolge aufzuweisen haben werden, es plötzlich eine Ehre sein wird, dem Zionismus angehört, für ihn gewirkt zu haben. Dann wird man mit ihm Karriere machen können, dann werden sich so und so viele Leute der Bewegung anschliessen, um vorwärts zu kommen. Ich wünsche dies lebhaft, weil wir uns ja nicht immer in Wolkengefilden herumtreiben wollen, weil es notwendig ist, dass auf eine Verlobung einmal auch die Hochzeit folge. Ein längerer Brautstand aber, glaube ich, ist für die Prüfung nicht schädlich, und Sie wissen, welch langen Brautstand das Judentum einmal durchgemacht hat, bevor es in das Gelobte Land einzog, Sie wissen, wie lange der weiseste aller Juden es durch die Wüste führte, um es dort zu läutern und zu reinigen.

REDE IM MAKKABÄER-KLUB
(LONDON)



REDE IM MAKKABÄERKLUB
(LONDON)

Wenn es wahr ist, dass Gott dem Menschen die Sprache gegeben hat, um seine Gedanken zu verbergen, so gilt dies für mich insbesondere von meiner englischen Sprache. Die Natur hat mir alles versagt, was dazu gehört, eine englische Rede öffentlich zu halten, namentlich den Akzent. Und ich gehöre nicht zu den glücklichen Leuten, die nicht wissen, wie schlecht ihre Aussprache ist. Ich weiss es leider.

Nun möchte ich aber meine Gedanken durchaus nicht verbergen, wenn ich zu Ihnen spreche, obwohl es auch Umstände gibt, wo man im Interesse der Sache nicht alles sagen kann. Es gibt ein Mass in den Dingen, und das muss ich heute und an diesem Orte um so eher einhalten, weil es ein neutraler Ort ist. Hier befinden sich Genossen und Gegner meiner Ansichten, und ich fühle die erste Pflicht, niemanden zu moquieren, der sich mit mir freundlich an einen Tisch gesetzt hat. Ich habe ja Ihre Einladung darum mit besonders innigem Danke angenommen, weil ich weiss, dass ich im Makkabäer-Klub Gegner habe und dass diese Gegnerschaft bei den Ideen stehen bleibt und sich nicht auf die Person erstreckt. Als sie mich vor fünf Jahren durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede auszeichneten, hatte ich noch manches nicht getan, womit Sie dann nicht einverstanden ge-

wesen sein mögen. Ich möchte nun nicht die Indiskretion begehen, in Ihrer heutigen Einladung eine nachträgliche Gutheissung aller meiner Reden und Handlungen zu erblicken, aber vielleicht gehe ich nicht zu weit, wenn ich annehme, dass Sie mich noch immer für wert halten, Ihr Ehrenmitglied zu sein.

Es gibt nichts, worauf ich stolzer sein könnte, wenn ich den Charakter und Zweck Ihres Klubs betrachte: „Das moralische und intellektuelle Niveau der Juden zu heben."

Ich habe in den letzten Jahren oft den Schmerz gehabt, von Juden angegriffen zu werden, offenbar nur darum, weil ich mich um jüdische Angelegenheiten kümmerte.

Hätte ich mich mit den chinesischen Angelegenheiten befasst, so würden mich die Chinesen angegriffen haben. Allerdings bin ich zu jüdischen Sachen etwas besser legitimiert. Aber danach wird bekanntlich nicht gefragt. Wenn ich nun also auch die Angriffe begreife, so habe ich doch Ursache, mich über ihre Heftigkeit und Ungerechtigkeit zu wundern, und ich habe das Bedürfnis, mich darüber bei meinesgleichen zu beschweren. Damit schliesse ich aber auch schon diese Bemerkungen, denn ich will den Frieden unseres Banketts nicht einmal durch die Erinnerung an den Hader der letzten Jahre trüben.

Im Gegenteile, es ist mein ehrlicher Wunsch, dass die Streitaxt zwischen Juden und Juden jetzt und für immer begraben werde. Um dies sagen zu können, war mir die Gelegenheit, im Makkabäer-Klub zu sprechen, besonders willkommen. Die Bewegung, der ich meine bescheidenen Kräfte widme, ist nicht nur darauf angewiesen, die Sympathien aller jüdischen Vereine zu gewinnen, sie ist auch dazu geeignet wie keine andere.

In der nichtjüdischen Welt hat es vielfach Erstaunen hervorgerufen, dass wir unter den Juden überhaupt Gegner finden

konnten, so sehr erschien das, was wir zur Lösung der Judenfrage vorschlugen, natürlich und selbstverständlich.

Ich will nun gerne zugeben, dass wir in der Präsentation unserer Sache manchen schweren Fehler begangen haben, dass wir zu undeutlich im Reden, zu ungeschickt im Handeln waren, dass wir die Verdienste derjenigen, die vor uns oder gleichzeitig mit uns für die Interessen des Judentums tätig waren, nicht dankbar genug anerkannten.

Alle diese Missverständnisse und Differenzen müssen aber selbstverständlich in einem Augenblicke zur Ruhe kommen, wo wir möglicherweise vor einer Wendung im Schicksale des jüdischen Volkes stehen.

Meine verehrten Freunde und Gegner! Sie werden ohne weiteres verstehen, wie schwer es für mich ist, gerade über den Punkt zu reden, dessen Erörterung Sie jetzt vor mir erwarten. Es ist eine Gefahr vorhanden, wenn ich zu viel sage, und eine Gefahr auch, wenn ich zu wenig sage. Ich habe manch ungünstige Erfahrung mit den Auslegungen meiner Worte gemacht. Mein Gewissen ist ganz frei davon, dass ich trügerische Hoffnungen bei den Massen unserer Anhänger erweckt hätte, und doch ist mir auch dies vorgeworfen worden. Ich habe niemals Wunder versprochen, sondern nur die Selbsthilfe als den Weg der Erlösung bezeichnet.

Ich sagte: „Rechnet nicht auf fremde Hilfe, rechnet auch nicht auf die Wohltäter oder auf das Weichwerden der Steine, denn die Wohltäter geben höchstens demütigende Almosen, und die Steine werden nicht weich. Auf sich selbst muss ein Volk, das sich erheben will, seine ganze Rechnung stellen."

Auf diese Art haben wir bekanntlich unseren mühseligen Weg begonnen. Es gab schlechte und gute Momente — Augenblicke,

in denen man verzweifelt, und Augenblicke, in denen man wieder hofft. In einem solchen guten Moment, im Herbst 1898 war es, dass ich hier in London meinen Brüdern im Eeastend sagte, dass ich die Verwirklichung unserer Hoffnungen für nahe bevorstehend halte. Das hätte ich nicht sagen sollen. Man fiel über mich her wie über einen Charlatan. Das Urteil wird aber eine spätere Zeit sprechen, der alle Beweismittel vorliegen werden. Dann wird man sehen, wie wahr ich auch damals gesprochen und was dazwischen gekommen ist.

Aber Urteile, die man in dreissig oder fünfzig Jahren über uns sprechen wird, trösten uns nicht vollkommen über die Miseren des Augenblickes, und die Nachwelt hat den grossen Fehler, dass wir sie nicht geniessen können, selbst wenn sie nicht unangenehm für uns ist.

Darum habe ich mir damals fest vorgenommen, nie mehr eine Hoffnung zu erwecken, auch wenn ich die allertriftigsten Gründe dafür habe.

Uebrigens gestehe ich, dass die Gegner der verfrühten Mitteilungen doch auch einigermassen Recht haben. Es ist besser, wenn die armen Leute etwas länger warten, als wenn sie etwas zu früh aufbrechen. In alledem stecken ja grosse Verantwortungen, und je ernster meine Freunde und ich es mit der Sache meinen, um so behutsamer müssen wir sein. Und ich gehe weiter. Wenn ich, durch meine Erfahrungen gewitzigt, noch eine halbe Stunde vor dem ersehnten Abschlusse nicht sagen würde: „Erreicht", so kann es sich aber auch noch aus Nützlichkeitsgründen ereignen, dass wir sogar eine halbe Stunde nach vollzogenem Abschlusse nichts publizieren.

Sie sehen, meine Herren, ich bin mir über die Gefahren des Zuvielsagens klar geworden, aber es gibt auch eine Gefahr im Zuwenigsagen. Und es ist die, dass man dann glauben kann,

es gebe überhaupt gar nichts zu sagen. Besonders bei einer Gelegenheit, wo man von jemandem erwartet, dass er den Mund nicht nur zum Essen aufmachen werde, schickt es sich beinahe, etwas zu sagen. Und nicht nur die Anwesenden meine ich, sondern auch die entfernten Stammesgenossen auf dem Kontinent und in anderen Weltteilen, die den Bericht über uusere heutigen Unterhaltungen in den Blättern lesen werden, in Blättern aller Sprachen — ich glaube, alle stellen dieselbe Frage: „Was gibt es Neues?"

Meine letzte Reise nach Konstantinopel und der ungemein ehrenvolle und gütige Empfang, durch den ich dort ausgezeichnet wurde, rechtfertigt allerdings diese Frage.

Ich will darauf antworten. Es wird Sie nicht übermässig wundern, wenn ich nach jüdischer Art auf die Frage mit einer Frage antworte. Wenn aber Sie, die Anwesenden, meine fragende Antwort hören, wenn die Fernen sie lesen, richtet sich vor Ihnen vielleicht die ganze jüdische Frage in ihrem Elend und in ihrer Majestät auf.

Meine Frage, meine jüdische Frage, die jüdische Frage lautet: „Seid Ihr bereit, für eine historische Hilfe, die man Euch bringt, Euch erkenntlich zu zeigen? Seid Ihr bereit, demjenigen beizustehen, der Euch beistehen will? Wie gross, wie rasch ist Eure Bereitschaft?" Gerade die Praktischen, die Rechner, die Zähler und Wäger können sich am wenigsten wundern, wenn die Frage so formuliert hervortritt: Do, ut des! Hand wird nur von Hand gewaschen — wenn Du nehmen willst, so gib!

Ich spreche, wie Sie bemerken, von Geld, obwohl ich nie ein Geschäftsmann war und nie einer sein werde. Ich spreche von Geld, und da ist es vielleicht meine einzige Entschuldigung, dass ich von viel Geld spreche. Denn mit ein paar Groschen wird sich die Sache nicht machen lassen. Hier scheint nun eine

Schwierigkeit zu liegen, denn wir haben gegen uns die satte Ironie der Leute, die in der Welt nichts anderes kennen als Zinsen und Zinseszinsen. Dabei erinnere ich mich der witzigen Bemerkung eines Bankiers, der mir einmal sagte: „Wenn Sie Geschäftsleuten ein Geschäft vorschlagen, das einen moralischen oder ideelen Beigeschmack hat, so werden Sie immer dem grössten Misstrauen begegnen!"

Vielleicht hat er Recht. Vielleicht ist das Moralische eine schlechte Empfehlung bei Leuten, die es nicht kennen. Aber wenn das Geld nicht bei den Oberen zu finden sein sollte, die Unteren werden es hergeben. Und darum spreche ich es hier über diesen gastlichen Tisch zum Fenster hinaus.

Wir brauchen in der nächsten Zeit ungefähr zwei Millionen Pfund. Wie sie sich erinnern, war dies der Betrag, den meine Freunde und ich bei der Schaffung des finanziellen Instrumentes unserer Bewegung, des „Jewish Colonial Trust" in London, verlangten. Das Resultat hat damals den Erwartungen nicht entsprochen, obwohl genug Geld einging, um die Eröffnung des „Jewish Colonial Trust" zu ermöglichen. Wenn das jüdische Volk meinen heutigen Aufruf hört und zu dem, was der „Jewish Colonial Trust" bereits in seinen Kassen hat, nur noch anderthalb Millionen Pfund hergibt, so werden wir weitergehen können.

Die Sache bringt es mit sich, dass ich vom Gelde sprechen muss, und zwar als von der augenblicklich wichtigsten Sache. Aber in diesem Kreise von Philosophen und Künstlern, Dichtern und Gelehrten wird es mir gestattet sein, auch mit einem Wort nach den heimlichen und tiefsten Gründen der neuen jüdischen Bewegung hinzuweisen.

Auch um das Eisen aus dem Schosse der Erde zu holen, ist Gold erfordert worden. Schien es nicht, als wäre das ein theoretischer Tausch? Eisen, etwas Wertloses, gewiss kein edles Metall!

Aber der Mensch hat seine Arbeit und Gedanken dazu gegeben, und siehe, das schlechte Metall verwandelt seine Gestalt: es wird Schiene und schlingt sich als Band von Land zu Land, es wird Werkzeug und Maschine, Säule und Traverse, es schwingt sich als Brücke über den Strom und gleitet trotz seiner Schwere als Schiff über das duftende Meer nach neuen und alten Gestaden.

Es handelt sich in unseren Tagen nicht mehr darum, kriegerische Makkabäer auf die Beine zu bringen — nein, Makkabäer der Arbeit, der geistigen und körperlichen Arbeit.

Und darum wage ich zu glauben, dass auch diejenigen unter Ihnen, meine Herren, die ursprünglich nicht mit uns waren, sich uns noch anschliessen werden. Denn das Ziel, nach dem wir streben, ist die Erfüllung der höchsten Bestimmungen unseres Volkes.



FÜNFTE KONGRESSREDE



FÜNFTE KONGRESSREDE

Geehrte Kongressmitglieder!

Wir versammeln uns heuer zum fünftenmale — zum viertenmale in Basel — wo unsere Bewegung mit einem von uns aufrichtig bedankten Wohlwollen angesehen wird. Es darf auch gesagt werden, dass die Gastfreundschaft für eine Bewegung, welche Notstände lindern will, den alten Ruhm dieser Stadt nur noch vermehrt hat.

Schon ist manches, was uns schwer war, halb vergangen und anderes halb erreicht. Eines aber lassen Sie mich vor allem begrüssen: dass wir uns in Treuen wieder zusammenfinden und dass die Jahre unsere Begeisterung für ein schönes Ziel nicht abgekühlt haben. Der Tod hat uns manchen guten Mann fortgenommen. Alter, körperliches Leiden oder Berufspflichten haben mehrere verhindert, aber auch sie sind im Geiste anwesend. Die in anderen Weltteilen Wohnenden konnten in dieser Jahreszeit nicht leicht reisen, aber auch solche sind erschienen, und neue Mitarbeiter sind uns in erfreulicher Weise zugewachsen, nicht nur Juden! Es geschieht nicht in der Verblendung eines Parteimenschen, wenn ich sage, dass die aus anderen Konfessionen und Nationen herankommenden Helfer zu den Besten und Edelsten gehören. Es sei gestattet, die Worte zu zitieren, die der englische Dichter Hall Caine vor kurzem in einer Versammlung

in London sagte: „Wenn ich selbst ein Jude wäre, so wäre ich auf diese Tatsache höchlich stolz — stolz darauf, zu einer alten Rasse zu gehören, die einige der grössten Männer hervorgebracht hat; stolz auf eine Nation, die noch immer einen starken Anteil an den Weltangelegenheiten hat, obwohl sie weder Thron, noch König, noch Soldaten, noch auch einen Zollbreit Erde ihr eigen nennt; stolz auf eine Literatur, die in der Heiligen Schrift eine Erhabenheit erstieg, unerreicht von anderen Meisterwerken des menschlichen Geistes; ich wäre stolz auf die Gelegenheit, mich an einer Anstrengung zu beteiligen, welche Palästina aus dem Zustande einer dürftigen Wüste zu einem Lande von reicher Fruchtbarkeit und Wohlfahrt erheben soll; stolzer als alles aber würde mich die grosse Möglichkeit machen, die jetzt vor den Juden liegt: dass sie nämlich für die Armen und in manchen Ländern Gedrückten ihres Volkes tätig sein können, um die gewaltige religiöse Hoffnung zu verwirklichen, die sie aufrecht erhalten hat dreitausend grausame Jahre hindurch!"

So redet ein Christ! Diese Sprache, die ihn ehrt, würde aber uns nicht ziemen. Wir haben eine sittliche Pflicht einfach zu erfüllen. Die Schwachen haben ein Recht auf die Hilfe der Stärkeren. In welcher Form wir uns diese Hilfe denken, das haben unsere früheren Kongresse dargetan, und auch dieser wird hoffentlich Aufklärung über die Gerechtigkeit unserer Wünsche und die Loyalität unseres Vorgehens verbreiten. Die Judenfrage kann nur von den Juden selbst gelöst werden, das ist unsere Ansicht.

Aus diesem Grundsatze ergibt sich logisch alles Weitere. Wir haben uns darum von den früheren Methoden abgewendet. Wir haben nicht durch Schimpfereien zu beweisen versucht, dass wir feinere Leute seien. Wir haben auch nicht in unbestimmten Predigten auf die nahe bevorstehende Verbrüderung aller Menschen hingewiesen. Wir wollen uns ferner nicht eine andere Nationalität als Maske vorbinden. Und endlich arbeiten wir nicht

auf den Umsturz aller Dinge hin. All dies ist unsere Sache nicht. Wir glauben vielmehr, dass in der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung die Mittel zur Lösung der Judenfrage zu finden sind.

Was man von Leuten, die sich an die Lösung einer grossen Frage heranwagen, vor allem verlangen dürfte, ist sowohl ein genügender Ernst als auch die Ruhe in der Beurteilung der gegebenen Verhältnisse. Diese Verhältnisse sind traurig, aber mit Jammern allein kommt man nicht vom Fleck. Wenn wir uns fähig zeigen, zur Tat fortzuschreiten, so kann uns die Mitwirkung vieler rechtschaffener Menschen nicht fehlen. Anzeichen dafür sind in Fülle vorhanden. Es muss sich ja auch jedem Unbefangenen die Erkenntnis aufdrängen, dass wir eine endgültige Lösung vorschlagen. Heute ist das jüdische Proletariat nicht nur das ärmste und unglücklichste, sondern auch das unruhigste und am meisten beunruhigende. Haufenweise ist es fortwährend auf der Wanderung begriffen, aus einem Elend in das andere, und wie gross muss das bisherige Elend sein, wenn sie sich den Verzweiflungen einer solchen Wanderung aussetzen, um ein neues Elend aufzusuchen. Dieses Proletariat sesshaft und arbeitsam zu machen, wäre schon an und für sich eine hohe Aufgabe, abgesehen von jeder nationalen oder religiösen Richtung. Sie wissen, dass an der Aufgabe sich schon vor uns manche versucht haben, mit gutem Willen, auch mit grossen materiellen Mitteln. Sie wissen aber ebenso, dass die Versuche fehlgeschlagen sind. Warum? Weil jene von einem unrichtigen Prinzipe ausgingen. Sie meinten: im Anfang sei das Geld. Nein! Im Anfang ist die Idee. Für Geld bekommt man Mietlinge, ein Volk lässt sich so nicht aufraffen. Dies kann nur eine Idee zuwege bringen. Sie hat es zuwege gebracht.

In unserer Kritik der früheren Versuche müssen wir uns aber vor Hochmut hüten. Tatsächlich stehen wir zu den früheren Zionisten nur in dem Verhältnisse von Leuten, die moderne Ver-

besserungen an einer unbrauchbaren alten Maschine anbringen. Ehrwürdig ist die alte Maschine, doch — sie gehört ins Museum. Wir würden unseren Gegensatz schon aus Pietät für die Vorläufer und Gesinnungsverwandten nicht so scharf betonen, wenn die ungenügenden Ergebnisse jener Versuche nicht als Argument gegen uns geführt würden. Die wohltätige Kolonisation ist gescheitert, die nationale wird gelingen.

Wenn man uns aber fragt, was wir mit den Ansiedlern anfangen wollen, so sind wir nicht in Verlegenheit. Wir wollen sie zu Bodenständigen, zu wirklichen Landsassen machen. Sie sollen auf der Scholle, von der Scholle leben, nicht besorgt als kraftlose Händler nach dem Marktpreise auslugen. Den Markt sollen sie nur mit den Erzeugnissen aufsuchen, die sie über den Eigenbedarf hinaus haben. Jede Ansiedlung soll sich nach den Grundsätzen, die uns Erfahrung und Wissenschaft heute schon an die Hand geben, als landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft selbst verwalten. An diese Grundsätze werden wir anknüpfen müssen, wenn wir mit Gottes Hilfe die öffentlich-rechtlichen Sicherheiten unseres Programms erlangen. So lassen sich die Grundlagen bereiten für die dauernde Ruhe, nach der sich das so viel umhergehetzte Volk der Juden mit solcher Inbrunst sehnt

Was sich auf diesem breiten festen Unterbau einer arbeitenden landwirtschaftlichen Bevölkerung erheben wird, welches moderne und wohnliche Gebäude, das wird vom Volke selbst abhängen, nachdem wir ihm die Selbstbestimmung seiner Geschicke verschafft haben werden. Für alle Kräfte des Judentums gibt es dort Verwendung, für die ungelernten wie für die höchstgebildeten. Nicht mehr wird es nötig sein, Judenkinder vom Schulbesuche auszuschliessen, wie es an manchen Orten heute geschieht. Und es sei als ein Zug erwähnt, der den Juden vielleicht nicht zur Unehre gereicht, dass sie die Beschränkung des öffentlichen Unterrichts als die grösste der jetzigen Grausamkeiten empfin-

den. Von anderen Bedrückungen wollen wir gar nicht sprechen, weil unser Kongress nicht zu einer neuen Klagemauer werden soll. Nicht klagen, sondern schaffen müssen wir, müssen es um so mehr, als die bisherigen Vertreter der jüdischen Interessen sich unfähig gezeigt haben, etwas zu leisten. Bettelgaben schenken heisst nicht helfen. Die Almosen sind nur das Band, welches die arbeitscheuen Reichen mit den arbeitsscheuen Armen verbindet. Diese beiden Kategorien stellen aber nicht das ganze jüdische Volk vor.

In den letzten Jahren ist freilich noch eine Art von sogenannter Hilfe hinzugekommen: Die Verschiffung der Entwurzelten von Europa nach der neuen Welt. Mit anderen Worten: Die Entdeckung von Amerika. Leider kam diese Entdeckung etwas zu spät. Amerika will von armen Einwanderern nichts mehr wissen, ebenso wenig wie England. Auch in Amerika gibt es bereits ein grosses jüdisches Elend. Auch in Amerika hat sich die Erkenntnis durchgerungen, dass die von uns vorgeschlagene Lösung die richtige ist. Beweis dafür die wachsende Anzahl der zionistischen Vereine, die sich in langer Kette vom Norden Nordamerikas bis nach dem Süden Südamerikas, von Kanada bis Argentinien zieht. Nur in gewissen jüdischen Kreisen Westeuropas will man alles eher einsehen als die Wahrheit, dass wir Recht haben.

Von unseren Gegnern wird behauptet, es gäbe unübersteigbare politische Hindernisse, aber das lässt sich auch vom kleinsten Hindernis sagen, wenn man keine Lust hat, es zu übersteigen. In diesen fünf Jahren konnten wir, da wir alle Zeichen ruhigen Blickes betrachteten, nicht bemerken, dass wir die Völker und Regierungen gegen uns hatten. Im Gegenteil. Wenn da und dort freundlichere Töne für die Juden laut wurden, so ist es dem Zionismus zu verdanken. Und auf der anderen Seite müssen auch Regierungen und Völker dem Zionismus Dank wissen, dass er als Löser und Versöhner den Ausweg zeigt, den Ausweg, auf dem man mit der Judenfrage ohne Barbarei,

ohne mittelalterliche Grausamkeit, vielmehr in hohem Frieden fertig wird.

Zunächst aber müssen wir natürlich fragen, wie man in der Türkei, wie der souveräne Herrscher über uns denkt. Ich hatte im Mai dieses Jahres die Ehre, von Seiner Majestät dem Sultan Abdul Hamid in längerer Audienz empfangen zu werden. Die Güte und Herzlichkeit dieses Empfanges hat mich mit den besten Hoffnungen erfüllt. Ich gewann aus den Worten und dem Verhalten Seiner Majestät die Ueberzeugung, dass das jüdische Volk an dem regierenden Khalifen einen Freund und Gönner hat. Der Sultan hat mich ermächtigt, dies öffentlich mitzuteilen. Mögen es denn die Juden der ganzen Welt erfahren, mögen sie auch verstehen, welche Aussichten für sie in dieser Tatsache enthalten sind, und mögen sie endlich bereit sein zur Aktion, durch die sie sich selbst helfen und zu neuem Aufblühen des türkischen Reiches beitragen können.

Geehrte Kongressmitglieder!

Wir, Ihre Beauftragten, sind mit unserer ersten Arbeit fertig. Wir sind gleichsam die Mechaniker gewesen, die eine elektrische Anlage herzustellen hatten. Wir haben die Maschinen gebaut, welche Kraft in Strom verwandeln können; wir haben auch die Leitungsdrähte gelegt, öfters an Stellen, die vorher unzugänglich erschienen. Damit ist unser bescheidenes Werk auch getan. Ueberblicken Sie es heute!

Die Hauptsache in unserer Anlage war dieser Kongress, ein Vertretungskörper für die in aller Welt Zerstreuten, eine jüdische Tribüne, deren Ansehen von Jahr zu Jahr gestiegen ist, dank dem Ernst und den redlichen Absichten der Männer, die hier zu Worte kamen. Von hier gehen heute schon Losungsworte aus für die ganze Diaspora. In allen Ländern Europas, in Nord- und Südamerika, in Nord- und Südafrika, bis nach Sibirien, Indien

und Australien gibt es heute zionistische Vereine mit dem Baseler Programm. Heuer zum erstenmale findet überall beinahe gleichzeitig eine Kundgebung statt: Der Weltzionistentag. Viele Hunderttausende von Juden nehmen daran teil.

Durch unsere Vereine ist ein unerwartetes Leben ins Judentum gekommen. Es gibt zahllose einzelne Anstrengungen, die zusammen etwas Mächtiges darstellen. Die geistigen und moralischen Wohltaten des Zionismus sind schon heute sehr bedeutend, das können auch unsere Gegner nicht bestreiten. Schon ist eine Plejade von Dichtern, Künstlern und Gelehrten durch unsere Idee aufgerufen und begeistert worden. Wunderbar genug: Es sind, wie wir gesehen haben, nicht nur Juden. Das ist der Beweis, dass wir allgemein Menschliches verkünden und erstreben. Und schon fallen Lichtstrahlen in manchen dunklen Winkel unserer Armen. Toynbee-Hallen, Volksbildungsheime entstehen an vielen Orten. In Schule und Haus erhebt sich wieder ein Ideal vor der Jugend. An den Universitäten ist in die Studenten ein neuer Geist gefahren. Arbeiter und Handelsangestellte kommen zu höheren Diskussionen zusammen. Daneben wird die körperliche Ausbildung in Turnvereinen, die Geselligkeit in Gesangvereinen gepflegt. Genossenschaften zur gegenseitigen Unterstützung entstehen. Dies alles im Zeichen des Zionismus. Aber wir können die Anstalten nur einrichten — das Volk selbst muss sie weiter erhalten und ernähren.

Und dies gilt vor allem auch von dem finanziellen Instrumente unserer Bewegung. Die Jüdische Kolonialbank in London ist heute aktionsfähig. Die Gegner haben ihr im vorhinein viel Uebles nachgesagt. Aber es gab da weder Gründergewinne noch Tantiemen oder irgendwelche Vorteile für den Aufsichtsrat, und die Verwalter haben kein anderes Bestreben als die Sicherung der gesellschaftlichen Habe gegen alle Gefahren. Wir müssen auch fernerhin dafür sorgen, dass dieses Gut mit der grössten Gewissenhaftigkeit gehütet werde, sparsam und lieber zu ängstlich als zu

mutig. Der Kongress übt die Aufsicht durch seine freigewählten Organe aus, und darin liegt der Wert der Einrichtung. Es muss über die Verwaltung öffentlich Rechenschaft gelegt werden. Die Mittel, welche für den Volkszweck da sind, können nicht durch die Launen oder Fehlmeinungen einzelner Personen für etwas anderes verwendet werden. Dieses Finanzinstitut muss nach den vom Kongresse vorherbestimmten Grundsätzen und mit der Sorgfalt eines guten ängstlichen Familienvaters geleitet werden. Und jetzt, da es existiert, können wir auch an die Ausführung des Planes schreiten, den unser verewigter Freund, der Heidelberger Universitätsprofessor Schapira, dem ersten Kongresse vorgelegt hat: die Schaffung des Nationalfonds. Die Kolonialbank in London wird die Depotstelle sein. Sie werden im Verlaufe unserer Verhandlungen den neuen Entwurf kennen lernen und darüber beschliessen. Das Volk soll nicht nur Stifter, sondern auch der dauernde Herr dieses Zweckvermögens sein. Dadurch sind willkürliche, von den Absichten des Stifters abweichende Verwendungen ausgeschlossen.

So können wir in einem gewissen Sinne sagen, dass wir mit unserer ersten Aufgabe fertig sind. Die Institutionen sind vielfach nur angedeutet und verbesserungsfähig, aber sie sind vorhanden. Das jüdische Volk kann sie ausbauen, verstärken und benützen, wenn es will. In allem haben wir uns bemüht, Unpersönliches einzurichten. Nur das hat Dauer. Kein einziger von uns ist heute mehr unentbehrlich. Wer immer von uns verschwinde oder aus den Reihen falle, die Sache geht weiter.

Wie schnell oder wie langsam die von uns vorbereiteten Wirkungen eintreten werden, das können wir nicht bestimmen. Von uns hier hängt es nicht ab. Wir konnten nur die Anlage herstellen, die Kraft können wir nicht liefern. Die Kraft muss vom jüdischen Volke geliefert werden — wenn es will.

DÄUMERLE UND BÄUMERLE



DÄUMERLE UND BÄUMERLE

Vor der Stadt, wo jetzt Villen wie lauter Schlösschen in grünen Gärten liegen, ging eines schönen Tages Däumerle mit Bäumerle spazieren. Damals, es sind an die dreissig Jahre her, waren dort Aecker, welche nur das wechselnde Kleid der Jahreszeiten trugen.

Däumerle und Bäumerle — sie hiessen eigentlich anders, aber für unsere Erzählung wird es genügen, wenn wir sie mit den Spitznamen benennen, die sie einst als Knaben erhielten. Nach einiger Zeit ist es ohnehin gleichgültig, wie sie oder auch wie wir geheissen haben.

Die Jungen in der Schule sehen oft schon den ganzen Menschen voraus, wenn sie einen Genossen mit seinen Eigenschaften hänseln. Es gehört im Grunde nicht viel dazu, in einem Kalbe den Ochsen zu erraten. Die Spottnamen Däumerle und Bäumerle hatten übrigens keine tiefere Bedeutung. Däumerle war kurz, ein richtiger daumenlanger Hans, und Bäumerle war mager, hochaufgeschossen, ein Stecken, der ein Baum werden will. Aus dieser Jugendzeit der beiden Bursche hat sich die Geschichte erhalten, wie sie den damals noch ganz dunklen Erdteil Afrika durchqueren wollten. Sie besassen zusammen zehn Gulden. Diesen Reiseschatz schieden sie in zwei gleiche Teile. Für die eine Hälfte wurden Glasperlen von verschiedener Farbe angekauft, weil jeder weiss, dass man dafür bei den wilden Völkerschaften alles be-

kommt; für die andere Hälfte aber Wurst als Wegzehrung. Die Würste waren Däumerles geistiges Eigentum, die Glasperlen hatte Bäumerle durchgesetzt, von dem auch der Plan zur Entdeckungsreise ausgegangen war. Sie kamen nur bis ans Ende der letzten Wurst. Dann mussten sie zu den väterlichen Prügeln heimkehren. Däumerle verschwor es gekränkt, jemals wieder einen Erdteil zu entdecken. Bäumerle gelobte sich, das nächste Mal nur Perlen mitzunehmen, weil man bei diesem Versuche zu sehr von der Wurst abhängig gewesen. Man muss aus den Erfahrungen lernen. Im übrigen war der lange Bäumerle in den Schuljahren viel glücklicher als der kurze Däumerle. Denn Bäumerle freute sich immer auf die Ferien, also zehn Monate hindurch, und nur in den freien Wochen war er schrecklich verstimmt, weil er das bevorstehende Lernen lästig empfand. Däumerle aber litt stündlich unter der Bildung, und jauchzte, wenn sie unterbrochen wurde.

Später hatten sie merkwürdige Abenteuer. Wenigstens meinte der Kurze, seine Erlebnisse kämen zum ersten Male in der Welt vor. Dasselbe hielt der Lange von den seinigen. Däumerle lernte als junger Mann ein schadhaft gewordenes Mädchen kennen, doch weil es eine kleine Mitgift hatte, nahm er es eilig zum Weibe. Der Entschluss reifte plötzlich in ihm nach einer Beratung mit seinem Freunde. Dieser hatte sich nämlich entschieden gegen eine solche Ehe ausgesprochen. Däumerle hegte eine so geringe Meinung von ihm, dass er das für unbedingt vernünftig hielt, wovon der Unpraktische abriet. Aber Däumerle war ein grosser Bereuer, und als er erst in der Ehe war, seufzte er oft und oft: „Ach, Bäumerle hatte recht! Ach, Bäumerle hatte recht!"

Und Bäumerle handelte auch so, wie sein Rat gewesen war. Er heiratete nicht in der Geschwindigkeit ein hübsches Lärvchen oder ein Säckchen Geld. Er überlegte, er prüfte, wenn die Gelegenheit oder die Versuchung an ihn herantrat.

Es begab sich einmal im Frühling, dass sie miteinander spazieren gingen. Bäumerle philosophierte, wie es seine Gewohnheit war. Da sprach er zu seinem vom ehelichen Schicksale gedemütigten Freunde: „Man nimmt eine Frau nicht nur für die Honigwochen, sondern für alle folgenden Tage und Nächte des Lebens. Wer also richtig wählen will, der wird sich nicht das Mädchen, sondern dessen Mutter ansehen."

Däumerle hatte aber zufällig an diesem Tage zu Hause keinen Verdruss gehabt und war gut gelaunt. So sagte er: „Dann heirate gleich Deine Schwiegermutter, wenn sie Witwe ist."

Darauf entgegnete Bäumerle weise: „Mein Lieber, jeder heiratet seine Schwiegermutter. Er bemerkt es nur im ersten Augenblicke nicht. Mir kann das freilich nicht passieren. Ich habe mir angewöhnt, die Menschen nicht allein darauf anzusehen, was sie gerade jetzt sind, sondern auch auf ihre künftige Gestalt."

„Donnerwetter!" rief Däumerle. Aber es wurde nicht klar, ob dies der Weisheit seines Freundes galt oder einem vorüberrauschendem Weiblein, dem er stark nachschielte.

„Ja wohl," fuhr Bäumerle fort, „ich bin so weit. Ich glaube, es ist selten, dass ein Mensch es so weit bringt. Ich kann mir die Zukunft vergegenwärtigen."

„Und wenn schon!" warf Däumerle ein.

„Oho! Du wirst mir erlauben: das ist sehr viel. Ich sehe im Knaben den Mann, im Manne den Greis."

„Und was hast du davon?"

Bäumerle fand nicht gleich die Antwort: „Was ich davon habe? Erlaube, erlaube! Es ist doch immerhin gut, wenn man die Dinge voraussieht."

„Wozu ist es gut?“ fragte unerbittlich der andere.

Jetzt hatte Bäumerle die siegreiche Erwiderung: „Dazu, dass man nicht in die Grube fällt, — wie es einem meiner Bekannten geschehen ist, welcher gern auf die nächsten Vorteile hineinspringt.“

Däumerle schlug die Augen nieder und stampfte geärgert weiter. Nach einer Weile begann er von anderem zu reden: „Findest du nicht, dass es hier in den engen Gassen übel riecht?“

„Gewiss finde ich es,“ bestätigte Bäumerle freundlich. „Mir scheint, es kommt daher, dass die Leute im Frühjahr die Fenster aufmachen. Da strömt die schlechte Luft aus den Wohnungen heraus auf die Gasse. Die Menschen erzeugen so viele Gifte für einander.“

„Das ist wieder eine deiner Erklärungen,“ lachte Däumerle.

Aber der Lange war stehen geblieben und schaute mit starren Augen in die Ferne: „Komm, ich will dir etwas zeigen.“

Eben rumpelte ein Omnibuswagen an ihnen vorüber. Auf ein Zeichen hielt ein Kutscher die mageren Gäule an. Im vorderen Teile der Kutsche waren von den sechs Plätzen noch zwei leer. Däumerle, der Schwerenöter, kam neben eine junge Frau zu sitzen, deren angenehme Rundungen er bei jedem stärkeren Holpern des Wagens fühlen konnte. Ihm gegenüber das Fräulein hatte lachende Augen, Grübchen in den Wangen, und ihre Locken quollen unter dem Hütchen golden hervor. Flugs war er im Gespräche mit beiden, und sein Herz schwankte zwischen ihnen. Die Fahrt verging in glücklichster Weise.

„So, da wollen wir aussteigen,“ weckte des Freundes Stimme.

Däumerle schämte sich zu sagen, dass er im Wagen noch zu tun hätte. Ein verheirateter Mann! Also stieg er seufzend aus und legte seine Seele in den Abschiedsblick, der durch ein Lächeln der Frau und ein Erröten des Mädchens dankend bestätigt wurde.

„Die Fahrt ist dir wohl ziemlich lange vorgekommen?" bemerkte Bäumerle.

„Gar nicht. Und dir?"

„O, ich langweile mich nie. Ich stelle Betrachtungen über die Mitfahrenden an."

„Wie meinst du das?" fragte Däumerle etwas unsicher.

Aber der grosse Beobachter hatte wie gewöhnlich nichts gesehen. Er sagte: „Wenn ich mit mehreren Menschen beisammen bin, versuche ich mir vorzustellen, was mit ihnen geschehen wird. Eins ist sicher, und darauf lassen sich die schönsten Kombinationen bauen: dass sie alle sterben werden. In dreissig, vierzig, spätestens in fünfzig Jahren sind sie unter allen Umständen tot. Nimm an: wir sechs, die soeben in dem Kasten beisammen waren, wie weit voneinander werden wir liegen? Und wo?"

„Hör' auf!" sagte Däumerle. „Da wär' ich doch lieber mit den Frauenzimmern weitergefahren, als dass ich mir von dir solche Schrecknisse vormachen lasse."

„Feigling! Für mich ist der Tod ein Begleiter aller Stunden. Er ist der Dämpfer meiner Freuden, doch auch der Milderer meiner Schmerzen. Du kannst ihm nicht ausweichen, folglich gewöhne dich an ihn. Sieh', wir fuhren vorhin mit einem lieblichen jungen Mädchen . . . ."

„Kerl, du hast sie also auch bemerkt?“

„Ob ich sie bemerkte? Ich habe mich damit unterhalten, mir ihre Totenmaske vorzustellen. Wenn sie heute stürbe, wäre sie von idealer Schönheit. Ihre Linien sind so rein. Denke sie dir in dieser holden Jugend erstarrt. Kein Bildner könnte Edleres formen, als dieser bleiche Leib wäre. Aber so wundervoll wird sie nicht enden. Sie wird verdorren oder sich verfetten, und ihre letzte Maske wird hässlich sein . . . .“

„Genug!“ schrie der andere. „Wenn dich das unterhält, mich unterhält es gar nicht. Hast du mich da herausgelockt, um mich das Gruseln zu lehren? Nie wieder kriegst du mich dran.“

„Nein, nein,“ begütigte Bäumerle: „Ich hatte nicht diese Absicht . . . . Etwas anderes. Sieh dich um! Was erblickst du da hier?“

„Aecker,“ sagte Däumerle.

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts . . . Ja, dort sind die letzten Häuser der Stadt. Und hier möchte ich nicht allein herumgehen, wenn es finster wird.“

„Blöde Augen! Ich will dir die Zukunft zeigen!“

„Aber, bitte, nichts Gruseliges! Das vertrage ich nicht!“

„Sei unbesorgt! Ich will dir im Gegenteile das Leben zeigen, wo es am blühendsten ist. In einigen Jahren werden hier die feinsten Leute wohnen.“

„Hahaha, auf diesen Feldern? Ich sehe die Zelte noch nicht aufgeschlagen.“

„Wer spricht von Zelten? Hier werden reizende Häuser stehen, umgeben von Gärten. Du hast selbst wahrgenommen, wie übel es in den engen Gassen duftet. Die Menschen hocken zu dicht beisammen. Das bekommt ihnen nicht. Sie werden krank und sterben zu früh!"

„Schon wieder!"

„Entschuldige! Sagen wir lieber, sie leben nicht so gut und nicht so lange, wie sie könnten. Eine Pflanze, ein Tier braucht Luft und Licht. Ein Mensch auch. Die Stadt muss sich ausdehnen, sie muss, sie wird. Weisst du, wie ich diese leeren Felder nenne, auf denen sich mancher köstliche Bau erheben wird? Ich nenne sie: die Zukunft! Hier wird eine Stätte glücklicherer Menschen sein, von der Natur durchduftet, von der Kunst erhöht. Hier wird man die herrlichsten Anlagen machen, und billig."

„Billig!" murmelte der Kleine träumerisch.

„Jawohl, spottbillig. In der Stadt muss man erst ein Haus niederreissen, wenn man eines bauen will. Und die Plätze sind darum furchtbar teuer. Die Felder hier kosten beinahe gar nichts. Denke dir, wenn man den unglücklichen Mietsparteien der Stadt hier prachtvolle Wohnungen für dasselbe Geld oder billiger anbieten wird, so werden sie doch das Stückchen Weg nicht scheuen."

„Die Fahrt im Omnibus ist eher angenehm," erinnerte sich Däumerle. Ein Gedanke durchblitzte ihn bei den schwungvollen Worten seines Gefährten. Aber als ein praktischer Mann wollte er dessen Vermutungen zunächst in gute, feste, aufrechte Ziffern umsetzen: Das alte Misstrauen von der afrikanischen Reise her, die nur bis ans Ende der Wurst gegangen war. Die Berechnungen ergaben einen stattlichen Gewinn. Da erschrak Däumerle: Vielleicht wären auch schon andere Schlauköpfe auf

den grossartigen Einfall geraten. Man sollte doch der Sache augenblicklich nachgehen, und das taten sie ohne Säumnis. Der Bauer, dem die Felder gehörten, war bald gefunden. Sie wurden mit ihm eilig handelseins und bestellten ihn für den nächsten Tag zum Abschlusse des Vertrages in die Stadt. Däumerle hatte eine unruhige Nacht: ob der Bauer es sich noch überlegen würde. Nein, er kam. Der Handel wurde fertig.

Bisher war die Sache verhältnismässig rasch gegangen. Die Zukunft gehörte ihnen. Däumerle und Bäumerle hatten in ihrer Begeisterung alles, was sie besassen, an diese prachtvolle Unternehmung gesetzt. Nun galt es, die weiteren Mittel für den Ausbau des Gedankens herbeizuschaffen, und da begannen die Schwierigkeiten. Däumerle lief herum und suchte Genossen zu finden. Da kam er schön an. Das sei ein hirnverbrannter Einfall. Niemand werde sich so weit vom Mittelpunkt entfernen wollen. Er bemühte sich, den pathetischen Zug Bäumerles nachzuahmen und schwärmte von den Herrlichkeiten der Zukunft. Die praktischen Leute lachten ihn aus. Er sank in ihrer Achtung. Und in diesen vergeblichen Anstrengungen ergrimmte er allmählich wider den Narren, der ihn verführt hatte. Bäumerle zuckte hochmütig die Achseln: Der Unverstand der Mittelmässigen beweise gar nichts. Er zog Beispiele aus der Geschichte an. Damit beschwichtigte er seinen verzagenden Genossen eine Weile, bis die Tröstungen sich abnützten. Eine Zeit verging. Sie hatten ihr Besitztum nicht wieder gesehen. Da machte Däumerle in einer trüben Stunde den Vorschlag, ihre Zukunft zu besichtigen.

Wieder fuhren sie in einen solchen Rumpelkasten hinaus. Diesmal gab es keine angenehme Reisegellschaft, und es regnete, es war Herbst. Die Schuppen fielen Däumerle von den Augen. Ja, es war so weit. Es war unmöglich. Die Zukunft verwandelte sich wieder in leere, unbestellte Felder. Und es gab dann manchen heissen Streit zwischen den Freunden. Däumerle quälte den

anderen so lange, bis dieser einwilligte, die Zukunft wieder loszuschlagen. Das war nur mit einem erheblichen Verluste durchzuführen. Sie suchten den Bauer auf, und der liess sich bewegen, die Felder um die Hälfte des früheren Preises zurückzunehmen. Bäumerle behielt sich ein Fleckchen am äussersten Ende zurück, weil er dort für sich ein kleines Haus errichten wollte. Denn er, er glaubte unverbrüchlich an die Zukunft. Er fing auch an, es zu bauen.

Als es fertig war, zog er hinaus und hauste in der Einsamkeit. Zwischen ihm und der Stadt lagen die Felder, die nur das wechselnde Kleid der Jahreszeiten trugen. Wenn bei Däumerle nach ihm gefragt wurde, gab er die Antwort: „Vollständig übergeschnappt!" Sie sahen einander viele Jahre nicht. Indessen erschien am Rande der Stadt im folgenden Sommer ein anderer Wahnwitziger, legte sich einen Garten an und stellte in diesen hinein die erste Villa. Das Beispiel blieb jahrelang vereinzelt und sah lächerlich aus. Dann kam ein zweiter. Bald nachher tauchte eine Gruppe von Ansiedlern auf. Und als ihrer erst einige waren, nahm sich die Sache nicht mehr so verrückt aus. Die Mehrheit sagt uns immer, was vernünftig ist. Zum Schlusse waren diejenigen die gescheitesten Leute, welche die engen Gassen verliessen, um in der grüneren Freiheit zu leben. So geschah allmählich etwas Wunderbares. Die letzten Häuser schienen sich in Bewegung zu setzen, denn der Raum zwischen Bäumerles kleinem Hause und der Stadt wurde schmäler. Es war, wie wenn ein Ebbeboden verschwindet. Die Flut rückte heran.

Und als sie schon nahe war, so nahe, dass Bäumerles armes Häuschen in einer beginnenden Gasse stand, erhielt er den Besuch eines weisshaarigen Männchens. Der andere war es, der Rechner, der Praktische, der Bereuer. Diesmal freilich bereute er etwas anderes. Er sprach aber doch scherzend von den alten Zeiten und vorigen Irrtümern. Und dann:

„Ja, wo sind denn unsere Felder gewesen? Ich erinnere mich nicht mehr. Du weisst es gewiss. Du bist ja hier geblieben und hast auf die Stadt gewartet. Welches Stück hat uns gehört? War es nicht von dort angefangen, wo das Rokoko-Palästchen steht, bis hinüber zu der roten Villa? Sag' mir, wo die Zukunft jetzt liegt?"

Aber der Hausherr führte ihn an ein Fenster, das auf der anderen, von der Stadt abgekehrten Seite war. Da erblickte man nur leere Felder, bis an den Horizont. Bäumerle reckte den Arm aus:

„Dort!"

HERZL VOR DER LONDONER FREMDEN-KOMMISSION



HERZL VOR DER LONDONER FREMDEN-KOMMISSION

Montag, den 10. Juli 1902 fand die 16. Sitzung der vom englischen Parlamente eingesetzten königl. Kommission zum Studium der Fremdeneinwanderungs-Frage in der Caxton-Hall, Westminster, statt. In Erwartung der Einvernehmung Dr. Herzls war der Saal — da die Sitzungen öffentlich sind — überfüllt. Man sah unter den Zuschauern viele Juden aus dem Eastend, sowie die hervorragendsten Zionisten des Landes. Vor Beginn der Sitzung konversierte Dr. Herzl lebhaft mit den Kommissions-Mitgliedern, die vollzählig anwesend waryen. Es sind dies: der Versitzende Lord James of Hereford, Mitglied des Kabinetts, dann Lord Rothschild, Mitglied des Hauses der Lords, Mr. Alfred Lyttleton, Major W. E. Evans-Gordon, Mr. Henry Norman, Mitglieder des Hauses der Gemeinen, Sir Kenelm Digby und Mr. William Vallence.

Der erste aufgerufene Experte ist Dr. Theodor Herzl.

Vor Beginn der Einvernahme ergreift Mr. Norman das Wort: „Es war unsprünglich bestimmt gewesen, dass ich an Dr. Herzl die Fragen stellen sollte. Ich glaube jedoch, es wäre eine Zeitersparnis und würde die Prozedur vereinfachen, wenn die Darlegung, welche Dr. Herzl gemacht hat, vorerst verlesen würde."

Darauf verlas Major Gordon die folgende Darstellung:

Als ich vor sieben Jahre in Paris lebte, machte die Lage der Judenheit einen solchen Eindruck auf mich, dass ich meine Aufmerksamkeit der jüdischen Frage zuwendete und eine Broschüre unter dem Titel „Der Judenstaat" veröffentlichte.

Ich muss vorausschicken, dass es ursprünglich nicht meine Absicht war, die Broschüre zu veröffentlichen oder an einer politischen Bewegung teilzunehmen. Aber als ich meine Ansicht einer Anzahl von einflussreichen Juden vorlegte und zu der Ueberzeugung gelangte, dass sie die von mir damals schon vorhergesehene Gefahr vollständig ignorierten und dass sie die grosse, schwarze, im Orient sich zusammenziehende Wolke nicht sahen, veröffentlichte ich die Broschüre, welche die zionistische Bewegung in ihrer jetzigen Form zur Folge hatte.

Der erste Zionistenkongress wurde in Basel in der Schweiz im Jahre 1897 abgehalten, und ich wurde zum Präsidenten desselben gewählt. Bei jedem der darauffolgenden Kongresse wurde ich zu diesem Amte wiederberufen. Meine Stellung als Führer der zionistischen Bewegung lässt mich mit Juden, welche in allen Teilen der Welt zerstreut leben, in enge Berührung kommen, und daher sind mir die Verhältnisse, so weit sie die Judenheit im

allgemeinen, als auch die in den östlichen Ländern insbesondere betreffen, vollkommen bekannt.

Ich bedaure, sagen zu müssen, dass die Juden heute noch schlimmer daran sind, als vor sieben Jahren, zu der Zeit, als ich meine Broschüre veröffentlichte. Ohne anderes hervorzuheben, genügt es, wenn ich sage, dass damals die wirkliche oder vermeintliche Notwendigkeit noch nicht vorhanden war, eine Kommission für die Fremden-Einwanderung in England zu bestellen.

Möge es mir nicht als Ueberhebung ausgelegt werden, wenn ich sage, dass ich schon damals das Hervorkommen der Judenfrage auch in diesem Lande voraussah. In der im Jahre 1896 von mir veröffentlichten Broschüre „Der Judenstaat" sagte ich folgendes:

„Die Judenfrage besteht überall, wo Juden in merklicher Zahl leben; wo sie nicht ist, da wird sie durch Hinwandernde eingeschleppt.

Dem Naturgesetze folgend, ziehen sie natürlich nach jenen Orten, in denen sie nicht verfolgt werden; dort aber wird die Verfolgung gerade durch ihre Anwesenheit hervorgerufen. So verhält es sich in jedem Lande und wird so bleiben, selbst in denen, welche die höchste Kultur geniessen, wobei selbst Frankreich keine Ausnahme bildet, bis die Judenfrage auf politischer Basis ihre Lösung findet. Die unglückseligen Juden tragen jetzt den Antisemitismus auch nach England, nachdem sie ihn nach Amerika bereits verpflanzt haben."

Der Umstand, dass jetzt zum ersten Male seit Cromwells Zeiten eine grössere Anzahl unseres Volkes sich in England befindet, ist der wahre Beweggrund für die Berufung dieser Kommission. Ich bin fest überzeugt, dass diejenigen, welche dies leugnen, diese

Meinung in voller Aufrichtigkeit vertreten. Aber wenn sie sich über die Fremden-Einwanderung beschweren, so ist ihnen die wahre Ursache ihrer Beschwerde unbekannt; sie fühlen den Schmerz, und sie weisen auf die schmerzhafte Stelle hin, aber die Ursache muss in einer ihnen gänzlich unbekannten Welt gesucht werden.

Ich halte es aber für meine Pflicht, zu sagen, dass schon die blosse Bestellung dieser Kommission an und für sich eine Schwierigkeit, und keine kleine, ins Leben gerufen hat, denn zum Schlusse muss die Kommission entweder eine restriktive Gesetzgebung empfehlen oder überhaupt gar keine. Wenn eine restriktive Gesetzgebung nicht empfohlen wird, so wird der blosse Umstand, dass die Kommission ihre Sitzungen abgehalten hat, zur Folge haben, dass die Einwanderung nach England einen frischen Anlauf nehmen wird.

Wenn dagegen eine solche restriktive Gesetzgebung mit all ihren Anordnungen vom Parlamente angenommen wird, dann reisst sich England von dem grossen Prinzipe los, den Bedrückten freies Asyl zu gewähren, und bisher war dieses Prinzip Englands Ruhm. Im übrigen glaube ich nicht, dass der Versuch, die armen bedrückten Juden auszuschliessen, gelingen kann. Es wird dann erwiesen sein, dass England ein für die Einwanderung durchaus geeignetes Gebiet ist.

Ich kann die Frage, welche der Kommission vorliegt, nicht als eine verhältnismässig unbedeutende erachten, wie z. B. die Frage, in welchem Stadtbezirke die Leute wohnen sollen, oder ob irgendwie eine Ueberfüllung stattfindet.

Was diese Frage anbelangt, weiss ich wenig zu sagen, so weit sie den Osten Londons angeht. Alles, was ich weiss, beruht auf der Kenntnis der vor der Kommission gemachten Zeugenaussagen, und diese Aussagen überzeugten mich, dass die oben genannten

Fragen des örtlichen Domizils oder der örtlichen Ueberfüllung meistenteils Vorkommnisse des Zufalls sind, dass die treibenden Kräfte mit denjenigen, welche anderwärts gegen unser Volk arbeiten, identisch sind, und welche ich „die Kräfte, welche aus Arbeitsneid, aus ererbtem Vorurteil und aus vermeintlicher Selbstverteidigung entspringen", genannt habe.

Diese Kräfte sind hier tätig, und man mag es sich noch so sehr verhehlen, der Ruf nach Beschränkung der Fremden-Einwanderung entsteht aus der Anwesenheit einer merklichen Anzahl von Juden und aus dem Wunsche, dass diese Zahl nicht in merklicher Weise vergrössert werde. Sie haben hier Zeugen gehabt, welche Ihnen die Ursachen auseinandergesetzt haben, warum Juden aus Osteuropa veranlasst sind, hierher und nach Amerika zu kommen.

Gestatten Sie mir die Behauptung, dass es keinesfalls hauptsächlich materielle Annehmlichkeiten sind, welche sie hierherziehen. Grösstenteils sind es moralische Dinge, nämlich der sehnliche Wunsch, unter Verhältnisse zu kommen, welche mit menschlichen Aspirationen im Einklang sind, der Wunsch, die Lebens- und Geistesfreiheit zu geniessen, welche der Jude in Osteuropa unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht kennt.

Ueber die Frage, ob die Einwanderung an und für sich für dieses Land gut ist oder nicht, steht mir kein Urteil zu. Im besten Falle bin ich ein parteiischer Zeuge. Es kann sein, dass — weil diese Einwanderer bestimmte Tugenden in merklichem Grade besitzen, wie z. B. Fleiss, Mässigkeit und Sparsamkeit — sie gerade deswegen möglicherweise weniger willkommen sind, als wenn sie unverfälschte Laster besässen. So weit Osteuropa in Frage kommt, welches für die ganze Judenheit ausschlaggebend ist, weil es einen solch grossen Teil der Gesamtjudenschaft in sich fasst, wird die Lage von Tag zu Tag ärger.

Ich brauche nur auf Rumänien hinzuweisen, als ein in die Augen

springendes Beispiel der Methode, durch welche Juden gezwungen werden, ihre Heimat zu verlassen. Selbst nachdem sie in der Armee gedient haben, bleiben sie Fremdlinge im Lande ihrer Geburt. Die Kommission wolle begreifen, dass die Juden mehr als alle anderen Völker, gewiss aber nicht minder vaterlandsliebend sind, und dieser Umstand erhöht die Tragik des Loses.

Im mittelalterlichen Deutsch bedeutete das Wort „Elend" sowohl Misere als auch Exil, und seit jeher waren diese Ausdrücke für die Judenheit gleichbedeutend.

Dennoch dürfen Sie nicht annehmen, dass der Jude sich von seinem Geburtslande losreisst, in welchem sich die Lage für ihn ungünstig gestaltet, und dass Sie hier in England die Frage endgültig beantwortet haben; im Gegenteile, ich muss dieses Land dazu beglückwünschen, dass es eine Enquete inszeniert hat zu einer Zeit, welche nach meiner Ueberzeugung fast als das Anfangsstadium angesehen werden wird.

Die merkliche Anzahl von Juden, welche ich vorhin erwähnt habe, wird sich wahrscheinlich vergrössern, und zwar infolge der Einwanderung unter den jetzigen Umständen; denn ich bemerke, dass selbst Mr. Arnold White nicht versuchen will, die Einwanderer, welche die Opfer von Verfolgungen sind, auszuschliessen.

Ich kann nicht sagen, dass ich über die Verzweiflung erstaunt bin, welche sich schon am Anfange der Judenfrage der jüdischen Gemeinde in England bemächtigt hat.

In den zahlreichen Reden, welche ich und andere mit mir Gleichgesinnte in England gehalten haben, habe ich die englischen Juden gewarnt, einem Zustande gegenüber unvorbereitet zu bleiben, von dem sie hofften, dass er niemals entstehen würde.

Was mich wundernimmt, ist die Tiefe der Verzweiflung, die Grösse der Nichtbereitschaft, welche nur die sinnlose Proposition der örtlichen Verteilung als ein Remedium für das Uebel vorschlägt, das mit Riesenschritten über und um die englischen Juden heraufzieht, genau so, wie es anderwärts schon der Fall war.

Es lässt sich in Wirklichkeit behaupten, dass diese Proposition in jenem veralteten Geiste konzipiert ist, den man „jüdische Wohltätigkeit" nennt. Die jüdische Wohltätigkeit beruht noch immer auf den Grundsätzen, welche im Mittelalter für die Verhältnisse ausreichten. Die veränderten Verhältnisse der Neuzeit sind ihr jedoch über den Kopf gewachsen.

In alten Zeiten hatte die jüdische Wohltätigkeit den Zweck, denjenigen, welche von Ort zu Ort reisten, und welche durch die Verfolgung an den Bettelstab gebracht waren, hilfreich zur Seite zu stehen, und das Leitmotiv mag zum grössten Teil der Umstand gewesen sein, dass man nicht wusste, wie schnell der heutige Almosengeber zum morgigen Bettler werden dürfte.

Alle Juden waren, wenn vorläufig noch nicht tatsächlich, doch voraussichtlich Brüder im Unglück. Aber zu jenen Zeiten war die Strecke, welche der wandernde Jude zu durchschreiten hatte, eine Fussreise von vielleicht bloss einigen Meilen, und folglich brauchte ihm die beanspruchte Hilfe nur für die kurze Strecke zu genügen. Heute aber sind die Kommunikationsmittel diesem wohltätigen System entwachsen, so dass die Londoner Wohltäter beispielsweise aufkommen müssen für die Weiterschiebung von Juden, die von Russland nach Amerika emigrieren, und das alte System hat einen solchen Grad von Verwirrung erreicht, dass es sich schon nicht mehr allein damit befassen kann, den Leuten zu helfen, sondern dass das Geld, welches den Zweck hatte, die Juden aus ihrer elenden Lage zu befreien, dazu benützt worden ist, sie in dieselbe wieder zurückzustürzen.

Dies war hauptsächlich der Fall bei den rumänischen Flüchtlingen, welche nach England kamen, und deren einziger Empfang in dem Remedium bestand: „Per Schub zurück in das Vaterland", ein Vaterland, in welches sie als Fremdlinge wieder zurückgelangen!!

Das ist es, was ich gemeint habe, als ich sagte, dass das System der jüdischen Wohltätigkeit bankerott ist. Ihr wirklicher Zweck ist, Juden aus schlimmer Lage in bessere Verhältnisse zu befördern, wenn sie aber gezwungen ist, sie aus besseren Verhältnissen in eine schlimmere Lage zu bringen, so ist das ein Zeugnis, dass die Methode Fiasko gemacht hat.

Dann kommt der Vorschlag der Assimilation. Diejenigen, welche sie als eine Lösung der jüdischen Frage hinstellen, meinen damit nicht bloss äffische Assimilation, gleichbedeutend mit einer sklavischen und oft vulgären Nachahmung. Sie meinen wahrscheinlich Assimilation auf dem Wege der Mischehe, damit der kleine Strom unserer Rasse in dem breiten Strom der Völker, unter denen sie lebt, sich verschmelzen und verlieren soll. Was die Mischehe anbetrifft, so gibt es zwei Gesichtspunkte, die Frage zu betrachten. Selbst wenn der Jude dazu bereit wäre — eine sehr weite Voraussetzung — wie kann man sich vorstellen, dass die Leute, die uns als Nachbarn nicht dulden wollen, sich mit uns als Familienmitglieder verbinden würden? Und wenn ich von dem Mittel der Mischehe spreche, so basiert es auf der Voraussetzung, dass dieses Mittel sich zu einer Universalpolitik heranbilde, und nicht auf vereinzelt dastehende Fälle der Mischehe beschränkt bleibe. Bevor aber das Mittel der Mischehe probat wird, müsste der ganze Zustand der Juden anders sein, wenigstens müsste man sie in der ganzen Welt mit anderen Gefühlen ansehen, als diejenigen sind, welche heutzutage vorherrschen; und an dem Tage, an welchem die Welt den wahren Wert der Juden in so hohem Grade anerkennen würde, würde sie auch unseren Wert als eine besondere Wesenheit anerkennen und uns das Recht geben, als

ein besonderes Volk zu existieren, indem sie uns unsere rechtmässige Stelle unter den Nationen der Welt einräumen würde.

Entweder würden wir Mischehen eingehen, bevor noch die Welt für uns empfangsbereit ist, und durch die Verschärfung der Gefühle gegen unseren Eintritt in nichtjüdische Kreise nur Unheil heraufbeschwören, oder wir würden es tun, wenn die Welt bereit ist, uns zu empfangen. Dann würde aber keine Veranlassung mehr dazu vorhanden sein, denn es würde damit ein Volk vernichtet werden, welches die Welt anerkennen und achten gelernt hat und zu erhalten bestrebt sein sollte. Ich habe für einen Augenblick den Gegenstand unter der Annahme diskutiert, dass unser Volk geneigt wäre, Mischehen einzugehen. An nichts aber klammert sich die grösste Mehrheit unseres Volkes mehr, als an die Empfindungen, welchen die Ehen unterliegen. Die Mischehe wird dann nicht mit Aversion angesehen — selbst von den Orthodoxen nicht — wenn die Person, welche eine Mischehe mit dem Juden oder der Jüdin eingeht, ebenfalls Jüdin oder Jude wird. Es verbleibt danach die Lösung, welche ich in meiner Broschüre „Der Judenstaat" angedeutet habe. Natürlich möchte ich das, was ich damals schrieb, jetzt nicht in seiner Gesamtheit in denselben Worten oder in den einzelnen Punkten wieder schreiben. Damals hatte kein Kongress von Juden stattgefunden; seit der Zeit aber deren fünf. Damals schrieb ich ohne Kenntnis dessen, was ich seither aus Gesprächen mit Juden gelernt habe; damals schrieb ich in keiner offiziellen Stellung. Aber das Prinzip ist aufrecht geblieben. Die Lösung der Judenfrage liegt in der Anerkennung der Juden als ein Volk, und darin, dass sie ein rechtlich anerkanntes Heim finden, wohin Juden aus denjenigen Teilen der Welt, in denen sie bedrückt sind, naturgemäss wandern würden, denn sie würden dahin als Bürger gelangen, gerade weil sie Juden sind, und nicht als Fremdlinge.

Im Resultate würde dadurch der Emigrantenstrom von diesem Lande und von Amerika, wo sie eine Last werden, sobald sie zu

einer merklichen Zahl heranwachsen, nach einem Lande abgelenkt werden, wo den besten Interessen dadurch gedient wäre, dass man für die grösstmögliche Anzahl Platz finden würde. Wenn den Juden dort ihre rechtliche Position als Volk eingeräumt wird, so bin ich überzeugt, dass sie eine spezifisch jüdische Kultur, nationalen Charakter und nationale Aspirationen entwickeln werden, welche zur Hebung der Menschheit führen würden.

Vielleicht kommt es mir nicht zu, die Aufmerksamkeit der Kommission auf diesen Zweig des Gegenstandes zu lenken, welcher möglicherweise ganz ausserhalb der jetzigen Enquete liegt, aber ich bin fest überzeugt, dass das Problem, welches zu untersuchen und zu begutachten die Kommission berufen ist, nicht anders gelöst werden kann, als durch die Annahme des Prinzips, dass der Auswandererstrom, welcher in steigendem Grade von Osteuropa her weitergehen muss, abzulenken ist.

Die Juden von Osteuropa können nicht dort bleiben, wo sie jetzt sind; wo wollen sie hin? Will man sie hier nicht, dann muss ein Ort gefunden werden, wohin sie emigrieren können, sonst wird das Problem geschaffen, mit dem Sie hier beschäftigt sind. Diese Probleme entstehen aber nicht, wenn eine Heimat gefunden wird, welche rechtlich als jüdisch anerkannt wird. Und ich stelle der Kommission anheim — ob sie die Lösung der Frage beeinflussen kann oder nicht — es nicht zu unterlassen, diese Lösung in Betracht zu ziehen und derselben den hohen Wert ihres Gutachtens angedeihen zu lassen. Was die Juden anbetrifft, so trage ich kein Bedenken, zu behaupten, dass die Lösung praktisch und durchführbar ist. Sie ist vor allem anderen diejenige, welche die unglücklichen Juden selbst willkommen heissen. Diese Lösung würde ihre ernsteste Mitwirkung erhalten, weil ihr hoffnungsloses Elend die Ursache von Störungen ist, mit denen sie selbst, aber auch diese Kommission gegenwärtig zu schaffen haben.

VERHOER DR. HERZLS.

Fragestellung Mr. Normans.

Mr. Norman: Sie wissen, dass diese Kommission die Frage der Fremdeneinwanderung nicht allein als eine jüdische Frage betrachtet?

Dr. Herzl: Jawohl. Aber nachdem ich die Aussage mit Aufmerksamkeit gelesen habe, finde ich, dass die Kommission sich hauptsächlich mit der Juden-Einwanderung befasst. Es war von der Einwanderung anderer Nationalitäten sehr wenig die Rede.

Mr. Norman: Mein Standpunkt ist der, dass Ihre Darstellungen bei demjenigen, der anderweitig informiert ist, den Anschein erwecken könnten, dass diese ganze Frage eine Frage von Juden und Christen sei, während die Kommission sie als eine ökonomische behandelt. Ich möchte festgestellt haben, dass wir uns nicht bloss mit Juden, sondern auch mit Italienern und anderen Klassen von Einwanderern befassten, wie wir uns mit Chinesen befassen würden, wenn es deren hier gäbe.

Dr. Herzl: Ich ersehe, dass es hauptsächlich eine ökonomische Frage ist, aus Ihrem Streben, sich über Tugenden zu informieren. Wenn Sie sich mit Fremden-Einwanderern befassen, fragen Sie, ob diese Leute Tugenden oder Laster besitzen. Ich sehe ein, dass es nicht bloss vom moralischen Standpunkte, sondern hauptsächlich vom ökonomischen geschieht, sonst würden Sie mehr gesprochen haben über gewisse Klassen von Einwanderern, welche in verschiedenen Punkten von London zusammengepfercht sind und die eher auf tieferer moralischer Stufe stehen als die Juden. Ich will gegen keine anderen Menschen etwas sagen, aber es gibt Leute, deren Moral nicht hinanreicht an die der jüdischen

Arbeiter in diesem Lande. Das Forschen nach Tugend zeigt, dass es eine ökonomische Frage ist. Ein Mitbewerber, der an Vorzügen reicher ist, ist gefährlicher.

Mr. Norman: Ob diese Einwanderung für uns gut ist oder nicht — können Sie darüber nicht Ihre Meinung äussern?

Dr. Herzl: Ich bin kein Engländer. Wenn ich einer wäre, würde ich betriebsame, nüchterne und sparsame Leute nicht für unwillkommene Einwanderer halten. Wenn ich ein Engländer wäre, würde ich für diese zuströmenden Kräfte den richtigen Ort zu finden versuchen und nach meiner Meinung die Kräfte des Landes heben.

Mr. Norman: Sie sagen, dass nach Ihrer Meinung die Zahl der einwandernden Juden notwendigerweise bedeutend zunehmen werde.

Dr. Herzl: Jawohl.

Mr. Norman: Sie legen hier Gewicht auf die moralischen Kräfte, welche diese jüdischen Immigranten anlocken, aber Sie übersehen wohl die Tatsache, dass sie durch ebenso grosse materielle Kräfte angezogen werden. Die Tatsache, dass sie es leichter finden, hier im Wettbewerbe zu reussieren und Geld zu machen, wirkt gewiss nicht in geringerem Grade mit, sie herüberzubringen, als die moralische Macht.

Dr. Herzl: Ein auswandernder Jude lebt unter Bedingungen, in welchen er nicht fähig ist, vorauszusetzen, was nach zehn Jahren der Fall sein wird, wo er grössere Unternehmungen machen werde, wann er eine höhere soziale Stufe erklommen haben wird. Im Augenblicke seiner Einwanderung ist sein einziger Gedanke, nicht Hunger zu leiden. Ich glaube, da ist weniger Reflexion darinnen als Sie denken. Wie von einer Naturkraft, gleich einem

Wasserstrom, welcher den Platz des geringsten Widerstandes zu finden sucht, wird er vorwärtsgetrieben.

Mr. Norman: Die Einwanderer denken also, wenn sie in dieses Land kommen, es sei hier weniger Hunger zu leiden?

Dr. Herzl: Das führt uns zur Lage der Juden in den Ghettos von Osteuropa. Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu berufen, weil Sie die Wahrheit hören wollen. Es sei mir also gestattet, auch über diesen Punkt meine Ansicht auszusprechen. Wenn Sie diese Frage verstehen wollen, dürfen Sie sie nicht bloss vom Standpunkte des Eastend von London betrachten, sondern Sie müssen versuchen, den osteuropäischen Standpunkt einzunehmen. Und wenn ich einer Frage vorgreifen darf, die unzweifelhaft kommen wird, möchte ich mir einen Vergleich gestatten: Wenn Sie in Ihrem Zimmer eine Blutlache erblicken werden, so wird gewiss Ihr erster und natürlicher Wunsch sein, das Zimmer zu reinigen. Was aber ist der Grund der Blutlache? Der Grund ist ein verwundeter Mensch. Man muss zuerst dem Verwundeten helfen und dann das Zimmer reinigen.

Mr. Norman: Unter den Anziehungskräften, welche diese Immigranten herbringen, den moralischen Kräften, von welchen Sie gesprochen haben, und auch den materiellen, bezeichneten Sie auch die jüdische Wohltätigkeit, einen Magnet, welcher die Juden herzieht.

Dr. Herzl: Jawohl. — Es möge mir gestattet sein, hinzuzufügen, dass ich vom menschlichen Standpunkte diesen grossen jüdischen Wohltätigkeits-Anstalten in London sehr dankbar bin. Die Einwendungen, die ich mache, erfolgen vom politischen Standpunkte. Gewiss sage ich nicht, dass es unrecht ist, einem hungerleidenden Menschen eine Krume Brot zu geben.

Mr. Norman: Wir alle würdigen diese prachtvollen Wohl-

tätigkeits-Anstalten; aber die Frage ist oft vor der Kommission entstanden, ob sie nicht einen verblüffenden Effekt haben, nämlich als Magnet für die Aermsten zu dienen.

Dr. Herzl: Sie ersehen also die Schwierigkeit! — Die Vorwürfe gegen die ansässigen Juden würden weit grösser sein, wenn sie diese Wohltätigkeits-Anstalten nicht gegründet hätten, wenn sie ihre armen Stammesgenossen der allgemeinen Wohltätigkeit überlassen würden. Sie ersehen also die Verworrenheit.

Mr. Norman: Ich diskutiere nicht über die moralischen Gesichtspunkte, sondern über die ökonomischen Wirkungen. Sie sprechen in Ihrem Berichte von einem Zustande, der bei fortschreitender Einwanderung auch in diesem Lande eintreten wird. Welchen Zustand meinen Sie?

Dr. Herzl: Ich will nicht versuchen, den Propheten zu spielen, aber ich glaube, dass dieselben Naturkräfte hier und anderswo regieren. Wenn die Zahl der Einwanderer wächst, so wird, glaube ich, auch in diesem Lande, wo, wie ich glücklich bin, es sagen zu können, gegenwärtig kein Antisemitismus besteht, derselbe entstehen. Ich glaube, man kann im Allgemeinen konstatieren, dass England kein antisemitisches Land ist, aber ich fürchte sehr, es könnte es eines Tages werden. Das ist aber von allgemeinem Interesse, denn der Charakter Englands als eines freien Landes ist nicht allein eine englische Frage, sondern eine solche von Weltinteresse.

Mr. Norman: Deshalb betrachten Sie das mögliche Entstehen des Antisemitismus in diesem Lande, welchen jedermann tief beklagen würde, als eine der Gefahren der fortdauernd unbeschränkten Einwanderung?

Dr. Herzl: Ich möchte die Frage der Beschränkung oder Nicht-

beschränkung nicht beantworten. Die Beschränkung ist eine separate Frage. Ich fürchte bloss, dass die nicht abgelenkte Einwanderung einmal eine antijüdische Strömung erzeugen könnte.

Mr. Norman: Das war auch mein Standpunkt. In Bezug auf Mittel hingegen ist hier, wie Sie gesehen haben werden, vorgebracht und von manchen Leuten unterstützt worden, dass die Zerstreuung der jüdischen Einwanderer und deren Verteilung von dem einen kleinen Zentrum in East London auf verschiedene Teile der vereinigten Königreiche eine mögliche und geeignete Lösung wäre. Ist das nicht auch Ihre Ansicht?

Dr. Herzl: Nein! — Ich erinnere mich aus meiner juristischen Karriere des bei uns bestehenden Verbotes der Aenderung des Wohnsitzes. Ich weiss nicht, wie Sie das bezeichnen, denn ich glaube, Sie kennen ein derartiges Verbot gar nicht.

Der Vorsitzende: Nein! — Das ist keine englische Idee, eher eine russische oder reaktionäre. Einem Menschen vorschreiben, wo er wohnen soll, das ist eine Art Polizeiverordnung. Wir kennen so etwas nicht. Das englische Gefühl verträgt so etwas nicht.

Dr. Herzl: Ich kann nicht begreifen, wie Juden selbst so einen Vorschlag machen konnten.

Mr. Norman: Verteilung, wie wir es verstanden haben, zielt einfach auf Behebung der Zusammenpressung auf einen Ort durch Ermutigung, aber keineswegs auf dem Wege von Zwangsmitteln, zur Ansiedlung in anderen Gegenden.

Dr. Herzl: Ich glaube, dass dies eine recht undurchführbare Idee ist. Ich will nicht in Details eingehen, denn ich hoffe, Sie werden es selbst einsehen.

Mr. Norman: Sie sind der Ansicht, dass es bloss nach einer gewissen Zeit an vielen Orten das Uebel erzeugen wird, welches gegenwärtig hauptsächlich an einem Orte besteht.

Dr. Herzl: Das ist ein Gedanke, welcher, wie ich glaube, nicht völlig durchdacht wurde von jenen, die ihn ausgeheckt haben. Ein Mann, dem Sie empfehlen, sich irgendwo anzusiedeln, wird glauben, dass Sie verpflichtet sind, ihn zu unterhalten. Er wird immer und immer Ihnen sagen: Sie raten mir, hier zu bleiben, Sie müssen mir die Mittel geben, um mein Leben hier zu erhalten.

Mr. Norman: Also, Sie betrachten diesen Vorschlag als sinnlos.

Dr. Herzl: Ja! — Wenn das Wort für mich nicht zu hart ist.

Mr. Norman: Und die Assimilation als Remedium kann, wie ich von Ihnen entnehme, weder erwartet werden, noch ist dieselbe vom jüdischen Standpunkte aus zu wünschen?

Dr. Herzl: Ich selbst war ein assimilierter Jude und spreche aus Erfahrung. Ich denke, dass die Juden eine natürliche Tendenz haben, sich zu assimilieren. Dann kommt ein Moment, wo sie auf bestem Wege dazu sind und gerade in diesem Momente entsteht der Antisemitismus. Die Geschichte lehrt uns, dass die Juden niemals unter glücklicheren Bedingungen gelebt haben als in Spanien vor der Inquisition und Auswanderung. Sie erreichten alles, was sie wollten, und konnten alles haben, was sie wünschten.

Mr. Norman: Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Ihrer Anschauung und der gewisser anderer. einflussreicher Juden besteht also darin, dass diese den Prozess der Assimilation zu beschleunigen wünschen, während Sie die jüdische Nationalität wünschen.

Dr. Herzl: Sie müssen es jedermann überlassen, selbst zu entscheiden, ob er sich assimilieren will oder nicht. Es ist nicht recht, die Menschen zu beeinflussen, entweder durch Vorbringung von Argumenten oder dadurch, dass man sie mit Gewalt dazu zwingt.

Mr. Norman: Sie haben freimütig zugestanden, dass, sobald diese Immigranten eine beträchtliche Zahl erreicht haben, sie eine Beunruhigung und eine Last werden?

Dr. Herzl: Es sind ökonomische Gründe hierfür wirksam, die von Leuten, welche die Verhältnisse genau kennen, bereits auseinandergesetzt worden sind.

Mr. Norman: Nach Ihrer Ansicht verursacht also dieses Wachstum eine „Beunruhigung und Last"?

Dr. Herzl: Aber nicht, weil es Juden mit besonderen jüdischen Eigentümlichkeiten sind. Vielleicht erinnern Sie sich, dass im Jahre 1892 oder 1893 in Frankreich die Anwesenheit einer gewissen Zahl italienischer Arbeiter ernste Unruhen gegen sie hervorrief, obzwar die beiden Nationalitäten durch nahe Rassenverwandtschaft verknüpft sind. Die Unruhen entstehen bloss aus ökonomischen Gründen.

Ueber diesen Punkt befragt, sagt weiter Dr. Herzl: Es ist Tatsache, dass diese Einwanderer, billigere Arbeiter, ökonomische Schwierigkeiten erzeugen. Sie können billiger arbeiten, da sie aus unnennbaren Verhältnissen herkommen. Die Last kann einzig und allein bekämpft werden durch Ablenkung des Stromes auf solche Wege, welche die Leute nicht zwangsweise, sondern in einer ihnen passenden Art in bessere Lebensverhältnisse bringen. Die Frage kann einzig und allein an der Quelle der Einwanderung gelöst werden. Die Mittel, welche vorgeschlagen werden, um ein Ueberfluten zu verhindern, sind ungenügend. Und wenn die

lokale Frage aus dem Wege geräumt wird, dann würde nur das Symptom geheilt sein und nicht die Krankheit. Es ist nur das Folgende möglich: Entweder Sie wollen die eingeborene Arbeit schützen, welche behauptet, geschädigt zu werden, oder Sie schliessen die Tore vor den elendsten und bemitleidenswertesten aller Menschen.

Der Vorsitzende: Will der Herr Experte das alte lateinische Sprichwort akzeptieren: Melius est petere fontes quam sectari rivulos? (Du musst zum Ursprunge gehen, wenn du den Bach verstopfen willst.)

Dr. Herzl: Jawohl!

Mr. Norman: Sie führten aus, dass die Tatsache, dass diese Kommission tagt, es unerlässlich macht, dass etwas geschehe?

Dr. Herzl: Jawohl!

Mr. Norman: Nachdem wir die Selbstverteidigung begonnen haben, müssten wir weiter gehen?

Dr. Herzl: In der Selbstverteidigung oder in der Hilfe? — Und ich denke, die beste Selbstverteidigung und beste Hilfe zugleich wäre eine grossmütige und grossgedachte Massregel, welche ich Ihrer Erwägung vorzulegen mir erlauben werde.

Mr. Norman: Sie halten also dafür, dass der Umstand, dass die Kommission eingesetzt wurde, eine grosse Warnung dieses Landes an die Immigranten ist, und wenn nichts geschähe, ihre Zahl rapider als früher wachsen wird? Da wir also nun eingesetzt sind, sei es um so wünschenswerter, etwas zu tun.

Dr. Herzl: Gewiss!

Mr. Norman: Sie denken also, dass es gut war, dass wir eingesetzt wurden und beglückwünschen uns hierzu?

Dr. Herzl: Jawohl! Denn in anderen Ländern, z. B. im freien Amerika, haben sie einfach die Tore geschlossen, und ich denke, dass es von Ihnen wohlgetan war, sich zu bemühen, zuerst die Situation zu erfassen.

Mr. Norman: Sie verstehen folglich, dass es nicht Mangel an Sympathie ist, wenn ich Fragen verschiedener Art nicht an Sie stelle. Ich war so kurz als möglich und wende meine Aufmerksamkeit einzig den Hauptpunkten zu.

Dr. Herzl: Gewiss!

Fragestellung Major Gordons.

Major Gordon: In Bezug auf die Verfolgungen möchte ich von Ihnen Klarheit haben, welcher Grund dafür besteht, zu behaupten, dass die Judeneinwanderung in dieses Land einzig und hauptsächlich infolge von Verfolgungen entsteht.

Dr. Herzl: Es sind nicht einzig und allein Verfolgungen, welche die Einwanderung bewirken. Ich denke, der Mensch hat die natürliche Tendenz, am Boden zu kleben, wenn er einen Boden hat. Es gibt Ausnahmen. Diese machen junge Leute, Abenteurer, Kaufleute, welche neue Weltteile entdecken oder erschliessen wollen. Aber der Durchschnittsmensch hat eher die Tendenz, in seiner Heimat zu bleiben. Ich kann nicht sagen, dass es bloss Verfolgung ist, welche alle Einwanderer herführt, denn unter den Kommenden befinden sich auch Abenteurer und junge Leute, welche die Welt kennen lernen wollen, gerade so wie die jungen Engländer nach Indien, China oder anderwärts gehen. Aber ich glaube, dass die Familienväter, welche herkommen, einzig und allein dann kommen, wenn sie in tiefer Depression sich befinden. Ein Mann, der eine Familie hat, ändert nicht leicht sein Domizil.

Major Gordon: Waren Sie je im russischen Ansiedlungsgebiete?

Dr. Herzl: Nein! Aber ich bekomme zahlreiche Briefe aus jenen Gegenden, welche mir alle notwendigen Informationen geben

Major Gordon: Ich möchte nur wissen, was für Verfolgungen gegenwärtig bestehen?

Dr. Herzl: Es ist ein ökonomischer Boykott. Wenn das Verfolgung ist, dann sind sie verfolgt. Diese Frage hat mancherlei Formen. An einem Orte werden sie administrativ verfolgt, an einem anderen mit Hilfe des Gesetzes. Man sieht örtliche Verfolgungen in einer Stadt, und in der anderen sind die allgemeinen Lebensbedingungen unerträglich. Aber überall ist der Jude der Sündenbock, der Prügelknabe. Und eines Tages will er es nicht mehr länger sein und sucht einen anderen Himmelsstrich auf.

Major Gordon: Kennen Sie die Tatsache, dass das russisch-jüdische Komitee oder dessen Präsident Mr. N. S. Joseph konstatiert hat, dass nicht in einem von zehn Fällen bei Unterstützungs-Gesuchen die Bittsteller behaupten, verfolgt zu sein?

Dr. Herzl: Es gibt Verfolgungsausbrüche, welche nur selten vorkommen und dann gibt es langen, alltäglichen Druck. Ein Mann, der nicht weiss, was es heisst, ein freier Mann zu sein, sagt: „Ich bin nicht verfolgt", wenn sein Haupt nicht wund geschlagen worden ist. Er versteht unter Verfolgung, was für uns wahrhaft schrecklich wäre.

Major Gordon: Meinen Sie, dass die ökonomischen Bedingungen der 16 Provinzen, welche das Ansiedlungsgebiet der Juden in Russland bilden, es sind, welche diese Unterdrückung hervorrufen, oder ist es eine Konsequenz der Verfolgung, dass die Juden in Russland in den 16 Provinzen konzentriert sind?

Dr. Herzl: Die Juden Russlands leben in einem Zustande furchtbaren Elends. Dazu kommt die Tatsache, dass sie ihre Lage nicht verbessern können, denn es ist ihnen nicht gestattet, in eine andere Stadt zu gehen, wo sie Arbeit finden könnten. Ausserdem lebt der Jude in einer ewigen Furcht.

Major Gordon: Ich glaube, dass sie eine andere Ursache herbringt. Ich finde, dass eine Tendenz besteht, ihre Verwandten und Bekannten herzuholen.

Dr. Herzl: Wenn Sie einen Freund haben und Sie kommen unter bessere Klimate und Bedingungen, dann werden Sie ihm schreiben: „Mein Freund! Hier bin ich glücklicher, als ich gestern war." Ob man das Holen nennen kann, weiss ich nicht. Im übrigen haben wir heute Zeitungen, und alle diese Leute lesen ihre Zeitungen, und diese wissen, welche Lebensbedingungen hier bestehen.

Major Gordon: Sie sagen, dass die Leute in ihr Land zurückzuschicken Verfolgung wäre?

Dr. Herzl: Es wäre grausam.

Major Gordon: Sie konstatieren in Ihrer Aussage, dass eine beträchtliche Anzahl durch die jüdischen Gemeinden zurückgeschickt wurde.

Dr. Herzl: Ich glaube nicht, dass es aus mutwilliger Grausamkeit geschehen ist. Sie waren so unvorbereitet. Sie glaubten nicht an das, was auf dem 1. Zionistenkongress im Jahre 1897 sich ereignet hat. Wir erhielten aus Rumänien allein 5258 Petitionen von 37 043 Leuten, welche uns um Hilfe anflehten, da sie sich in grösster Not befänden. Das war 1897. — Erst im Jahre 1900 begann die Auswanderunng der Notleidenden und Hungernden. Der Ruf um Hilfe war also drei Jahre alt, als sie sich

in Bewegung setzten. Die Wohltätigkeits-Korporationen der jüdischen Gemeinden nahmen jenen Ruf nicht ernst genug; sie waren völlig unvorbereitet, sie waren perplex.

Major Gordon: Haben Sie irgend einen Beweis dafür, dass wir hier eine antijüdische Stimmung oder Strömung haben?

Dr. Herzl: Ich entnahm es aus den Aussagen, die vor dieser Kommission gemacht wurden.

Major Gordon: Würden Sie eine Beschränkung der Zahl Verfolgung nennen?

Dr. Herzl: Es hängt vom Wege ab, den Sie einschlagen. Es ist eine loyale Selbstverteidigung, wenn Sie sich selbst auf rechtlichem und menschenfreundlichem Wege verteidigen.

Major Gordon: Hat jemand je daran gedacht, das geringste Privileg, das die Juden in England besitzen, zurückzuziehen?

Dr. Herzl: Ich habe nichts davon gehört.

Major Gordon: Ist das, was wir notwendig erachten, um eine unbeschränkte Ansammlung des ärmsten Teiles Ihres Volkes zu verhindern, nicht voll vereinbar mit der grössten Freiheit der Juden?

Dr. Herzl: Ich möchte in keiner Sache Kronzeuge gegen Juden sein.

Major Gordon: Die jüdische Gemeinde war die einzig beschränkende; sie war es, welche Juden aus diesen Ländern zurückgeschickt hat, aus besseren in schlechtere Bedingungen. Sie werden doch nicht behaupten wollen, dass die jüdische Gemeinde irgendwie antisemitisch ist?

Dr. Herzl: Gewisse Dinge, welche Sie Mitgliedern Ihrer eigenen Familie tun oder sagen können, würden, von anderen herkommend, eine Beleidigung sein.

Major Gordon führt aus, dass die Enquete bloss mit den Juden begonnen und sich auch fernerhin nur mit ihnen beschäftigt hat, weil die Mehrzahl der Einwanderer Juden sind. Das bedeute noch nicht, dass nicht auch die anderen Immigranten in Betracht gezogen würden. Es ist eine Tatsache und muss eine Quelle von Beschwerden sein, wenn unser Volk durch aus der Fremde gekommene Fremde, welche ihm Konkurrenz bieten, aus seinem Heim vertrieben wird. Ein Ruf nach Beschränkung der Einwanderung würde sich ebenso erheben, wenn beispielsweise eine grosse Zahl von Chinesen hier erschiene. Sie betrachten das von einem rein jüdischen Gesichtspunkte, aber haben wir Engländer nicht dieselbe Pflicht gegen unser eigenes Volk wie gegen die armen Unterdrückten anderer Länder?

Dr. Herzl: Kein Zweifel! Aber das macht die Frage so peinlich, dass alle anderen Völker eine Heimat haben, in welche sie zurückgehen können, und die Juden keine haben.

Major Gordon: Aber das ist einigermassen diskontiert durch die Tatsache, dass einige hundert Juden jedes Jahr durch das jüdische Volk selbst in die Heimat, die keine ist, zurückgeschickt werden.

Dr. Herzl: Es war meiner Meinung nach ein grosser Fehler der jüdischen Gemeinden, dies zu tun, und wird dadurch gerächt, dass Sie, Major Gordon, oder ein anderer Gentleman nun sagen kann: Wenn die jüdische Gemeinde das getan hat, sollen wir es nicht tun?

Major Gordon: Sie sagen in einem anderen Teile Ihrer Aussage, dass diese Leute in den Orten, von denen sie kommen, nicht

leben können. Ich behaupte, dass die Tatsache ihrer Rücksendung dorthin beweist, dass es Orte gibt, wo sie leben können, weil sie dort leben.

Dr. Herzl: Es gibt verschiedene Anschauungen über die Bedingungen, unter denen ein Mensch leben kann.

Major Gordon: Ein anderer Punkt, der damit zusammenhängt, ist, dass manche dieser Leute es darauf anlegen, zurückgeschickt zu werden. Wie ist es mit dem, was Sie gesagt haben, vereinbar, dass ein Mensch verlangt, dorthin zurückgeschickt zu werden, wo er verfolgt wird?

Dr. Herzl: Gewiss sage ich nicht, dass alle diese Juden Engel oder Gentlemen sind. Das bringt uns auf die Frage der Schnorrer. Sie halten Umschau, wo es eine mildtätige Herberge gibt und machen den Abstecher, um dort einige Zeit verweilen zu können. Mit Bezug auf die schwarze Wolke, welche im Osten aufsteigt, von der er in seiner Aussage Erwähnung tat, sagt Dr. Herzl, dass die Lage der Dinge dort jetzt viel schlechter sei, als zur Zeit, da er seine Broschüre geschrieben hat. In Galizien leben 700 000 Juden in einem Zustande tiefsten Elendes. Die Wohnungsverhältnisse sind dort viel schrecklicher als die schlechtesten im Eastend von London. Oft wohnen und schlafen dort vier Familien in einem kleinen Raume. Die Einwanderung solcher Leute nach England, welche die Eignung haben, ökonomisch emporzusteigen, mag für ihre Nachbarn unangenehm sein, für das Gemeinwesen als Ganzes kann es nur von Vorteil sein.

Major Gordon: Glauben Sie, dass eine jüdische Frage in diesem Lande entstanden ist?

Dr. Herzl: Ich denke, die Schwierigkeit ist vorhanden, seit Sie bemüssigt sind, sie zu diskutieren.

Major Gordon: Was wird nach Ihrer Voraussicht das Resultat des „laissez faire" sein?

Dr. Herzl: Ich liebe es nicht, zu prophezeien

Major Gordon: Die Frage sei erst in ihrem Anfangsstadium, behaupten Sie, und die Tendenz bestehe, dass immer mehr und mehr von Ihrem Volke in dieses Land einziehen.

Dr. Herzl: Jawohl! So denke ich.

Major Gordon: Ungleich den Häuptern der einzelnen jüdischen Gemeinden in den verschiedenen Ländern sehen Sie diese grosse Frage vom Gesichtspunkte des jüdischen Nationalismus an.

Dr. Herzl: Jawohl!

Major Gordon: Das ist der Unterschied zwischen Ihnen und den anderen.

Dr. Herzl: Jawohl!

Major Gordon: Verknüpft nach Ihrer Meinung der jüdische Nationalismus jene Juden, welche Ihre Ansichten teilen?

Dr. Herzl: In welchem Sinne?

Major Gordon: Ergebenheit zur jüdischen Nation und zur jüdischen Idee.

Dr. Herzl: Jawohl!

Lord Rothschild: Wäre es nicht am besten, Dr. Herzl zu fragen, was seine Ansichten über eine jüdische Nation sind?

Major Gordon: Möchten Sie nicht kurz sagen, welches Ihre Ansichten über jüdischen Nationalismus sind?

Dr. Herzl: Ich werde Ihnen meine Definition einer Nation geben und Sie können das Adjektiv „jüdisch" hinzufügen. Eine Nation ist nach meiner Ansicht eine historische Gruppe von Menschen von erkennbarem Zusammenhange, welche durch einen gemeinsamen Feind zusammengehalten werden.

Major Gordon: Wer würde in diesem Falle der gemeinsame Feind sein?

Dr. Herzl: Der Antisemitismus.

Major Gordon: Halten Sie unter diesen Umständen und bei Leuten, welche diese Anschauungen in Bezug auf die jüdische Nation teilen und dem Judenstaat politisch ergeben sind — halten Sie da komplette Assimilation mit dem englischen Gemeinwesen für möglich?

Dr. Herzl: Gewiss! Ich glaube, dass Assimilation wohl möglich ist, wenn ich auch nicht sage, dass sie wünschenswert ist. Sie haben das historische Beispiel der Hugenotten, welche wegen der Verfolgungen der Protestanten in Frankreich nach Deutschland ausgewandert sind, und Sie haben viele Familien mit deutschen Namen — ich erinnere Sie nur an den General Zurlinden — welche sich in Frankreich vollkommen assimiliert haben.

Major Gordon: Ich glaube, dass zwischen den Hugenotten und Ihrem Volke keine Analogie besteht. Die Hugenotten waren Leute, welche sich durch Heirat vermischten, und sind durch diese Mischheiraten von der sie umschliessenden deutschen Bevölkerung völlig aufgesogen worden. Bei den Juden ist dies nicht der Fall.

Dr. Herzl: Dann ist damit erwiesen, dass die Juden nicht ganz assimiliert sein wollen.

Major Gordon: Glauben Sie, dass die Unterstützung und Gastfreundschaft, welche den unterdrückten Juden aus Rumänien und Russisch-Polen erwiesen wird, irgend eine Gefahr für die arbeitenden Klassen in England durch Konkurrenz involviert?

Dr. Herzl: Nein, das glaube ich nicht! Warum sollte Wohltätigkeit anderen Nachteil bringen?

Major Gordon: Sie glauben auch nicht an das Mittel der Verteilung?

Dr. Herzl: Nein!

Major Gordon: Sie glauben, dass die Bemühungen des jüdischen Board of Guardians (Jüdisches Wohltätigkeitsamt) und des russischen Komitees hier vergeblich sind?

Dr. Herzl: Sie sind nicht imstande, der Not beizukommen.

Major Gordon: Baron Hirsch hat grosse Stiftungen für das jüdische Volk hinterlassen?

Dr. Herzl: Jawohl!

Major Gordon: Haben diese Stiftungen das Uebel vergrössert oder verkleinert?

Dr. Herzl: Ich glaube, dass sie ziemlich indifferent dafür sind.

Major Gordon: Sie haben weder nach der einen oder nach der anderen Richtung einen Effekt gehabt?

Dr. Herzl: Keinen! Mit Bezug auf die enorme Frage sind sie nichts. Ein Tropfen im Ozean. Sie sorgen höchstens für Schulen und für einige kleine landwirtschaftliche Stationen.

Major Gordon: Tun sie nicht etwas Gutes, oder ist das Geld vergeudet?

Dr. Herzl: So ziemlich vergeudet.

Major Gordon: Das Geld wird verwendet, um einen Teil der Juden nach Argentinien zu schicken?

Dr. Herzl: Jawohl!

Major Gordon: Und einen Teil auch nach Palästina?

Dr. Herzl: Nein!

Major Gordon: Ist nichts der zionistischen Bewegung zugewendet worden?

Dr. Herzl: O nein!

Major Gordon: Ist der Versuch, die Juden in einem für sie reservierten Lande anzusiedeln, fehlgeschlagen?

Dr. Herzl: Es ist ein Misserfolg, weil man solche Sachen mit Geld allein nicht machen kann. Um eine grosse Ansiedlung zu begründen, muss man eine Flagge und eine Idee haben. Die waren nicht vorhanden, darum konnte kein Erfolg kommen.

Major Gordon: Es ist mir gesagt worden, dass die Baron Hirsch-Stiftungen eher die Wirkung haben, die Zahl derer zu vermehren, die Sie Schnorrer nennen?

Dr. Herzl: Ich glaube wohl! Die Leute wissen, dass dort Geld vorhanden ist, und sie kommen herbei.

Major Gordon: Und haben einen Weg dafür?

Dr. Herzl: Jawohl! Das ist so natürlich, ich glaube, das ist nicht bloss jüdisch.

Major Gordon: Ich stimme mit Ihnen überein. Wissen Sie von einem Drucke, der auf die russische Regierung ausgeübt worden ist, um die Existenzbedingungen der Juden, welche unter dieser Regierung leben, zu heben?

Dr. Herzl: Gewiss. Es besteht in diesem Lande ein Zug, welchen Sie hier öffentliche Meinung nennen, welcher dieses Bestreben hat. Seit den Zeiten des Altertums gibt es kein Beispiel von Heloten, aber die Juden in Russland sind tatsächlich Heloten oder Parias.

Im übrigen zieht es Herr Dr. Herzl vor, auf verschiedene an ihn gestellte Fragen, wodurch seinen Brüdern in Russland vielleicht Unannehmlichkeiten erwachsen könnten, nicht zu antworten.

Nachdem Major Gordon sich beim Experten für das langwierige Verhör entschuldigt und demselben für die bereitwilligen Antworten gedankt hat, machte die Kommission eine Mittagpause.

Die Nachmittagssitzung begann mit der

Fragestellung durch Mr. Vallence.

Mr. Vallence frägt zunächst den Experten, was er unter Assimilation verstehe.

Dr. Herzl: Unter Assimilation verstehe ich wörtlich, was das Wort bedeutet: so ähnlich zu werden, dass man sich in nichts unterscheidet.

Mr. Vallence: Vorausgesetzt, dass Zerstreuung möglich wäre, würde sie nicht zur Assimilation in Ihrem Sinne führen?

Dr. Herzl: Nein. Die Zerstreuung dauert schon 1800 Jahre. Vor 1800 Jahren sind die Juden zerstreut worden und sind bis heute nicht assimiliert.

Mr. Vallence: Die Frage, von einem englischen Standpunkte betrachtet, und vorausgesetzt, dass die Fremden sich nicht selbst in einem Distrikt konzentriert, sondern über das ganze Land zerstreut hätten — glauben Sie, dass dann die Fremden-Einwanderungsfrage entstanden wäre?

Dr. Herzl: Ich glaube wohl.

Mr. Vallence: Und Sie glauben, dass es keine Möglichkeit gibt, der Frage beizukommen, als an ihrem Ursprung?

Dr. Herzl: Das glaube ich.

Mr. Vallence: Ich bin nicht ganz klar, was Sie im Sinne haben, wenn sie sagen, „es solle der Strom der Einwanderung in dieses Land an seiner Quelle abgelenkt werden." Haben Sie einen besonderen Plan im Auge?

Dr. Herzl: Gewiss!

Mr. Vallence: Würden Sie ihn nicht beschreiben?

Dr. Herzl: Ich ziehe vor, ihn hier bloss in grossen Umrissen auszuführen und wäre glücklich, wenn ich die Details dem Vorsitzenden privat mitteilen könnte; wenn er denselben für wert hält, möge er ihn allen Herren zur Kenntnis bringen.

Mr. Vallence: Und nach welcher Richtung geht Ihr Plan?

Dr. Herzl: Der Plan zielt darauf hinaus, ein Zentrum von genügender Anziehungskraft zu schaffen, so dass die Juden dahin ziehen würden.

Auf eine Frage des Mr. Vallence antwortet Dr. Herzl, dass die restriktiven Gesetze, welche gegenwärtig in Amerika in Kraft sind, leicht umgangen werden können, indem die Summe, welche jeder Einwanderer vor der Landung in seinem Besitze ausweisen muss, leicht entlehnt und nach der Landung zurückgestellt werden kann.

Fragestellung Sir Kenelm Digbys.

Sir K. Digby: Sie befürworten von Ihrem Standpunkte aus nicht den Ausschluss der Juden aus den Ländern, nach denen Sie gegenwärtig gehen, noch irgend eine restriktive Massregel?

Dr. Herzl: Nein. Es gibt Gegenden von schlechtem Ruf, welche so etwas tun können, Gegenden, welche nicht solches Gewicht legen auf die Erhaltung ihres alten Renommees und ihrer Ideen-Freiheit, wie es England tut. Diese mögen so etwas tun.

Sir K. Digby: Wenn Ihre Ideen erfolgreich sein sollten und sich verwirklichen, das würde doch nicht die Juden aufhalten, anderswo hinzugehen? Ich glaube nicht, dass Sie das erwarten?

Dr. Herzl: Ich denke, es wird nicht nur die Einwanderungsbewegung aufhalten, sondern auch alle jene hinführen, welche selbst fühlen, oder denen es fühlbar gemacht wird, dass sie anderswo nicht erwünscht, dass sie als überflüssig erachtet werden.

Sir K. Digby: Sie glauben also, dass die religiöse Idee ebenso wie ihr materieller Vorteil sie hinziehen wird?

Dr. Herzl: Der ganze Block von Vorteilen.

Sir K. Digby: Sie befürworten nicht — in Ansehung dessen, dass Ihre Idee dadurch Fortschritte machen würde — dass andere Nationen die Juden aus ihren Ländern ausschliessen sollen? Sie erachten das nicht als eine notwendige Stufe in der Propagierung Ihrer Idee?

Dr. Herzl: Nein. Ich würde vorziehen, ein Träumer von Träumen zu sein, und es lieber sehen, wenn die Tatsachen es nicht erweisen sollten, dass ich den richtigen Vorausblick hatte.

Sir K. Digby: Erwarten Sie eine wirkliche Gefahr von einem Erwachen des Antisemitismus in einem Lande gleich dem unseren?

Dr. Herzl: Es gibt ein französisches Sprichwort: „Cet animal est très méchant, il se défend quand on l'attaque." — Wenn die Juden angegriffen werden, werden sie sich verteidigen und Sie werden innere Unruhen haben.

Sir K. Digby: Erwarten Sie eine ernste Gefahr für die Juden, wenn sie angegriffen werden?

Dr. Herzl: Ich kenne leider antisemitische Länder.

Sir K. Digby: Sie haben bis jetzt keinen Beweis erbracht, dass eine antisemitische Strömung in diesem Lande im Entstehen ist.

Dr. Herzl: Ich erinnere mich der Zeit vor dem Auftauchen des Antisemitismus in Frankreich. Ich lebte dort zur Zeit des Beginnes der Dreyfuss-Affäre. Damals gab es dort noch keinen Antisemitismus, aber er ist nun dort eingezogen. Ich glaube nicht, dass es für ein Land gut ist, Antisemitismus zu haben, nicht für die Juden, aber auch nicht für das Land.

Fragestellung Lord Rothschilds.

Lord Rothschild: Ich möchte Ihnen einige der Antworten ins Gedächtnis zurückrufen, welche Sie Major Gordon gaben. Glauben Sie, dass es möglich ist, dass ein Jude Anhänger Dr. Herzls und ein Zionist sei — was immer das bedeuten mag — und zu gleicher Zeit ein guter Bürger seiner Heimat, ein guter Engländer oder Amerikaner oder Oesterreicher?

Dr. Herzl: Ich bin davon tief überzeugt, und Sie haben den Beweis hierfür im letzten Kriege gehabt. Es ist mir bekannt, dass in Ihrer Armee zwei zionistische Vereine bestanden haben.

Lord Rothschild: Ich habe diese Frage an Sie gestellt, weil ich glaube, dass Sie Major Gordon nicht verstanden haben, obgleich ich glaube, dass er meinte, die Fragen in der Art zu stellen, wie ich es tat. Aber er war politischer als ich. Es ist nämlich hier zu Beginn der Sitzungen dieser Kommission gesagt worden, dass die Tatsache, dass ein Mann Zionist sei, ihn verhindere, ein guter Bürger dieses Landes zu sein und es gebieterisch notwendig mache, ihn von diesem Lande auszuschliessen. Ich hielt es für notwendig, Ihnen das zu sagen, damit Sie der Kommission erklären können, wie es für einen Menschen vereinbar ist, ein Mitgefühl zu haben für seine verfolgten Brüder in Rumänien und doch ein guter Bürger seines Landes zu sein.

Dr. Herzl: Das ist eine rhetorische Frage.

Lord Rothschild: Demnach kann es die Kommission von Ihnen vernehmen, dass Juden oder jüdische Körperschaften Ihre Ansichten über das, was Sie Zionismus nennen, teilen und doch gute und ergebene Bürger sein können.

Dr. Herzl: Gewiss! Und weit mehr als jene, welche nicht Zionisten sind.

Vorsitzender Lord James: Wollen Sie uns gütigst Ihre Ansicht über das Wort „Zionist" geben?

Lord Rothschild: Lord James und die Kommission sind begierig, genau zu erfahren, was Sie meinen oder was gemeint ist unter dem Worte „Zionismus". Ob Sie darunter eine gemeinsame Bewegung verstehen, um einen jüdischen Staat in Palästina wieder zu errichten, oder ob unter dem Worte „Zionismus" bloss eine grosse Bestrebung gemeint ist, irgend einen Teil der Welt ganz mit Juden zu kolonisieren? Habe ich mich klar ausgedrückt?

Dr. Herzl: Vollkommen klar.

Der Vorsitzende: Würden Sie uns nicht sagen, was ein Zionist ist?

Dr. Herzl: Wir haben auf dem ersten Kongresse in Basel ein Programm formuliert, welches als Ziel des Zionismus die Schaffung einer rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina festsetzt. Das ist das feste Ziel; aber es kann Momente geben, wo unmittelbare Hilfe oder ein Schritt nach vorwärts unerlässlich sind. Und so halten die Zionisten sich für verpflichtet, immer unter Aufrechthaltung ihrer Prinzipien und ihres Programmes, wo immer es notwendig ist, den Versuch zu machen, das harte Los der unterdrückten Juden durch angemessene Mittel zu mildern.

Lord Rothschild: Da wir bei der Frage sind, möchte ich darauf eingehen. Sie wissen, dass Philantropen, deren Namen ich nicht nennen will, den Versuch gemacht haben, jüdische Kolonien in Palästina zu gründen?

Dr. Herzl: Sie hatten keinen Erfolg damit.

Lord Rothschild: Und alle diese Kolonien sind bis jetzt missglückt?

Dr. Herzl: Jawohl!

Lord Rothschild: Es gibt verschiedene Meinungen darüber, warum sie missglückt sind, aber die Mehrzahl der Leute sagt, dass sie keinen Erfolg haben, weil die türkische Regierung dies nicht zulassen will.

Dr. Herzl: Ich ziehe es vor, über die türkische Regierung und über die palästinensischen Kolonien jetzt nicht zu sprechen. Ich bitte Seine Lordschaft, mir einige Augenblicke privat zu bewilligen, und ich werde Ihnen meine Ansichten darüber mitteilen.

Lord Rothschild: Sie sind über die Verfolgungen der Juden in Polen und Russland befragt worden. Sie sind mit den Verhältnissen in Polen und Russland nicht persönlich vertraut?

Dr. Herzl: Nein, ich bin damit nicht persönlich vertraut. Es ist damit, wie mit manchen anderen Fakten, zum Beispiel mit Tatsachen, die ich kenne, trotzdem ich nicht dabei anwesend war. Ich kenne die Lage der Juden in Russland aus vertrauenswürdigen Quellen.

Lord Rothschild: Können Sie der Kommission sagen, was gegenwärtig in Rumänien vorgeht?

Dr. Herzl: Jawohl! Das kann ich.

Lord Rothschild: Wie viel Juden gibt es in Rumänien?

Dr. Herzl: Gegen eine Viertel Million.

Lord Rothschild: Sind sie verpflichtet, in der Armee zu dienen?

Dr. Herzl: Ja!

Lord Rothschild: Möchten Sie der Kommission nicht sagen, welche Leiden die Juden in Rumänien zu erdulden haben, wie sie dort verfolgt werden und wie die neuen Gesetze, welche dort angenommen wurden, auf sie wirken werden?

Dr. Herzl: Zuerst leiden Sie unter der Ungewissheit des kommenden Tages. Ich denke, das ist einer der schwersten Schäden, die einem Menschen zuteil werden können, ungewiss zu sein, ob er nicht morgen aus seinem Berufe, aus seinem Hause, aus allen seinen Lebensbedingungen herausgerissen werden wird. Dann gibt es dort einen gesetzlichen Boykott und einen wirklichen Boykott. Der wirkliche Boykott ist derselbe wie in Galizien und anderen Ländern, wo Antisemitismus herrscht. Dort sagt man: „Kauft nicht bei Juden!" Und in Rumänien ist ein gesetzlicher Boykott geschaffen worden, indem ein Gesetz angenommen worden, welches sich gegen „fremde" Handels- und Gewerbeleute richtet. Denn in Rumänien gelten Juden, deren Ahnen schon im Lande gewohnt haben und die selbst im Lande geboren worden sind, als Fremde, und die Worte Fremder und Jude sind synonym.

Lord Rothschild: Kann ein Jude Advokat in Rumänien werden?

Dr. Herzl: Ich kenne zum Beispiel einen Advokaten, der ausgewiesen wurde, ich weiss nicht aus welchem Grunde.

Major Gordon: Ist er ausgewiesen worden, weil er ein Jude ist?

Dr. Herzl: Wenn er ein Rumäne gewesen wäre, hätte er nicht ausgewiesen werden können.

Lord Rothschild: Um irgend einen Beruf in Rumänien ausüben zu können, muss man also ein Rumäne sein, nicht wahr?

Dr. Herzl: Um ihn sicher auszuüben, muss man vollberechtigter Bürger sein.

Lord Rothschild: Und die Tatsache, dass man ein Jude ist, benimmt die Möglichkeit, ein Rumäne zu werden?

Dr. Herzl: Sie wissen, was im Berliner Vertrag steht.

Lord Rothschild: Der Berliner Vertrag setzt fest, dass die Rumänen das zu ändern haben.

Dr. Herzl: Jede Rezeption der Naturalisation unterliegt dem Votum des Parlaments, und es sind von einer Viertelmillion Juden nur gegen 300 naturalisiert worden.

Lord Rothschild: Nehmen wir an, die rumänische Regierung würde gezwungen werden, die Bestimmungen des Berliner Vertrages auszuführen und die Juden auf gleichem Fusse mit den Rumänen zu behandeln. Ist dort in Rumänien für sie Platz?

Dr. Herzl: Meinen Eure Lordschaft das in Bezug auf den Boden?

Lord Rothschild: Ich meine es in Bezug auf alles zusammen — in Bezug auf den Boden, die Armee, den Handel, die Gewerbe und die freien Berufe.

Dr. Herzl: Das ist eine theoretische Sache. Ich kenne Länder, wo die Juden nach dem Gesetze die vollen Rechte haben, aber in der Praxis haben sie sie nicht. So würde es sein, wenn — was ganz unmöglich ist — die europäischen Mächte im eigenen

Interesse bei der rumänischen Regierung zugunsten der Juden intervenieren würden. Wenn ich ein rumänischer Staatsmann wäre, würde ich die einzelnen intervenierenden antisemitischen Länder auffordern, mit gutem Beispiele voranzugehen.

Aus diesem Grunde glaube ich nicht an eine Intervention. Wenn aber doch eine gemacht werden würde, so würde die Bevölkerung die gesetzliche Bestimmung in der Praxis unwirksam machen.

Lord Rothschild: Die Bevölkerung hasst dort die Juden?

Dr. Herzl: Man muss es glauben, denn sie prügelt sie und tötet sie, das sind Beweise einer gewissen Aversion.

Lord Rothschild: Ist nicht vielleicht die Lage von ganz Rumänien so schlecht, dass darum mancher aus dem Lande gehen muss?

Dr. Herzl: Ich glaube wohl, dass der arme Rumäne ein armer Mann ist.

Resumé des Vorsitzenden Lord James.

Nachdem die Fragestellung beendigt war, sagte der Vorsitzende, er halte es für notwendig, die Aussage Dr. Herzls zu resumieren. Dr. Herzl sei vor der Kommission erschienen, von dem Wunsche beseelt, alles zu tun, was zu Nutz und Frommen seines Volkes dienen könne. Als Anwalt seiner Rasse ohne Rücksicht auf dieses Land allein wünscht Dr. Herzl keine Aenderung der bestehenden Gesetze, keine Beschränkung und die Aufrechterhaltung vollkommener Freiheit. Er wünscht auch nicht irgend einen Unterschied gemacht zu sehen zwischen den jüdischen und anderen fremden Einwanderern. Lord James führt weiter aus, dass die Einheimischen eine bessere Kenntnis der Wohnungsverhältnisse, des Anwachsens der Einwanderung und ähnlicher Fragen haben

müssen als der Experte, welcher zugibt, die Informationen nach dieser Richtung den Aussagen vor der Kommission entnommen zu haben. Dr. Herzl gibt über Befragen Lord James' zu, dass es vom englischen Standpunkte weder inhuman noch entgegen irgend einem Standpunkte der Wohltätigkeit wäre, wenn die Kommission sich im Interesse des Landes veranlasst sehen würde, eine Beschränkung der Einwanderung bis zu einem gewissen Grade, den sie für zulässig hält, vorzuschlagen. Da wir leider nicht in paradiesischen Zeiten leben, müsse es jedem Lande zugestanden werden, die Grenzen der Selbstverteidigung zu bestimmen. Lord James resumiert ferner, dass es nach Dr. Herzls Ansicht wirkungsvoller wäre und die Bildung von Professionsbettlern verhindern würde, wenn die Wohltätigkeit nicht verstreut, sondern nach einem allgemeinen Plane geübt werden würde.

Dr. Herzl: Die Wohltäter in diesem Lande sollten sich vereinigen und einen Platz ausfindig machen, wo sie die Heimatlosen ansiedeln und aus ihnen Arbeiter statt Bettler machen könnten. Aehnliche Ansiedlungen seien gescheitert, weil für Bewegungen grosser Volksmassen Geld allein nicht genügt. Sie müssen ein Ideal haben, sie müssen an ihre Zukunft glauben können und dann ist man imstande, bei ihnen die Hingebung für die denkbar schwerste Arbeit zu finden. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Argentinien hat einen sehr guten Boden und die Bedingungen für die Landwirtschaft sind dort bedeutend bessere als in Palästina. Aber in Palästina arbeiten die Juden mit Enthusiasmus und haben Erfolg; freilich nicht die künstlich gemachten Kolonien, sondern die auf der Basis der grossen, nationalen Idee nach dem System der Selbsthilfe gegründeten.

Mr. Alfred Lyttleton: Haben sie in Argentinien fehlgeschlagen?

Dr. Herzl: Sie haben zum Teil fehlgeschlagen, weil die Kolonisten dort immer auf die Administration hoffen, welche sie

mit allem versorgt, alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumt und für sie denkt. Sie sind nicht selbständig.

Mr. Lyttleton: Ich habe mir aus einem Buche von Lewis und Russell, „Der Jude in London", eine Stelle herausgeschrieben in Bezug auf Zionismus. Sie lautet: „Es muss hinzugefügt werden, dass das Anwachsen des jüdischen Nationalgefühls nicht ausser Harmonie steht mit den Forderungen eines englischen Bürgers. Es mag eine sonderbare Frage für Kasuisten sein, ob ein Konflikt zwischen den zwei Verpflichtungen bei irgend einer Gelegenheit denkbar ist. Für praktische Menschen genügt es, dass unser Adoptiv-Vaterland, dem wir so viel Dank schuldig sind, von uns nicht verlangt, schlechtere Juden zu sein, um bessere Engländer zu werden.

Wir wollen die Tatsache nicht verheimlichen, dass unsere Sehnsucht nach dem Lande unserer Väter gerichtet ist, und dass wir glauben, dass der Genius der jüdischen Rasse sich auf jüdischem Boden am besten entwickeln würde. Aber die Wanderung nach Palästina wird vielleicht ein langsamer Prozess sein; manche Generationen müssen vielleicht inzwischen hinweggehen, und das heilige Land kann vielleicht niemals mehr sein, als das Zentrum jüdischen Lebens. Inzwischen ist unsere Heimat hier und wir haben uns der Gastfreundschaft wert zu zeigen, welcher wir hier teilhaftig werden. Die verschiedenen, aber sich nicht widersprechenden Forderungen englischer Bürgerschaft und jüdischer Nationalität möge eine Ausnahme sein, aber so war es in der ganzen Geschichte Israels in der Diaspora."

Dr. Herzl: Das sind ausgezeichnete Worte.

Mr. Norman stellt noch einige Fragen an den Experten, um festzustellen, dass beträchtliche Schwierigkeiten zu bewältigen sind, um in die Vereinigten Staaten hineingelassen zu werden.

Dr. Herzl: Aber sie werden doch bewältigt.

Der Vorsitzende Lord James konstatiert, dass dies alle Fragen sind, welche die Kommission an den Experten zu stellen hat. Jedes einzelne Mitglied der Kommission sei mit ihm, dem Vorsitzenden, dem Experten dafür dankbar, dass er gekommen sei, und alle würdigen die Aussage, die er gemacht hat.

Nachdem er allen Mitgliedern der Kommission die Hand geschüttelt hatte, zog sich Dr. Herzl zurück.



SECHSTE KONGRESSREDE



SECHSTE KONGRESSREDE

Geehrte Kongressmitglieder!

Zum sechsten Zionistenkongresse versammeln wir uns nun in der guten Stadt Basel, die unserer Dankbarkeit bereits vertraut ist. Wir versammeln uns wieder in Sorgen und Hoffnungen.

Die Lage der Juden in der ganzen Welt ist heute wahrlich nicht günstiger als in den Jahren der früheren Kongresse. Was wir über die Lage unseres Volkes in den früheren Jahren von dieser Tribüne aus sagten, es gilt auch zur Stunde noch. Da und dort hat sich wohl eine Aenderung begeben — aber nicht zum Besseren. Viele von uns hatten gemeint, es könne nicht mehr schlechter werden. Es ist noch schlechter geworden. Wie ein Hochwasser ist das Elend über die Judenheit gekommen. Alle tiefer gelegenen Existenzen sind bereits überschwemmt. Wenn diejenigen, die an höheren, geschützteren Stellen wohnen, diese erschütternde Tatsache leugnen, so stellen sie ihrer Einsicht oder ihrem Herzen kein gutes Zeugnis aus. Mit dem Zugeständnis der Tatsache, dass es den Juden erbärmlich übel ergeht, ist freilich auch noch nicht viel gewonnen. Das führt höchstens zu Handlungen der Barmherzigkeit, die im einzelnen gewiss nur zu loben, aber aus einem höheren, umfassenden Gesichtspunkte zu tadeln sind, weil sie bei all ihrer erwiesenen Unzulänglichkeit das Gewissen der solidarisch Verpflichteten beschwichtigen. „Je nun, man tut, was

man kann!" ist ein bequemer Spruch. Es gibt vielleicht Leute, die ein ausreichend feines Gefühl der Selbstbefriedigung haben, wenn sie nach der Morgenblattlektüre eines mittelalterlichen Judenmassakres der Zeitung eine bescheidene Geldspende zum Ausweise schicken. Doch auch wer sich ehrlich nach seinem Vermögen selbst besteuert, hat mit Geld allein nicht genug getan. Das Geld gibt den Toten das Leben, den Verstümmelten ihre Gesundheit, den Waisen ihre Eltern nicht wieder. Und wie will man mit solchen Almosen das Zittern derjenigen heilen, die zwar nicht am eigenen Leibe getroffen sind, aber in denselben Verhältnissen weiterleben? Die haben es noch nicht überstanden.

Wir Zionisten gebrauchen eigentlich diese Argumente nur mit innerem Widerstreben. Es geht gegen unser Gefühl, Unglücksfälle politisch auszubeuten und einen agitatorischen Nutzen aus dem Jammer ärmster Geschöpfe zu ziehen. Aber es muss doch von dieser Stelle gesagt werden, mit welchem Schmerz und welcher Entrüstung wir die grauenhaften Vorgänge von Kischenew vernommen haben, und mit welchem Kummer es uns erfüllt, dass Juden unter solchen Bedingungen leben. Arme, sorgenschwere Existenzen haben dort unter Martern geendet. Wir wollen ihr Andenken ehren, uns um ihre Hinterbliebenen kümmern, und dann wollen wir unsere Zeit nicht mit nutzlosen Demonstrationen verlieren, sondern unsere lebendige Sorge den Lebenden zuwenden.

Denn die blutigen Tage der bessarabischen Stadt sollen uns nicht vergessen machen, dass es noch manches andere Kischenew, und nicht nur in Russland, gibt. Kischenew ist überall, wo Juden an Leib oder Seele gequält, an der Ehre gekränkt, am Vermögen geschädigt werden, weil sie Juden sind. Retten wir die, welche noch zu retten sind.

Es ist die höchste Zeit. Wer überhaupt die sichtbaren Zeichen

sieht, muss sehen, dass in der Lage eine geradezu verhängnisvolle Verschlimmerung eingetreten ist. Wir Zionisten haben diese Verschlimmerung seit Jahr und Tag vorausgesagt — und nun sie da ist, sind wir doch aufs schmerzlichste betroffen.

In den letzten zwei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts glaubte man in jüdischen Gemeindekreisen an die Emigration als Allheilmittel. Das ging, wenn wir von allem anderen absehen — vom Elend der Wanderer, von der Grausamkeit neuer Verhältnisse, in die sie unvorbereitet gerieten, vom nationalen Verluste durch immer wiederholte Zerstreuungen und so weiter — es ging doch nur so lange, als die Länder der Immigration sich gegen diesen Zufluss eines verzweifelten Proletariates nicht wehrten.

Dies ist die neue Epoche, in die wir eingetreten sind. Die Einwanderungsländer beginnen sich zu wehren, obwohl, nein, weil die Judennot im Osten Europas steigt. Und doch sind es Länder, an deren hoher Gesittung zu zweifeln einfach töricht wäre. Diese Staaten glauben ihrer sonstigen Humanität — ich sage es nicht ironisch — Einhalt gebieten und die Judenfrage, die für sie die Frage der jüdischen Einwanderung ist, politisch behandeln zu müssen. Nur bei uns Juden sträuben sich noch manche ängstlich, darin ein Politikum zu sehen. Diese Angst aber wird uns mehr Mitleid als Zorn einflössen, wenn wir sie recht verstehen. Es ist eine Platzfurcht, die noch aus der engen Judengasse stammt.

Indessen entwickeln sich die Dinge unaufhaltsam. In England, dem letzten bisher noch ganz offenen Zufluchtsorte, wurde eine königliche Kommission zur Untersuchung der Fremdeneinwanderung eingesetzt. Der Fremden, um nicht zu sagen der Juden. Die Konklusionen des Berichtes lassen aber keinen Zweifel zu, über wessen Einwanderung sich die Kommission zu äussern hatte. Man sieht ordentlich, wie das freie, grossmütige England mit sich

kämpft, wie schwer es sich eine harte Massregel gegen arme Menschen abringt, wie es eine eigene, langwierige Untersuchung einleitet, bevor es zu endgültigem sich entschliesst. Es gibt nämlich alte Prinzipien, glorreich wie Fahnen, die nicht ganz unbeschädigt bleiben, wenn England unschuldig Unglücklichen nicht mehr das freie Asyl gewährt. Und genau dasselbe gilt von Amerika, das gross geworden ist, weil es ein Asyl war.

Von den Regierungen der an der Judenwanderung beteiligten Länder wird unser Werk täglich besser verstanden. Unsere Lösung, die dem jüdischen Volke zu einer Heimstätte verhelfen will, entspricht so sehr einem allgemeinen Bedürfnisse, dass sie endlich gelingen muss. Eine leichte Arbeit ist es freilich nicht. Es gibt Schwierigkeiten, die ausserordentlich viel Geduld und Treue erfordern. Aber schon dies ist ein Stück der Erziehung, die wir unterwegs bekommen. Es gibt schwere Tage, an denen man mühselig Errungenes zerfliessen sieht und vielversprechende Anfänge, die dann in sich zusammenbrechen. So lange eine Bewegung jung und schwach ist, müssen die Führenden befürchten, dass solche Rückschläge die Anhänger demoralisieren könnten, und zur eigenen Enttäuschung und Ermüdung tritt noch die Sorge um die Fortführung der Arbeit, um die Beschaffung der Mittel, um die Ausdauer der Genossen. Doch auch das ist zum Guten. Es verlieren sich die, an denen man nichts verliert. Sie ziehen ab, die einen mit ihrer gekränkten Eitelkeit, die zweiten, weil sie bei der Sache ihre Rechnung nicht fanden, die dritten, weil sie nur gern an Erfolgen teilnehmen und so noch andere aus mancherlei anderen Gründen. Die aber bleiben, denen wird die Sache durch jedes Opfer nur noch teurer. Mit denen kann man den Weg fortsetzen, und ihnen kann man auch alles sagen. So war es in unserer Absicht, als wir diesen Kongress einberiefen, und wir glaubten, dass wir nichts anderes würden da zu melden haben als das Scheitern von Verhandlungen und das Misslingen lang vorbereiteter Versuche. Indessen kam es einigermassen anders.

Seitdem wir hier zum fünftenmale beisammen waren, hatte ich neuerdings zweimal die Ehre, von Sr. Majestät dem Sultan nach Konstantinopel berufen zu werden. Beide Male, im Februar wie im August 1902 blieben jedoch die Unterhandlungen resultatlos. Ich konnte mich selbstverständlich auf nichts einlassen, was mit unserem Baseler Programm nicht vereinbar gewesen wäre, insbesondere konnte eine zerstreute, zusammenhanglose Kolonisation in verschiedenen Teilen des türkischen Reiches unseren nationalen Bedürfnissen nicht genügen. Aus allen diesen beschwerlichen Verhandlungen ging nur hervor, dass Se. Majestät der Sultan dem jüdischen Volke andauernd eine freundliche Gesinnung bewahrt. Es ist dies gewiss erfreulich und wertvoll, aber praktisch kommen wir damit nicht weiter. Da nun die gütigen Gesinnungen des Souveräns gegeben sind, sowie die zweifellosen Vorteile, die das türkische Reich davon hätte, musste das Hindernis in der Haltung der im Oriente interessierten Hauptmächte gesucht werden, namentlich Russlands. Denn von Deutschland hatten wir uns keines Widerstandes zu versehen, nach der unvergessenen Teilnahme, die uns der deutsche Kaiser bekundete. Als ich im Jahre 1898 die Ehre hatte, mit einer zionistischen Abordnung in Jerusalem empfangen zu werden, versicherte Se. Majestät unsere Bewegung seines Wohlwollens. An einem Kaiserworte soll man nicht drehen noch deuteln. Auch von England war eine Gegnerschaft nicht zu besorgen, und Ereignisse, die ich jetzt melden will, bestätigten dies.

Nach der Erfolglosigkeit der letzten Verhandlungen in Konstantinopel und angesichts der wachsenden Not mussten wir andere Wege suchen. So setzte ich mich denn im Oktober vergangenen Jahres mit einigen Mitgliedern des britischen Kabinetts in Verbindung und unterbreitete ihnen den Vorschlag, uns eine Landkonzession für die Sinai-Halbinsel zu bewilligen, damit wir dort eine Ansiedlung für unser Volk gründen. Sowohl die Minister, denen ich hier meinen allerwärmsten Dank ausdrücken möchte, als auch die hohen Beamten der britischen Regierung, welche

für diese Angelegenheit zuständig sind, haben mich mit dem grössten Wohlwollen und Entgegenkommen aufgenommen. Es wurde mir bedeutet, dass, da das ins Auge gefasste Territorium ägyptisch sei, es notwendig wäre, unmittelbar mit der ägyptischen Regierung zu verhandeln, doch stellte die englische Regierung mir grossherzig ihre Empfehlung zur Verfügung und drückte ihrem Vertreter in Aegypten, Lord Cromer, ihre Hoffnung aus, dass der Plan von ihm und den Räten Sr. Hoheit des Khedive in wohlwollende Erwägung gezogen werden würde. Die britische Regierung gab uns anheim, als vorbereitenden Schritt die Entsendung einer Kommission von Fachleuten anzuordnen, die den Landstrich auf seine Eignung zur Besiedlung und auf die Aussichten seiner Kolonisation prüfen sollte. Um die Zustimmung der massgebenden ägyptischen Autoritäten zur Entsendung der Kommission und deren Unterstützung zu erlangen, begab sich unser Vertreter, Mr. Greenberg, versehen mit Empfehlungsschreiben des englischen Auswärtigen Amtes an die ägyptische Regierung, Ende Oktober nach Aegypten.

Lord Cromer und der ägyptische Minister des Auswärtigen nahmen ihn sehr freundlich auf und gaben nach einigen Verhandlungen ihre Zustimmung zur Entsendung der Kommission. Sie gestatteten auch, dass ein Vertreter des ägyptischen Landvermessungsamtes sich der Kommission als Mitglied anschloss. Die Kommission wurde hierauf gebildet und bestand aus den Herren: Ingen. Kessler, Architekt Marmorek, Oberst Goldsmid, Ingen. Stephens, Professor Laurent, Dr. S. Soskin, Dr. Hillel Joffe und dem ägyptischen Regierungsvertreter Mr. Humphreys.

Die Kommission kam in Aegypten Ende Januar an und brach anfangs Februar nach der Sinai-Halbinsel auf. Inzwischen verliess unser Vertreter Mr. Greenberg England und ging wieder nach Aegypten, um dem Lord Cromer und der ägyptischen Regierung den Entwurf eines Charters für einen Landstrich auf der Sinai-

Halbinsel zu unterbreiten. Nach langen Verhandlungen erhielt unser Unterhändler von der ägyptischen Regierung ein Schreiben, worin sie sich mit dem Grundsatz des vorgeschlagenen Charters einverstanden erklärt. Dieser bestimmt die jüdische Selbstverwaltung für den in Betracht kommenden Landstrich und gewährt Munizipalrechte für das gesamte bewilligte Gebiet, unter der Voraussetzung, dass die entsendete Kommission einen günstigen Bericht erstatte, welcher der Regierung die Ueberzeugung beibringt, dass die Besiedlung der Halbinsel tunlich ist.

Die Kommission kehrte anfangs März nach Aegypten zurück, und ich reiste selbst hin, um mit ihr zusammenzutreffen. Ich unterbreitete Lord Cromer und der ägyptischen Regierung verschiedene Vorschläge, betraute jedoch, da ich nach Europa zurückkehren musste, mit den weiteren Verhandlungen ein Mitglied der entsendeten Kommission.

Es folgten langwierige Verhandlungen, die jedoch, wie ich mit Bedauern mitzuteilen habe, das Ergebnis hatten, dass die ägyptische Regierung erklärte, sie sei nicht in der Lage, auf die Sache weiter einzugehen, da das fachmännische Gutachten dahin ging, dass es unmöglich sei, die pelusinische Ebene ausreichend mit Wasser zu versorgen, und daher auch die Besiedlung von El-Arisch oder einem anderen Teile der Halbinsel nicht erfolgen könne. Als die Mitglieder der britischen Regierung, mit denen ich vorher in Verbindung gestanden, von dem der ägyptischen Regierung erteilten fachmännischen Rate und von den Entschliessungen, zu welchen sie sich genötigt sah, Kenntnis erlangt hatten, schlugen sie mir sofort an Stelle des früheren die Bewilligung eines anderen Landgebietes zum Zwecke der jüdischen Kolonisation vor.

Das neue Landgebiet hat nicht den geschichtlichen, poetisch-religiösen und zionistischen Wert, den auch noch die Sinai-Halbinsel besessen hätte, aber ich zweifle nicht, dass der Kongress

als Vertreter der jüdischen Masse auch das neue Anerbieten mit wärmster Dankbarkeit entgegennehmen würde. Der Vorschlag bedeutet eine autonome jüdische Ansiedlung in Ostafrika mit jüdischer Verwaltung, jüdischer Lokalregierung und einem jüdischen Oberbeamten an ihrer Spitze, alles natürlich unter britischer oberhoheitlicher Ueberwachung. Da dieser Vorschlag gemacht wurde, fühlte ich mich nicht gerechtfertigt, im Hinblicke auf die Verfassung des Judentums und die Notwendigkeit, sofort irgend ein Mittel zur möglichsten Besserung der Lage zu finden, etwas anderes zu tun, als die Erlaubnis zu erlangen, den Vorschlag dem Kongresse zu unterbreiten. Damit die Sache indes für uns alle ein hinreichend greifbares Interesse habe, war es notwendig, den Vorschlag in eine Form zu bringen, der auf unsere uns allen so teuren nationalen Bestrebungen Rücksicht nehmen würde. Unser Vertreter führte daher einige Zeit hindurch mit den Mitgliedern des britischen Kabinetts und mit den Ressortschefs eingehende Verhandlungen, die einen günstigen Fortgang nahmen.

Ich möchte den Anschauungen des Kongresses über die Politik, die die zionistische Bewegung diesen Vorschlägen gegenüber befolgen will, nicht vorgreifen, allein obschon selbstverständlich das jüdische Volk kein anderes Endziel haben kann als Palästina, und obwohl, was immer das Schicksal des Vorschlages sein mag, unsere Anschauungen über das Land unserer Väter unabänderlich sind und bleiben müssen, so wird der Kongress doch erkennen, welche ausserordentliche Förderung unsere Bewegung durch die Unterhandlungen mit der britischen Regierung erfahren hat. Ich darf sagen, dass unsere Anschauungen inbetreff Palästina mit voller Offenheit und Ausführlichkeit den Mitgliedern des britischen Kabinetts und den in dieser Angelegenheit zuständigen hohen Regierungsbeamten auseinandergesetzt worden sind. Ich glaube, dass der Kongress Mittel finden kann, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen. Dieses Anerbieten wurde uns in einer Weise entgegengebracht, die dazu beitragen muss, die Lage des

jüdischen Volkes zu bessern und zu erleichtern, ohne dass wir irgend etwas von den grossen Grundsätzen aufgeben, auf welche unsere Bewegung gegründet ist.

Die Einzelheiten des Vorschlages, auf den ich Ihre besondere Aufmerksamkeit aufs ernstlichste hinlenken möchte, dem gesamten Kongresse vorzulegen, würde mir nicht praktisch scheinen. Es scheint mir richtiger, Sie zu bitten, dass Sie einen kleinen Sonderausschuss wählen, der sich mit der ganzen Angelegenheit zu befassen hätte. Was immer beschlossen werden mag — so viel kann ich getrost sagen, dass wir alle im Herzen nichts als das tiefste Gefühl der Dankbarkeit für das staatsmännische Wohlwollen empfinden, das Grossbritannien in diesen Verhandlungen dem jüdischen Volke gegenüber bekundet hat.

Zion ist dies freilich nicht und kann es nie werden. Es ist nur eine Kolonisationsaushilfe, aber wohlgemerkt auf nationaler und staatlicher Grundlage. Das Zeichen zum Aufbruche können und werden wir unseren Massen daraufhin nicht geben. Es ist und bleibt lediglich eine Notstandsmassregel, die der jetzigen Ratlosigkeit aller philanthropischen Unternehmungen abhelfen und dem Verluste solcher versprengter Volksteile vorbeugen soll.

So lagen die Dinge, als die letzte Wendung eintrat, die erst wenige Tage alt ist, aber eine sehr bedeutende Entwicklung vorstellt.

Die wohlbekannten Ereignisse machten es notwendig, dass ich im Interesse des jüdischen Volkes nach Russland reiste. Ich hatte die willkommene Gelegenheit, mit der dortigen Regierung zu verkehren, und ich kann sagen, dass ich einem gewissen Verständnisse unserer zionistischen Bestrebungen begegnete sowie auch Aeusserungen des guten Willens hörte, etwas Entscheidendes für uns zu tun. Ich gestehe übrigens, dass ich bei dieser Gelegenheit nicht nur Parteimann war — Sie werden es mir nicht übel nehmen. Ich sprach nicht nur für die Zionisten, sondern für alle Juden in Russland. Ich bemühte mich, einige Verbesserun-

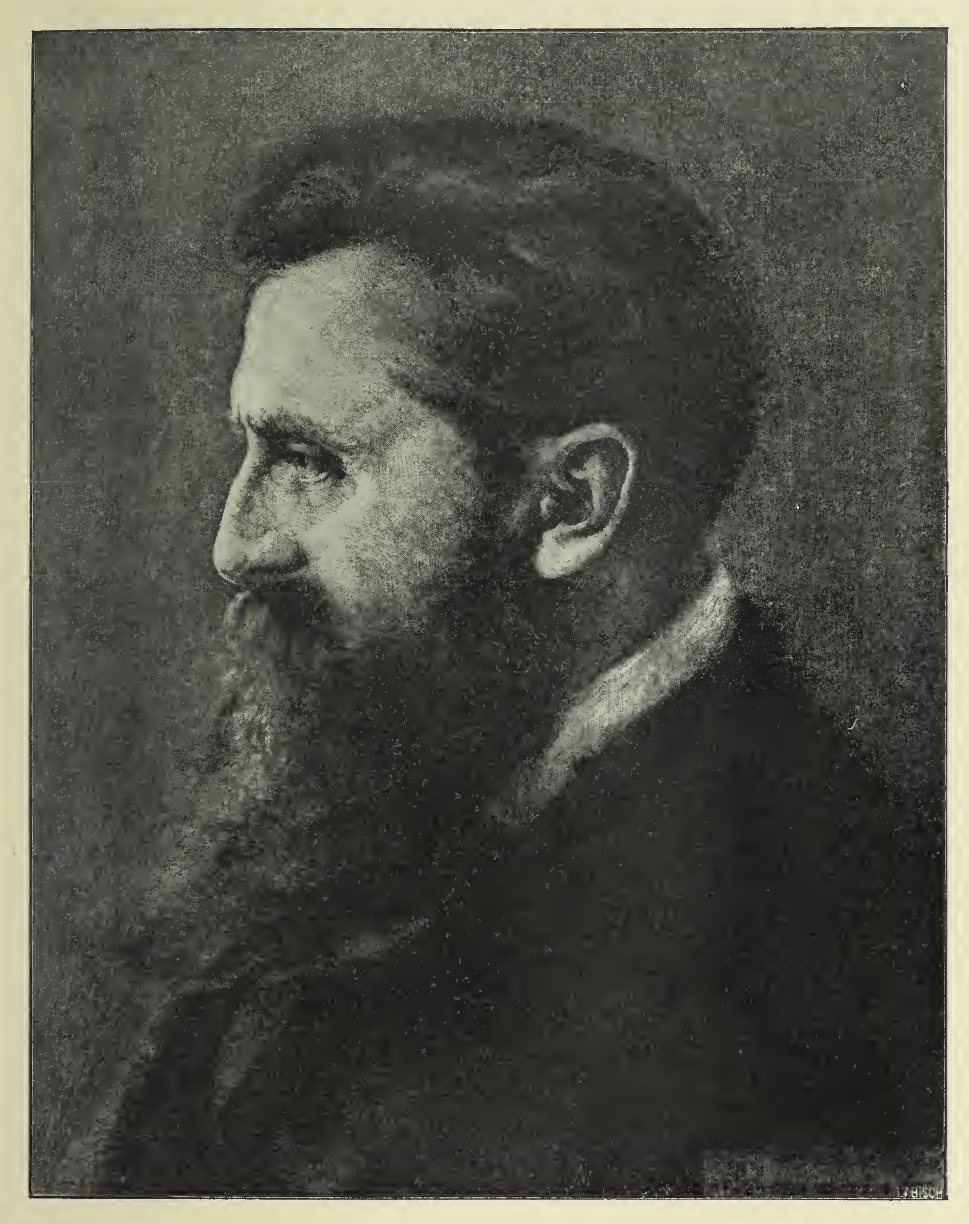
gen ihrer traurigen Lage zu befürworten, und erhielt auch die Zusicherung, dass solche Erleichterungen demnächst in Erwägung gezogen werden sollen.

Bedeutender waren die Zusicherungen, die ich für die zionistische Bewegung erhielt. Ich bin in der Lage, zu erklären, dass die russische Regierung dem Zionismus kein Hindernis in den Weg legen will, wenn er wie bisher einen ruhigen und gesetzlichen Charakter behält. Die russische Regierung ist ferner bereit, bei der Deckung der Gelderfordernisse einer von uns Zionisten geleiteten Emigration mitzuwirken.

Endlich, und darauf ist wohl das allergrösste Gewicht zu legen, ist die russische Regierung bereit, unsere Bemühungen um die Erlangung von Palästina bei S. M. dem Sultan mit ihrem Einfluss zu unterstützen.

Die Tragweite dieser Erklärung, die ich dem Zionistenkongresse übermitteln darf, ist wohl jedem erkennbar. Ein solches Versprechen der russischen Regierung bedeutet einen diplomatischen Gewinn, der nicht zu hoch veranschlagt werden kann. Nicht nur ist ein enormes Hindernis beseitigt, es ist auch plötzlich eine mächtige Nachhilfe vorhanden. Ihre Wirkungen sind allerdings noch abzuwarten, aber mit erfrischtem Mute und grösseren Aussichten als je vorher können wir unsere Bemühungen um Erez Israel fortsetzen.

Es wird natürlich auch jetzt wieder Leute geben, die nur das Bittere aus diesen Vorteilen heraussehen. Die Hilfe der Mächte, werden diese Leute sagen, bedeute nichts Erfreuliches. Sie wollen uns loshaben oder sie wollen uns nicht hineinlassen. Gut! Wenn darin eine Ungerechtigkeit gegen unser Volk liegt, so wollen wir darauf die Antwort in Zukunft geben. In unserer Zukunft, in unserem Lande! Und diese Antwort soll bestehen in einem Erhöhen der menschlichen Gesittung.



THEODOR HERZL

(NACH EINER RADIERUNG VON HERMANN STRUCK)



ANMERKUNGEN



ANMERKUNGEN

Zur „SELBSTBIOGRAPHIE“.
Aus dem „Jewish Chronicle“ vom 14. Januar 1898.

Zu „THEODOR HERZL UND BARON HIRSCH“.
Aus dem Tagebuch I, 29 ff.

Zu S. 34, oben: Im Tagebuch I, S. 126, kommt Herzl auf diese Stelle zurück. „Im Brief an Hirsch sagte ich: Mit meinen 35 Jahren ist man in Frankreich Minister, und Napoleon war Kaiser. — Ich finde jetzt, dass ich in der Eile die Meinung schlecht formuliert habe. So sieht es grössenwahnsinnig aus. Ich meinte nur: folglich darf ich wohl auch über den Staat nachdenken, und dieses Alter kann schon die Reife eines Staatsmannes enthalten.“

Zu S. 37, Schluss: Am 21. April 1896 starb Baron Hirsch. Herzl schrieb in sein Tagebuch: „Seit Monaten ist die Broschüre [„Der Judenstaat“] fertig. Ich gab sie jedem, nur ihm nicht. Im Augenblicke, wo ich mich dazu entschliesse, stirbt er. Seine Mitwirkung hätte unserer Sache ungeheuer schnell zum Gelingen verhelfen können.

Jedenfalls ist sein Tod ein Verlust für die Judensache. Von den reichen Juden war er der Einzige, der etwas Grosses für die Armen tun wollte. Vielleicht habe ich ihn nicht richtig zu behandeln gewusst.

Es kommt mir vor, als wäre unsere Sache heute ärmer geworden. Denn immer dachte ich noch daran, Hirsch für den Plan zu gewinnen."

Zum „JUDENSTAAT".

Nach der Unterredung mit Baron Hirsch (Pfingstsonntag 1895) folgten „Wochen einer beispiellosen Produktion, in denen ich die Einfälle nicht mehr ruhig ins Reine schreiben konnte. Ich schrieb gehend, stehend, liegend, auf der Gasse, bei Tisch, bei Nacht, wenn es mich aus dem Schlaf aufjagte. — — Ich weiss jetzt und wusste auch während dieser ganzen stürmischen Produktionszeit, dass vieles, was ich aufschrieb, kraus und phantastisch war. Ich übte aber keine Selbstkritik, um den Schwung dieser Einbildungen nicht zu lähmen. Für die reinigende Kritik, dachte ich mir, wird auch später Zeit sein." Tagebuch I, 43/44.

Diese „Einfälle" sind in den Originalzetteln erhalten; die Abschrift (vom Vater Herzls mit liebevoller Sorgfalt angefertigt) findet sich im Tagebuch auf Seite 55—120. Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, diese Gedanken der Oeffentlichkeit zu übergeben, werden sie den besten Kommentar zum „Judenstaat" bilden, der aus ihnen unter Anwendung der anfangs verschmähten „Selbstkritik" hervorgegangen ist.

Am 24. November 1895 setzte Herzl seinen Plan den Mitgliedern des „Makkabäerklubs" auseinander. Da er, wie das Tagebuch meldet, frei sprach, so hat sich begreiflicherweise im Nachlasse kein darauf bezügliches Konzept vorgefunden. Herzl schildert die Zusammenkunft in wenigen Sätzen (Tagebuch II, 168):

„Abends bei den „Makkabäern".

Mageres Dinner, aber guter Empfang.

Alle bewillkommnen mich herzlich.

Unter den Klubmitgliedern zumeist gebildete Juden. Ein strammer Offizier, Captain Nathan, der einmal als Militärattaché nach Wien gehen sollte, aber wegen seines Judentums abgelehnt wurde.

Nach Tisch gibt mir Zangwill mit einer leicht satirischen Einführung das Wort.

Ich spreche frei, in drei Abteilungen. Die ersten zwei deutsch. Reverend Singer macht sich dabei Notizen und resumiert nach jeder Abteilung englisch, was ich gesagt habe.

Die dritte Abteilung spreche ich französisch.

Meine Rede hat Beifall. Sie beraten leise unter sich und ernennen mich einstimmig zum Ehrenmitglied.

Folgen die Einwendungen, die ich widerlege.

Die wichtigste der englische Patriotismus."

Als „Der Judenstaat" bereits im Drucke war, erhielt Herzl vom Herausgeber des „Jewish Chronicle" die Einladung, seinen Lesern in aller Kürze den Plan zur Lösung der Judenfrage auseinanderzusetzen. Er willfahrte, und am 17. Januar 1896 erschien im genannten Blatte „A Solution of the Jewish Question". Das Original dieses Aufsatzes hat sich nicht im Nachlasse gefunden; ich gebe ihn im folgenden in deutscher Uebersetzung. Man wird sehen, dass er vielfach wörtlich Stellen aus dem „Judenstaat" enthält.

Eine Lösung der Judenfrage.

Man hat mich ersucht, meinen Plan in wenigen Worten den Lesern des „Jewish Chronicle" zu entwickeln. Ich will es ver-

suchen, obgleich ich mich bei einer so kurzen und flüchtigen Skizze der Gefahr aussetze, missverstanden zu werden. Meine erste, unvollständige Auseinandersetzung wird von den Juden wahrscheinlich verhöhnt werden. Unsere böse und törichte Gewohnheit, einander lächerlich zu machen, ist ein Ueberrest knechtischer Gewohnheiten, die wir uns in den Jahrhunderten der Bedrückung angeeignet hatten. Ein Freier sieht nichts Lächerliches an sich und lässt sich von niemandem lächerlich machen. Deshalb richte ich mein erstes Wort an jene Juden, die starken und freien Geistes sind. Sie sollen meine ersten Zuhörer sein und hoffentlich später meine Freunde werden. Ich führe kein neues Ideal vor; es ist im Gegenteil ein sehr altes. Es ist der Gedanke aller — und darin liegt seine Macht —, alt wie das Volk, das nie, auch nicht in den Zeiten schwersten Unglücks ihn hochzuhalten vergass.

Es ist merkwürdig, dass wir Juden diesen königlichen Traum während der langen Nacht unserer Geschichte geträumt haben. Jetzt bricht der Tag an. Wir brauchen uns bloss den Schlaf aus den Augen zu reiben, unsere Glieder zu strecken und den Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. Ich bin weder Seher, noch Prophet, aber ich gestehe: ich hoffe es und bin davon überzeugt, dass das jüdische Volk eines Tages von einer grossartigen Begeisterung erfasst werden wird. Vorläufig jedoch möchte ich mich in ruhigen Worten an den gesunden Menschenverstand praktisch denkender und modern gebildeter Männer wenden. Eine spätere Aufgabe wird es sein, die weniger Begünstigten aufzusuchen, sie zu belehren und zu begeistern. Diese Aufgabe kann ich allein nicht erfüllen. Ich werde an ihr teilnehmen, in den Reihen jener Freunde und Mitarbeiter, die ich mich bemühe für eine gemeinsame Sache zu gewinnen und zu vereinen; ich sage nicht meine Anhänger, denn das würde die Bewegung zu einer persönlichen, folglich von Hause aus zu einer lächerlichen und verächtlichen machen. Nein, es ist eine Volksbewegung, und sie wird eine ruhmreiche werden, wenn sie vor der Be-

fleckung durch persönliche Wünsche bewahrt wird, und sollten diese Wünsche selbst in der Gestalt von politischem Ehrgeiz auftreten.

Wir, die wir diese Bewegung beginnen, werden schwerlich ihr ruhmvolles Ende sehen. Aber schon durch das Beginnen kommt ein hoher Stolz und das Glück der innerlichen Freiheit in unser Dasein. Wir werden für unsere Kinder pflanzen, so wie unsere Väter die Ueberlieferung für uns bewahrt haben. Unser Leben ist ein Augenblick in der Ewigkeit unseres Volkes; dieser Augenblick hat seine Pflichten.

Zwei Erscheinungen fesseln unsere Aufmerksamkeit durch die Folgen, von denen sie begleitet sind: die hohe Kultur und die tiefe Barbarei unserer Zeit. Ich habe diesem Satze absichtlich eine paradox zugespitzte Form gegeben. Unter hoher Kultur verstehe ich die wunderbaren Errungenschaften der Technik, mittels deren wir die Natur unseren Zwecken dienstbar machen; unter der tiefen Barbarei verstehe ich den Antisemitismus. Ich kann mich jetzt nur flüchtig mit den beiden Punkten meines Satzes befassen; dies und anderes wird ausführlich in meiner politischen Schrift besprochen, die unter dem Titel „Die Lösung der Judenfrage" eben gedruckt wird.

Dieses Jahrhundert hat eine wundervolle Neugeburt der Welt erlebt. Wenn heute ein Mensch aus dem Jahre 1795 unter uns erschiene, er würde sie nicht wieder erkennen. Das Wort „unmöglich" hat fast aufgehört für unsere Naturforscher zu existieren. Wo immer der Mensch mit seinen Erfindungen erscheint, verwandelt er die Wüste in einen Garten.

Zur Errichtung von Städten genügen uns jetzt so viele Jahre, als man in früheren Epochen der Geschichte Jahrhunderte brauchte. Die Schatzkammer des modernen Geistes enthält schon unermessliche Reichtümer; jeder Tag vermehrt sie, hundert-

tausend Köpfe sinnen, suchen auf allen Punkten der Erde, und was einer entdeckt hat, gehört im nächsten Augenblick der ganzen Welt.

Anderseits harren die grossen Probleme der Menschheit noch immer der Lösung; die Judenfrage ist nicht das letzte dieser Probleme.

Die Judenfrage besteht. Es wäre töricht, sie zu leugnen. Sie besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch die wandernden Juden eingeschleppt. Wir ziehen natürlich dahin, wo man uns nicht verfolgt; durch unser Erscheinen entsteht dann die Verfolgung. Das ist wahr, muss wahr bleiben, überall, selbst in hochentwickelten Ländern — selbst Frankreich bildet keine Ausnahme — solange die Judenfrage nicht politisch gelöst ist.

Ich glaube den Antisemitismus, der eine vielfach komplizierte Bewegung ist, zu verstehen. Ich betrachte diese Bewegung als Jude, aber ohne Hass und Furcht. Ich glaube zu erkennen, was im Antisemitismus roher Scherz, gemeiner Brotneid, angeerbtes Vorurteil, religiöse Unduldsamkeit — aber auch was darin vermeintliche Notwehr ist. Nur Unwissenheit kann den modernen Antisemitismus für einen Abklatsch der einstigen Judenhetzen halten. Die beiden mögen einige Merkmale gemein haben, aber der grosse Zug der judenfeindlichen Bewegung ist heute ein anderer. In den Hauptländern des Antisemitismus ist dieser eine Folge der Judenemanzipation. Als die Kulturvölker die Unmenschlichkeit der Ausnahmegesetze einsahen und uns freiliessen, kam die Freilassung zu spät. Wir hatten uns im Ghetto merkwürdigerweise zu einem Mittelstandsvolk entwickelt und kamen als eine fürchterliche Konkurrenz für den Mittelstand heraus. So standen wir nach der Emanzipation plötzlich im Ringe der Bourgeoisie und haben da einen doppelten Druck auszuhalten, von innen und von aussen. Die christliche Bour-

geoisie wäre wohl nicht abgeneigt, uns dem Sozialismus als Opfer hinzuwerfen, freilich würde das wenig helfen.

Ich halte die Judenfrage weder für eine soziale, noch für eine religiöse, wenn sie sich auch noch so und anders färbt. Sie ist eine nationale Frage, und um sie zu lösen, müssen wir vor allem sie zu einer politischen Weltfrage machen, die im Rate der Kulturvölker zu regeln sein wird.

Wir sind ein Volk, Ein Volk.

Wir haben überall ehrlich versucht, in der uns umgebenden Volksgemeinschaft unterzugehen, und nur den Glauben unserer Väter zu bewahren. Man lässt es nicht zu. Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten, vergebens bringen wir dieselben Opfer an Gut und Blut wie unsere Mitbürger, vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen. In unseren Vaterländern, in denen wir ja auch schon seit Jahrhunderten wohnen, werden wir als Fremdlinge ausgeschrieen; oft von solchen, deren Geschlechter noch nicht im Lande waren, als unsere Väter da schon seufzten. Wir sind also vergebens überall brave Patrioten, wie es die Hugenotten waren, die man zu wandern zwang. Wenn man uns in Ruhe liesse . . .

Wir sind ein Volk — der Feind macht uns ohne unseren Willen dazu, wie das immer in der Geschichte so war. In der Bedrängnis stehen wir zusammen und da entdecken wir plötzlich unsere Kraft. Ja, wir haben die Kraft, einen Staat, und zwar einen Musterstaat zu bilden. Wir haben alle Mittel, die dazu nötig sind; ich brauche sie hier nicht zu nennen, denn sie werden in meiner Schrift zusammengefasst, die eine systematische Widerlegung aller mir bekannt gewordenen Einwürfe gegen meinen Plan enthält. Ich habe meinen Plan Politikern, Theologen, Ge-

lehrten, Soldaten, Künstlern, Naturforschern, Männern in den verschiedensten Zweigen des Geschäftslebens, namentlich Finanzleuten, vorgelegt. Die ganze Sache ist in ihrem Wesen ausserordentlich einfach, wie sie es ja sein muss, um von jedermann verstanden zu werden.

Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche, alles andere werden wir selbst besorgen.

Ich sehe natürlich voraus, dass jedes Wort in diesem Satze und jeder Buchstabe in jedem Worte von Spöttern und Zweiflern zerfetzt werden wird. Ich rate ihnen, dies, wenn sie gegen Lächerlichkeit empfindlich sind, mit einer gewissen Vorsicht zu tun.

Das Entstehen einer neuen Souveränität ist nichts Lächerliches oder Unmögliches. Wir haben es doch in unseren Tagen miterlebt, bei Völkern, die nicht wie wir Mittelstandsvölker, sondern ärmere, ungebildete und darum schwächere Völker sind. Uns die Souveränität zu verschaffen, sind die Regierungen der vom Antisemitismus heimgesuchten Länder lebhaft interessiert.

Diese Regierungen werden um so bereiter sein, uns entgegenzukommen, als die von mir angeregte Bewegung ökonomische Krisen verhindert, wie sie überall als natürliche Folgen der Judenhetzen auftreten. Denn ich schlage eine innere Wanderung der christlichen Staatsbürger in die langsam und planvoll evakuierten Positionen der Juden vor.

Wird man uns vollends nicht nur gewähren lassen, sondern geradezu unterstützen, so werden wir eine Güterübertragung von Juden auf Christen in einer so friedlichen Weise und in so grossartigem Massstabe durchführen können, wie sie in der Geschichte noch nicht vorgekommen ist.

Alles das muss mit entsprechender Berücksichtigung erworbener Rechte, unter strengster Einhaltung der Gesetze, ohne Zwang, offen, am hellen Tage, unter der Aufsicht der Behörden und der Kontrolle der öffentlichen Meinung vor sich gehen.

Man kann das kurz und bündig in der Form eines Gleichnisses ausdrücken: wir überlassen unsere alte Wohnung anderen und bauen uns eine neue, schönere. Wie die Uebergabe der alten, die Einrichtung der neuen Gebäude stattfinden solle, ist in meiner Schrift ausführlich dargestellt. Diese im Prinzip einfache, in der Ausführung verwickelte Aufgabe muss von einem kapitalkräftigen Syndikat gelöst werden — nennen wir es „The Jewish Company".

Die „Jewish Company" besorgt die Liquidierung aller Vermögensinteressen der abziehenden Juden.

Den Abzug der Juden darf man sich, wie schon gesagt wurde, nicht als einen plötzlichen vorstellen. Es wird ein allmählicher sein und Jahrzehnte dauern.

Wir haben eine Unzahl ungelernter Arbeiter in Russland, Rumänien, Ungarn, Galizien und anderswo. Die Auswanderungs- und Zionistenvereine werden sich uns unterordnen, weil unser Ziel umfassender ist als das ihre und weil wir die ganze Volksidee vertreten. Ich rechne mit Bestimmtheit auf die Mitwirkung dieser Vereine; doch ist ihre Hilfe für das Gelingen unseres Planes nicht unerlässlich.

Die „Jewish Company" wird mit ihrem ungeheuren Geschäftsgewinn immerhin imstande sein, den ärmsten Auswanderern für Ueberfahrt und Betriebsmaterial Geld vorzuschiessen, das in Arbeit zurückgezahlt werden wird. Wir werden den Siebenstundentag einführen und dabei einen politisch-soziologischen Versuch machen, der der ganzen Menschheit zugute kommen wird. Wir werden uns überhaupt bemühen, uns zur Höhe des Bewusst-

seins unserer Zeit zu erheben. Diese Andeutung möge hier genügen. Unsere Arbeiter werden nach einem von vornherein feststehenden Plane Strassen, Brücken, Bahnen bauen, Telegraphen errichten, Flüsse regulieren, und für sich selbst, sowie für unsere Beamten Heimstätten schaffen. Ihre Arbeit bringt den Verkehr, der Verkehr die Märkte, die Märkte locken neue Ansiedler heran. Die Arbeit, die wir in die Erde versenken, steigert den Wert des Landes. Die Juden werden schnell einsehen, dass sich für ihre bisher gehasste und verachtete Unternehmungslust ein neues, dauerndes Gebiet erschlossen hat. Denn das Gelobte Land liegt in uns — in unserem Kapital, in unserer Arbeit, in einer organischen Vereinigung beider.

Alle bisherigen Versuche mit jüdischer Kolonisation waren von einem merkwürdigen Irrtum ausgegangen. Der Irrtum lag in einer gewissen Enge des Horizontes und in der Anwendung von veralteten Mitteln. Es ist ein törichter Versuch, den Juden in einen Bauern verwandeln zu wollen; aber man kann aus ihm einen grösseren oder kleineren Grundbesitzer machen, der seinen Boden mit landwirtschaftlichen Maschinen bearbeitet.

Will man heute ein Land gründen, darf man es nicht in der Weise machen, die vor tausend Jahren die einzig mögliche gewesen wäre. Es ist töricht, auf alte Kulturstufen zurückzukehren, wenn man neues schaffen will. Kämen wir beispielsweise in die Lage, ein Land von wilden Tieren zu säubern, würden wir es nicht in der Art der Europäer aus dem fünften Jahrhundert tun. Wir würden nicht einzeln mit Speer und Lanze gegen Bären ausziehen, sondern eine grosse fröhliche Jagd veranstalten, die Bestien zusammentreiben und eine Melinitbombe unter sie werfen.

Wenn wir Bauten aufführen wollten, werden wir nicht hilflose Pfahlbauten an einen Seerand stecken, sondern wir werden bauen, wie man es jetzt tut. Wir werden kühner und herrlicher bauen, als es je vorher geschehen ist. Denn wir haben Mittel, die in der Geschichte noch nicht da waren.

Unseren niedersten wirtschaflichen Schichten folgen allmählich die nächsthöheren hinüber. Die jetzt am Verzweifeln sind, gehen zuerst. Sie werden geführt von unserer überall verfolgten mittleren Intelligenz, die wir überproduzieren.

Unsere Männer der Wissenschaft, unsere Advokaten, unsere Beamten werden als behördliche Aufsichtsorgane über die „ungelernten" Arbeiter angestellt werden.

Wir werden natürlich auch unser Heer haben zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach aussen, wie nach innen.

Die Familien unserer Offiziere und Beamten werden unseren Mittelständen mit dem Beispiel der Wanderung nach der neuen Heimat vorangehen. Ihre Ankunft wird die höheren Lebensbedürfnisse mit sich bringen, entsprechende Märkte und endlich auch Kunst und Kunstindustrie ins Leben rufen.

Unsere Seelsorger, an die ich ganz besonders appelliere, werden ihre Kraft in den Dienst dieses Gedankens stellen. Sie müssen sich jedoch von vornherein darüber klar sein, dass wir nicht die Absicht haben, eine Theokratie, sondern einen toleranten modernen Bürgerstaat zu gründen. Wohl aber werden wir, eingedenk des Glaubens unserer Väter, den Tempel in alter Pracht wieder aufbauen. Wir werden das neue Banner des Judentums entrollen — eine weisse Fahne mit sieben goldenen Sternen. Das weisse Feld bedeutet das neue, reine Leben; die Sterne sind die sieben goldenen Stunden unseres Arbeitstages. Denn im Zeichen der Arbeit gehen die Juden in das neue Land.

Wer mit will, stelle sich hinter unsere Fahne und kämpfe für sie in Wort, Schrift und Tat. Ich rechne auf alle unsere aufstrebenden jungen Leute, denen anderswo alle Wege versperrt sind.

Rousseau wollte dem Staat einen Gesellschaftsvertrag zugrunde legen; ich glaube, ein Staat kann durch die „negotiorum gestio" entstehen. Wenn das Gut eines Behinderten in Gefahr ist, darf jeder hinzutreten und es retten. Das ist der Gestor, der Führer fremder Geschäfte. Er hat keinen Auftrag, das heisst keinen menschlichen Auftrag. Sein Auftrag ist ihm von einer höheren Notwendigkeit erteilt. Freilich muss er mit äusserster Vorsicht zu Werke gehen.

So brauchen auch wir einen Gestor zur Führung der jüdischen Sache.

Das Judenvolk ist gegenwärtig durch die Diaspora verhindert, seine politischen Geschäfte selbst zu führen. Dabei ist es auf verschiedenen Punkten in schwerer oder leichterer Bedrängnis. Es braucht vor allem einen Gestor.

Die Schaffung eines solchen ist daher das wesentlichste Bedürfnis. Der Gestor darf nun freilich nicht ein einzelnes Individuum sein; ein Mann, der dieses Riesenwerk auf sich nähme, wäre ein Betrüger oder ein Narr. Es ist daher für die Reinheit des Gedankens, wie für dessen Ausführung notwendig, das Amt unpersönlich zu gestalten. Der Gestor der Juden muss eine Vereinigung von mehreren Personen zu einem bestimmten Zwecke sein, eine Körperschaft. Diese Körperschaft, möchte ich vorschlagen, soll in erster Reihe aus dem Kreise der wackeren englischen Juden, denen ich in London meinen Plan mitteilte, gebildet werden. Sie möge „The Society of Jews" genannt werden und soll von der oben erwähnten „Jewish Company" gänzlich getrennt sein.
Die Society of Jews ist die Zentralstelle der beginnenden Judenbewegung.

Die Society hat wissenschaftliche und politische Aufgaben. Die Gründung des Judenstaates, wie ich mir sie denke, hat moderne, wissenschaftliche Voraussetzungen. Wenn wir heute aus Mizraim

wandern, kann es nicht in der naiven Weise der alten Zeit geschehen. Wir werden uns vorher anders Rechenschaft geben von unserer Zahl und Kraft.

Meine Schrift wird die allgemeine Diskussion über die Judenfrage eröffnen. Freunde und Feinde werden sich daran beteiligen — ich hoffe, nicht mehr in der bisherigen Form sentimentaler Verteidigungen und wüster Beschimpfungen. Die Debatte soll sachlich, gross, ernst und politisch geführt werden.

Die Society of Jews wird alle Kundgebungen der Staatsmänner, Parlamente, Judengemeinden, Vereine, die in Wort und Schrift, in Versammlungen, Zeitungen und Büchern hervorkommen, sammeln.

So wird die Society zum erstenmal erfahren und feststellen, ob die Juden schon ins Gelobte Land wandern wollen und müssen. Die Society wird von den Judengemeinden in aller Welt die Behelfe zu einer umfassenden Statistik der Juden erhalten.

Die späteren Aufgaben, die gelehrte Erforschung des neuen Landes und seiner natürlichen Hilfsmittel, der einheitliche Plan zur Wanderung und Ansiedlung, die Vorarbeiten für die Gesetzgebung und Verwaltung usw. sind aus dem Zweck vernünftig zu entwickeln.

Kurz, die Society of Jews wird die Urzelle werden, aus der sich später die öffentlichen Einrichtungen des Judenstaates entwickeln sollen.

Die Juden, welche sich zu unserer Staatsidee bekennen, sammeln sich um die Society of Jews. Diese erhält dadurch den Regierungen gegenüber die Autorität, im Namen der Juden sprechen und verhandeln zu dürfen.

Zeigen sich nun die Mächte bereit, dem Judenvolke die Souveränität eines neutralen Landes zu gewähren, so wird die Society über das zu nehmende Land verhandeln. Zwei Gebiete kommen in Betracht: Palästina und Argentinien. Bemerkenswerte Kolonisierungsversuche haben auf diesen beiden Punkten stattgefunden. Allerdings nach dem falschen Prinzip der allmählichen Infiltration von Juden. Die Infiltration muss immer schlecht enden. Entweder die Einwanderung misslingt oder sie gedeiht; wenn sie gedeiht, ruft sie den Antisemitismus ins Leben.

Denn es kommt regelmässig der Augenblick, wo die Regierung auf Drängen der sich bedroht fühlenden Bevölkerung den weiteren Zufluss von Juden absperrt. Die Auswanderung hat folglich nur dann einen Sinn, wenn ihre Grundlage unsere gesicherte Souveränität ist.

Die Society of Jews wird mit den jetzigen Landeshoheiten verhandeln, und zwar unter dem Protektorate der europäischen Mächte, wenn diesen die Sache einleuchtet. Wir können der jetzigen Landeshoheit ungeheuere Vorteile gewähren, einen Teil ihrer Staatsschulden übernehmen, Verkehrswege bauen, die ja auch wir selbst benötigen, und noch vieles andere. Doch schon durch das Entstehen des Judenstaates gewinnen die Nachbarländer, weil im grossen wie im kleinen die Kultur eines Landstriches den Wert der Umgebung erhöht.

Ist Palästina oder Argentinien vorzuziehen? Die Society wird nehmen, was man ihr gibt und wofür sich die öffentliche Meinung des Judenvolkes erklärt. Die Society wird beides feststellen.

Argentinien ist eines der natürlich reichsten Länder der Erde, von riesigem Flächeninhalt, mit schwacher Bevölkerung und gemässigtem Klima. Die argentinische Republik hätte das grösste Interesse daran, uns ein Stück Territorium abzutreten. Die jetzige Judeninfiltration hat freilich dort Verstimmung erzeugt; man

müsste Argentinien über die wesentliche Verschiedenheit der neuen Judenwanderung aufklären.

Palästina ist unsere unvergessliche historische Heimat. Dieser Name allein wäre ein gewaltig ergreifender Sammelruf für unser Volk. Wenn Seine Majestät der Sultan uns Palästina gäbe, könnten wir uns dafür anheischig machen, die Finanzen der Türkei gänzlich zu regeln. Für Europa würden wir dort ein Stück des Walles gegen Asien bilden, wir würden den Vorpostendienst der Kultur gegen die Barbarei besorgen. Wir würden als neutraler Staat im Zusammenhange bleiben mit ganz Europa, das unsere Existenz garantieren müsste. Für die heiligen Stätten der Christenheit liesse sich eine völkerrechtliche Form der Exterritorialisierung finden. Wir würden die Ehrenwache um die heiligen Stätten bilden, und mit unserer Existenz für die Erfüllung dieser Pflicht haften. Diese Ehrenwache wäre das grosse Symbol für die Lösung der Judenfrage nach achtzehn für uns qualvollen Jahrhunderten.

Ich weiss sehr wohl, dass ich mit dem Versuch, einen alten Gedanken in neuer Gestalt aufleben zu lassen, Spott und alle möglichen Angriffe zu gewärtigen habe. Sanftere Gemüter werden meinen Gedanken utopistisch nennen. Was ist der Unterschied zwischen einem utopistischen und einem möglichen Plan? Eine Utopie ist eine unter Umständen sinnreiche Maschinerie, der es nur an der nötigen Treibkraft gebricht; ein möglicher Plan dagegen beruht auf einer wirklich vorhandenen Kraft.

Diese Kraft, die wir brauchen, wird uns vom Antisimitismus geliefert. Einige werden mir den Vorwurf machen, dass ich dem Antisemitismus neue Nahrung zuführe. Das ist nicht wahr, weil der Antisemitismus auch ohne meinen Plan fortwachsen würde, so lange die Ursachen seines Wachstums nicht entfernt werden. Andere werden für ihr Hab und Gut, für ihr Geschäftsinteresse zittern. In meiner öfter erwähnten Schrift nenne ich mehrere

Methoden, wie Immobilien liquidiert, Geschäfte in ein neues Land übertragen, dort mittels Zweiganlagen erweitert, in den früheren Zustand gesetzt oder vergrössert werden können, es sind nur einige Anregungen, die mein hellsichtigster Mitarbeiter dort zur Enwicklung bringen wird. Dieser Mitarbeiter ist die Gesamtheit der Juden.

Wie soll unsere Verfassung beschaffen sein?

Ich bin für die aristokratische Republik, obgleich ich in meiner Heimat ein überzeugter Anhänger der Monarchie bin.

Unsere Geschichte ist jedoch so lange unterbrochen gewesen, dass wir an die Einrichtung nicht mehr anknüpfen können. Der blosse Versuch unterläge dem Fluche der Lächerlichkeit.

Welche Sprache werden wir sprechen? Jeder behält seine Sprache, welche die liebe Heimat seiner Gedanken ist. Für die Möglichkeit des Sprachenförderalismus ist die Schweiz ein endgültiges Beispiel. Wir werden auch drüben bleiben, was wir jetzt sind, sowie wir nie aufhören werden, unsere Vaterländer, aus denen wir verdrängt wurden, mit Wehmut zu lieben.

Man wird sagen, dass ich unseren Feinden Waffen liefere. Auch das ist eine Unwahrheit, denn was ich vorschlage, kann nur ausgeführt werden mit freier Zustimmung der Judenmehrheit. Es kann gegen einzelne, selbst gegen die Gruppen der jetzt mächtigsten Juden gemacht werden — aber nie und nimmermehr vom Staat aus gegen alle Juden. Man kann die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden, wo sie einmal besteht, nicht mehr aufheben; denn schon die einleitenden Versuche würden sofort alle Juden, arm und reich, den Umsturzparteien zujagen. Schon der Beginn offizieller Ungerechtigkeiten gegen die Juden hat überall wirtschaftliche Krisen im Gefolge. Man kann also eigentlich wenig Wirksames gegen uns tun, wenn man sich nicht selbst weh tun will. Dabei wächst und wächst der Hass.

Und wird man noch sagen: die Unternehmung sei hoffnungslos, selbst wenn wir das Land und die Souveränität bekommen — weil nur die Armen mitgehen werden? Gerade die brauchen wir zuerst! Nur die Desperados taugen zum Erobern.

Die Reichen und Wohlhabenden werden später nachfolgen, wenn sie sehen werden, dass es sich im neuen Lande ebenso angenehm oder gar angenehmer als im alten leben lässt.

Unsere beiden Körperschaften, die „Jewish Company" und die „Society of Jews", die eine für die öffentlichen, die andere für private Angelegenheiten, werden bald die nötigen Kulturzustände schaffen.

Aber ohne den Enthusiasmus unseres eigenen Volkes können wir nichts machen.

Der Gedanke muss hinausfliegen bis in die letzten jammervollen Nester, wo unsere Leute wohnen. Sie werden aufwachen aus ihrem dumpfen Brüten. Denn in unser aller Leben kommt ein neuer Inhalt. Jeder braucht nur an sich selbst zu denken, und der Zug wird schon ein gewaltiger.

Und welcher Ruhm erwartet die selbstlosen Kämpfer für die Sache!

Darum glaube ich, dass ein Geschlecht wunderbarer Juden aus der Erde wachsen wird. Die Makkabäer werden wieder aufstehen.

Und so wird es zugehen: gerade die Armen und Einfachen, die gar nicht ahnen, welche Gewalt über die Naturkräfte der Mensch schon besitzt, werden die neue Botschaft am stärksten glauben. Denn sie haben die Hoffnung auf das Gelobte Land nicht verloren.

Da ist es, Juden! Kein Märchen, kein Betrug! Jeder kann sich davon überzeugen, denn jeder trägt ein Stück vom Gelobten Land hinüber: der in seinem Kopf, und der in seinen Armen, und jener in seinem erworbenen Gut.

Wir werden endlich als freie Männer auf unserem eigenen Boden leben und friedlich in unserem eigenen Heim sterben

---

Zur „REDE IM LONDONER MAKKABAEERKLUB".

Zu S. 119: „in einem anderen Werk", nämlich: Das Palais Bourbon (Berlin, Duncker & Humblot 1895).

Zur „REDE IM LONDONER MAKKABÄERKLUB".

Ueber die erste vor den Makkabäern gehaltene Rede Herzls siehe oben Anmerkungen Seite 292, Z. 8 von unten.

Zu „REDE IN DER OESTERREICHISCH-ISRAELITISCHEN UNION".

Gehalten Samstag, den 7. November 1896.

Zu „DR. GUEDEMANNS NATIONALJUDENTUM".

Erschien in Blochs „Oesterreichische Wochenschrift" am 23. April 1897.

Zu „PROGRAMM".

„Welt" vom 4. Juni 1897, Nummer 1, S. 1.

Zu „DER KONGRESS".

Daselbst S. 2.

Zu „LEROY-BEAULIEU UEBER DEN ANTISEMITISMUS".
„Welt" vom 9. und 16. Juli 1897, Nummer 6, S. 1, Nummer 7, S. 3.

Zu „PROTESTRABBINER".
„Welt" vom 16. Juli 1897, Nummer 7, S. 1.

Zur „EROEFFNUNGSREDE ZUM ERSTEN KONGRESS".
Gehalten in Basel am 29. August. Der Text des „offiziellen Protokolls" (Wien 1898) wurde nach der Handschrift berichtigt. Die Abweichungen des Protokolls werden im folgenden verzeichnet.

S. 221, Z. 9 v. unten: wir wollen Berichte hören.
letzte Z.: Verkehres.
S. 222, Z. 13 v. unten: was der Besserung bedarf.
Z. 4 v. unten: dass sich dies.
Z. 2 v. unten: ist ein Beweis mehr.
S. 223, Z. 3 v. oben: es werden auch Debatten.
Z. 11 v. oben: dieser Umstand legitimierte.
Z. 14 v. oben: freiwillige Erörterung unter der verständigen Kontrolle.
Z. 19 v. oben: von allen Seiten.
S. 224, Z. 7 v. oben: Hoffnungen angeregt werden.
Z 8 v. oben: der Verhandlung.
Z. 18 v. oben: durch offene Sprache.
Z. 20 v. oben: ein Volk.
Z. 27 v. oben: Schutzjudentum haben wir.
S. 225, Z. 4 v. unten: Wenn ein Stück Orientfrage zugleich mit der Judenfrage gelöst wird.
S. 226, Z. 3. v. oben: Kalamität der Regierung.
Z. 10 v. oben: flüchten sich.
Z. 12 v. oben: aus diesen sonderbaren Schwierigkeiten.
Z. 13 v. oben: es geht ihm dabei.
Z. 17 v. oben: Mangels des Patriotismus.

Z. 18 v. oben: von selbst. Welchen besseren Dienst kann einer seinem Lande leisten, als wenn er den inneren Frieden der Bürger herstellen hilft. Dieser Satz ist im Manuskript durchstrichen und fehlt in der „Welt".

Z. 7 v. unten: und ich gesagt

S. 227, Z. 1 v. oben: in diesen Augenblicken.

Z. 3 v. unten: zu Trutz und allen Juden.

Zu „ERGEBNISSE DES KONGRESSES".

„Welt" vom 10. September 1897, Nummer 15, S. 1.

Zu „DER BASELER KONGRESS".

Erschien zuerst in „Contemporary Review" Oktober 1897, dann als Broschüre in der ursprünglichen Fassung.

Zu „DER EWIGE JUDE".

Erschien im „Daily Chronicle" am 12. und 13. November 1897.

Zu „MAUSCHEL".

„Die Welt" 1897, Nummer 20, S. 1.

Zu „BOERSENELEND".

Daselbst 1897, Nummer 24, S. 1.

Zu „DIE JUEDISCHE KOLONIALBANK"

Daselbst 1897, Nummer 25, S. 1.

Zu „DIE ENTSCHWUNDENEN ZEITEN".

Daselbst 1897, Nummer 28, S. 1.

Zu „DIE MENORAH".

Daselbst 1897, Nummer 31, S. 1.

Zu „REDE IN BERLIN".

Daselbst 1898, Nummer 7, S. 5.

Zu „MR. CLAUDE MONTEFIORES ANSICHTEN“.
Daselbst 1898, Nummer 18, S. 1.

Zu „FEUER IN GALIZIEN“.
Daselbst 1898, Nummer 25, S. 1.

Zur ZWEITEN KONGRESSREDE.
Für diese und die folgenden Kongressreden waren die Manuskripte nicht aufzufinden. Der Text wurde durch eine Kollationierung des „offiziellen Protokolls“ mit dem Abdruck in der „„Welt“ (1898, Nummer 35, S. 4) hergestellt.

Zu „NORDAUS DR. KOHN“.
„Die Welt“, 1899, Nummer 3, S. 13.

Zu „DIE AUFGABEN DER BANK“.
Daselbst 1899, Nummer 6, S. 2.

Zu „DIE MILLIONEN DER ICA“.
Daselbst 1899, Nummer 13, S. 1.

Zur „REDE IN LONDON“.
Daselbst 1899, Nummer 26, S. 2.

Zur DRITTEN KONGRESSREDE.
Daselbst, Nummer 33, S. 5.

Zu „ZIONISMUS“.
Erschien in „North American Review“ 1899.

Zu „UNTERWEGS“.
„Die Welt“ 1900, Nummer 1, S. 1.

Zur „REDE IN WIEN“.
Wurde im Frühjahr 1900 vor einer Versammlung von Wiener

Kaufleuten und Bankiers gehalten. Das Manuskript, offenbar nach einer stenographischen Aufnahme von unbekannter Hand angefertigt, zeigt viele Nachlässigkeiten und grobe Versehen.

Zu „ROTHSCHILDS KOLONIEN".

Daselbst 1900, Nummer 3, S. 1.

Zu „DER VIERTE ZIONISTENKONGRESS".

Daselbst 1900, Nummer 23, S. 1.

Zur VIERTEN KONGRESSREDE.

Daselbst 1900, Nummer 33, S. 1.

Zu „DIE FRAUEN UND DER ZIONISMUS".

Gehalten in Wien im „Zionistischen Frauenverein" am 12. Januar 1901. Text nach einer stenographischen Aufnahme.

Zur „REDE IM MAKKABAEERKLUB".

„Die Welt" 1901, Nummer 24, S. 2.

Zur FUENFTEN KONGRESSREDE.

Daselbst 1901, Nummer 52, S. 1.

Zu „DAEUMERLE UND BAEUMERLE".

Daselbst 1902, Nummer 14, S. 11.

Zu „HERZL VOR DER LONDONER FREMDEN-KOMMISSION".

Daselbst 1902, Nummer 28, 29.

Zur SECHSTEN KONGRESSREDE.

Daselbst 1903, Separatnummer 1 (24. August).

INHALTS-VERZEICHNIS



INHALT DES ZWEITEN TEILES

BUCHSCHMUCK VON J. ROTHZIEGEL, BERLIN, UND J. STARK, KRAKAU.



JUEDISCHE RUNDSCHAU

Organ
der Zionistischen Vereinigung für Deutschland.

Erscheint jeden Freitag.

Adresse für Geldsendungen und Bestellungen:
Verlag Jüdische Rundschau E. G. m. b. H.
Berlin C. 54, Auguststr. 49a.

Redaktion:
Dr. Heinrich Loewe, Berlin NW. 40
.·. .·. Melanchtonstrasse 4 .·. .·.

Abonnementspreis vierteljährlich:

1. durch die Expedition:
   a) in Berlin . . . . M. 0,90
   b) nach auswärts . . . . . . M. 1,—
   c) für das Ausland . . . . M. 1,50
2. im Postabonnement . . . . M. 1,25
3. bei Bez. durch die Ortsgruppe M. 0,75

Postzeitungsliste No. 3944.

Druck: Pass & Garleb G. m. b. H.
Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 11.









